

Immanuel Kant

Ein Lebensbild

nach Darstellungen seiner Zeitgenossen

Jachmann

Borowski

Wasianski

Von

Alfons Hoffmann



Immanuel Kant.

Ein Lebensbild

nach

Darstellungen der Zeitgenossen
Jachmann, Borowski, Wasianski.

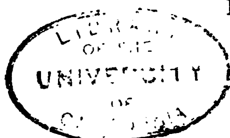
Herausgegeben

von

Alfons Hoffmann.

Die Welt wird von Gott durch etliche wenige Helden und fürtreffliche Leute regieret.

Dr. Martin Luther.



Halle a. S.
Hugo Peter.
1902.

MM

Vorwort des Herausgebers.

Houston Stewart Chamberlain, der berühmte Verfasser der „Grundlagen des XIX. Jahrhunderts“, schreibt in einem Nachtrage über Kant-Literatur zur Seite 938, II. Hälfte jenes Werkes, wörtlich:

„Das Richtige ist wohl doch“ (nämlich bevor man an das Studium der Lehre geht) „erst den Menschen kennen und lieben zu lernen, was durch die Schilderungen seiner Zeitgenossen Wasianski (Immanuel Kant in seinen letzten Lebensjahren, Königsberg 1804), Jachmann (Immanuel Kant, geschildert in Briefen an einen Freund, Königsberg 1804) und Borowski (Darstellung des Lebens und Charakters Immanuel Kant's, Königsberg 1804) am sichersten und schnellsten gelingt. Wasianski's kleines Buch ist tiefergreifend; Borowski's ist namentlich deswegen interessant, weil seine biographische Skizze Kant vorgelegen hat und von ihm durchgesehen und annotiert worden ist. Jachmann hat neun Jahre lang Kant's Vorträge gehört. Mir ist kein neueres Buch bekannt, das für die lebendige

Kenntnis des Mannes auch nur entfernt ähnliches leistet wie diese alten; sie sind unersetzlich und sollten neu gedruckt werden". —

Das Urteil eines solchen Mannes möchte allein schon hinreichen, das Unternehmen zu rechtfertigen, die oben genannten, im Todesjahre Kant's herausgegebenen Schriften, welche im Buchhandel längst vergriffen sind, im Neudruck erscheinen zu lassen. Sind doch alle Kant-Biographen gezwungen, auf diese lebenswahren Schilderungen als erste und wichtigste Quelle zurückzugreifen; und alle drei Abhandlungen sind in ihrer lebendigen Anschaulichkeit geradezu unübertrefflich. Der Leser empfängt hier gleichsam den Eindruck, als befände er sich noch inmitten jenes Freundeskreises und lausche gespannt den liebevollen Erzählungen über den Lebens- und Werdegang des unsterblichen Mannes, der nicht nur dem Geistesleben der Menschheit neue Bahnen gewiesen, sondern auch als Mensch durch seine Charaktergrösse und seine erhabene Lebensführung vorbildlich geworden ist für alle Zeiten.

„Der Mensch aber ist gerade beim Philosophen von seinem Werk nicht zu trennen, wer sich mit dem Menschen Kant vertraut macht, darf also auch hoffen, in die Anschauungen des Denkers einen Blick zu thun" (Raoul Richter).

Das Verständnis für Kant's „edelgrosse Persönlichkeit", für sein Leben und seine Lehre,

in immer weitere Kreise zu tragen, sein Lebensbild möglichst vielen zugänglich zu machen, das ist der nächste Zweck dieses Neudrucks.

Aus diesen anspruchslosen Schilderungen tritt uns die Persönlichkeit des grossen Mannes in ihrem wirklichen Wesen und in lebensvoller Wahrheit, so wie die Mitwelt sie gekannt hat, entgegen. Dafür bürgt schon die Stellung ihrer Verfasser nicht nur zu Kant, sondern auch in dem bürgerlichen Leben jener Zeit.

Reinhold Bernhard Jachmann, „Direktor des von Conradi'schen Provinzial-Schul- und Erziehungs-Instituts in Conradino auf Jenkau bei Danzig“, war in den Jahren 1784 bis 1794 Kant's Schüler und Amanuensis. Er hat, wie er in seiner Vorrede uns versichert, zu dem grossen Weltweisen in einem nahen, freundschaftlichen Verhältnisse gestanden und so Gelegenheit gehabt, den merkwürdigen Mann in den mannigfachsten Verhältnissen seines Lebens zu beobachten. Er hatte zu jeder Stunde des Tages Zutritt in sein Haus, wo sich ihm Kant in seiner ganz natürlichen Gestalt zeigte. Er nahm an seinen gelehrten und häuslichen Angelegenheiten Anteil, erhielt Einladungen zu den Gesellschaften, die Kant besuchte, und vermochte auf diese Weise tiefer in sein Leben zu blicken und seine Denkungsart kennen zu lernen als jeder andere. Dass er jedenfalls Kant richtig aufgefasst hat, schliesst er selbst

daraus, dass jener ihn etwa vier Jahre vor seinem Tode aufgefordert hat, seine Biographie zu schreiben. Seine Briefe sind daher als Beiträge zu einer Charakteristik von Kant's Lebens- und Denkungsart überaus wertvoll.

Ludwig Ernst Borowski (der einzige evangelische Erzbischof, den Preussen gehabt hat), „gehörte als Student zu Kant's ersten Schülern; er verkehrte als Pfarrer in Königsberg viel mit seinem ehemaligen Lehrer (1782—1792) und entwarf im Jahre 1792 eine Lebensskizze desselben, die er der Königsberger Deutschen Gesellschaft vorlesen wollte. Zuvor teilte er diesen Aufsatz dem Philosophen mit und bat um dessen Einwilligung und Prüfung. Kant gewährte die Durchsicht, wünschte aber, dass vor seinem Tode kein öffentlicher Gebrauch von dieser Schrift gemacht werde, auch nicht der eines mündlichen Vortrages; er schickte sie mit Randbemerkungen zurück und sagte in dem Begleitschreiben mit weiser Bescheidenheit, dass er sich die zugedachte Ehre verbitten möchte, weil er alles, das einem Pomp ähnlich sehe, aus natürlicher Abneigung vermeide, zum Teil auch, weil der Lobredner gemeiniglich den Tadler aufsuche. Die Skizze, welche vor der Herausgabe (von Borowski) vervollständigt wurde, hat den Vorzug, von dem Philosophen selbst (teilweise) gelesen und geprüft zu sein". (Kuno Fischer, Geschichte der neueren Philosophie,

Bd. IV, S. 38 f, Heidelberg 1898). Im Übrigen will Borowski nach seinen eigenen Worten „nur Grundlinien zu einer künftigen sicheren Biographie Kant's ziehen . . . . . und richtige, zuverlässige Daten in die Hände seines künftigen Biographen bringen". Hierfür ist die Nachwelt ihm Dank schuldig, auch wenn er für die Beurteilung eines Kant nicht immer den richtigen Ton zu treffen gewusst hat.

Ehregott Andreas Christoph Wasianski hat uns einen Bericht „von Kant in seinen letzten Lebensjahren" geliefert. Der Verfasser selbst nennt es „einen Beitrag zur Kenntnis seines Charakters und häuslichen Lebens aus dem täglichen Umgange mit ihm". Wasianski hatte bereits 1772 die Universität in Königsberg bezogen, anfänglich in der Absicht Medizin zu studieren, welches Studium er aber bald mit dem der Theologie vertauschte. 1774 hatte ihn Kant zu seinem Amanuensis erwählt und auch später nicht aus den Augen verloren, als Wasianski Kantor und darauf Diakonus an der Tragheimer Kirche zu Königsberg wurde. Kant hatte nämlich die Gewohnheit, sich oft nach den späteren Lebensverhältnissen der ihm lieb gewordenen Zuhörer zu erkundigen. Über zehn Jahre hatte Kant Wasianski nicht gesehen, als er ihn im Jahre 1790 zufällig in einer Gesellschaft traf, seit dieser Zeit ihn häufig zu seinen Tischgesellschaften zog und bald von der glücklichen

Gabe der Anstelligkeit zu allen häuslichen Geschäften bei Wasianski sich überzeugte, in denen Kant selbst niemals zu seinem Vorteil sich zu benehmen wusste. Als daher 1794 Jachmann Königsberg verliess, ersuchte Kant Wasianski, der überdies nicht weit von seinem Hause wohnte, sich der allgemeinen Leitung seines Hauswesens und Vermögens anzunehmen. Hierbei erwarb sich Wasianski das unbeschränkteste Vertrauen Kant's, wurde in den letzten Lebensjahren sein täglicher Gesellschafter, der Pfleger seines immer hinfälliger werdenden Körpers und zuletzt der Vollstrecker seines Testaments und Ordner seines Nachlasses. Es ist demnach die von Wasianski gelieferte Darstellung in ihrer einfachen Erzählungsweise ein treuer Bericht über das allmähliche Erlöschen der geistigen und körperlichen Kräfte eines so grossen Mannes. (Immanuel Kant's Biographie von Fr. Wilh. Schubert. Bd. 11 T. 2 von Immanuel Kant's sämtliche Werke. Herausgegeben von Rosenkranz & Schubert, Leipzig 1842). —

Um nun das von solchen Zeitgenossen unmittelbar nach dem Hinscheiden Kant's von ihm entworfene Bild nicht zu verwischen, habe ich die Ursprungsschriften nahezu ganz unverändert gelassen und auch der Versuchung widerstanden, in erläuternden Anmerkungen die Ergebnisse der späteren Forschung bis auf die Gegenwart herab zu verwerten. Hier zog mir

das Pietätsgefühl eine Grenze. Ich habe mich darauf beschränkt, der inzwischen veränderten Rechtschreibung und Zeichensetzung Rechnung zu tragen, sowie verschiedene, namentlich weniger gebräuchliche Fremdwörter sinngemäss zu verdeutschen. Ganz fortgelassen sind nur, als für den Lebensgang des Philosophen in keiner Weise in Betracht kommend, die zum Teil recht weitschweifigen Vorreden der einzelnen Verfasser und die der Schrift von Borowski beigegebenen Anlagen bis auf die unter Nr. 6 aufgeführte, auf deren Abdruck seiner Zeit Kant selbst besonderen Wert legte, nämlich:

1) Raisonnement über einen schwärmerischen Abenteurer.
2) Wie dachte Kant über Swedenborg im Jahre 1758?
3) Über Schwärmerei und die Mittel dagegen.
4) Kant's Zensurleiden.
5) Kant's Urteil über Schulz's fatalistische Moral.
6) Katholische Universitäten in Beziehung auf Kant'sche Philosophie.
7) An Kant. (Brief einer Verehrerin.)
8) Bouterweck an Kant.

Diese schlichten, zeitgenössischen Darstellungen, durchweht von Liebe, Verehrung und dem aufrichtigen Streben nach Wahrhaftigkeit, sind aber nicht blos für den Forscher und alle diejenigen, welche sich etwas eingehender mit dem Studium der Kant'schen Werke zu befassen

streben, äusserst wertvoll, sondern sie besitzen auch für Eltern und Lehrer einen hohen erzieherischen Wert. Und wenn es wahr sein sollte, dass „von Kant ausserhalb gelehrter Kreise wenig mehr als der Name und ein paar Schlagwörter aus seiner Lehre bekannt seien“, wie Dr. Raoul Richter, der verdienstvolle Herausgeber der „Kant-Aussprüche“ (Leipzig 1901) behauptet, dann gilt es um so mehr, eine Ehrenschuld abzutragen gegenüber den Manen des grössten deutschen Denkers — fürwahr eine vornehme Aufgabe, an deren Lösung mitzuwirken jeder Gebildete berufen ist.

Auch scheint der Zeitpunkt hierzu nicht gerade ungünstig.

„Zurück auf Kant“, dieser Ruf erschallt immer lauter aus Gelehrtenkreisen, seitdem Kuno Fischer, der geistvolle Darsteller des Lebens und der Lehre Immanuel Kant's, „zuerst die geschichtliche Erkenntnis zum Ausdruck gebracht, dass Kant's Philosophie den Höhepunkt des modernen Denkens bedeutet, dass in ihm alle Fäden der früheren Philosophie zusammenlaufen, um von ihm mit gesättigter Kraft wieder auszugehen“. So scheint Kant's eigene Prophezeihung aus dem Jahre 1797: „Nach hundert Jahren wird man meine Schriften erst recht verstehen und dann meine Bücher auf's neue studieren und gelten lassen“ in Erfüllung zu gehen; denn allenthalben ist man am Werk,

das Verständnis für Kant und seine hohe Bedeutung nicht nur für seine Zeit sondern für alle Menschenzukunft zu erschliessen und zu vertiefen. Diesem Zwecke entsprechen die für einen weiteren Leserkreis berechneten Schriften von:

Friedrich Paulsen: Kant der Philosoph des Protestantismus,

Friedrich Paulsen: Kant's Verhältnis zur Metaphysik,

Friedrich Paulsen: Immanuel Kant. Sein Leben und seine Lehre,

M. Kronenberg: Kant. Sein Leben und seine Lehre,

Karl Vorländer: Kant und der Sozialismus,

sowie die bereits erwähnten „Kant-Aussprüche“ von Dr. Raoul Richter.

Wie in einem geistigen Brennpunkte aber laufen alle diese Bestrebungen zusammen in der seit 1896 unter Leitung von Dr. Hans Vaihinger in vierteljährlichen Heften erscheinenden philosophischen Zeitschrift der „Kantstudien“. —

„Hin zu Kant“ — dieser Mahnruf gilt der heranwachsenden, studierenden Jugend. Für die Berechtigung desselben beziehe ich mich auf die Ansprache Sr. Majestät des Deutschen Kaisers an die Studentenschaft aus Anlass der am 24. April 1901 vollzogenen, feierlichen Immatrikulation des Kronprinzen in Bonn. Die betreffende Stelle lautet: „Herrlich emporgeblüht steht das Reich vor Ihnen, Freude und dank-

bare Wonne erfülle Sie, und der feste, mannhafte Vorsatz, als Germanen an Germanien zu arbeiten, es zu heben, stärken, trage, durchglühe Sie! Die Zukunft erwartet Sie und wird Ihre Kräfte brauchen. Aber nicht um sie in kosmopolitischen Träumereien zu verschwenden oder in den Dienst einseitiger Parteitendenzen zu stellen, sondern um die Festigkeit des nationalen Gedankens und um unsere Ideale zu pflegen. Gewaltig sind die Geistes-Heroen, welche der Stamm der Germanen durch Gottes Gnade hat hervorbringen dürfen, von Bonifazius und Walther von der Vogelweide bis auf Goethe und Schiller, und sie sind zum Licht und Segen der ganzen Menschheit geworden. Sie wirkten „universal“ und waren doch streng in sich selbst abgeschlossene Germanen d. h. Persönlichkeiten, Männer! Die brauchen wir auch heute mehr als je! Mögen Sie auch dahin streben, solche zu werden!“ Nun, unser Kant war eine solche Persönlichkeit, „das erste vollendete Muster des ganz freien Germanen.“ Wie sollte da nicht gerade die „schlichte Grösse dieses einzig von der Idee erfüllten Lebens“, wie Treitschke so bezeichnend von Kant sagt, am geeignetsten sein, die deutsche Jugend den ihr von ihrem Kaiser gewiesenen Weg zu führen? Die unbedingte Wahrheitsliebe, die Zielbewusstheit, die Gerechtigkeit, die Selbstbeherrschung, das Gefühl für Menschenwürde, alles Züge, deren

harmonische Vereinigung das Leben Kant's so einzig und erhaben gestalten, sind sie nicht für jeden Menschen die Grundbedingung eines in sich gefesteten Lebens? Und in der Pflege echter Humanität, in der Verallgemeinerung des Gefühls für Menschenwürde, wie es einen Kant beseelte, sollte darin nicht ein wichtiger Faktor liegen zur friedlichen Lösung der sozialen Frage auf den Grundlagen von Recht und Pflicht? In der That, keiner ist so geeignet wie Kant Führer gerade der Jugend zu sein. Mit den stolzen Worten seines Erstlingswerks „Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte": „Ich habe mir die Bahn vorgezeichnet, die ich halten will. Ich werde meinen Lauf antreten und nichts soll mich hindern, ihn fortzusetzen" trat der 22jährige Kant vor die Welt. In dieser ging er seinen Weg der Grösse, unbekümmert um der Parteien Hass und Gunst. Als Mensch, von allen geliebt, von keinem gehasst, schied er aus dieser Welt. „Es ist gut" waren seine letzten Worte vor dem Tode. „Ich habe gar nicht den Ehrgeiz, ein Seraph sein zu wollen, mein Stolz ist nur dieser, desto mehr Mensch zu sein". Sein ganzes Leben ist eine Bekräftigung dieser seiner Worte.

Kant war gross und bewunderungswürdig durch seinen Geist und den Umfang seines Wissens; doch nicht minder gross und erhaben

steht er da durch seinen Charakter, die Festigkeit seines Willens, seine Wahrheitsliebe, seine echte Humanität. Kant lebte, wie er lehrte! Daher möge er noch den spätesten Geschlechtern Leitstern sein und bleiben auf dem stürmischen Ozeane des Lebens!

Halle (Saale), den 8. Dezember 1901.

Alfons Hoffmann.

Der Mensch ist das einzige Geschöpf, das erzogen werden muss.

Wir sind in hohem Grade durch Kunst und Wissenschaft kuliviert. Wir sind zivilisiert, bis zum Überlästigen, zu allerlei gesellschaftlicher Artigkeit und Anständigkeit. Aber uns schon für moralisiert zu halten, daran fehlt noch sehr viel.

Hang zur Gemächlichkeit ist für den Menschen schlimmer als alle Übel des Lebens. Es ist daher äusserst wichtig, dass Kinder von Jugend auf arbeiten lernen.

Immanuel Kant.



I. Teil.

Immanuel Kant

geschildert

in Briefen an einen Freund

von

Reinhold Bernhard Jachmann.

— nil majus generatur ipso,
nec viget quidquam simile aut
secundum.



Erster Brief.

Mein teuerster Freund!

Die Nachricht von dem Tode meines grossen Lehrers und Freundes hat mich allerdings erschüttert, obgleich das Hinschwinden seiner Kräfte in den letzten Jahren seines Lebens mich und jeden seiner Verehrer nicht allein auf sein bevorstehendes Lebensende vorbereitet, sondern uns und ihm dasselbe auch wünschenswert gemacht hatte. Mein Gefühl bei dieser Nachricht war ein Gemisch von tiefer Wehmut und heiterer Freude. Mir fiel im Augenblick der Gedanke ein, was die Welt an diesem unsterblichen Manne besessen und verloren hat; ich erinnerte mich dabei dessen, was er auch mir seit meinem achtzehnten Jahre gewesen war und jetzt nicht mehr ist, und meine Seele verlor sich in traurige Betrachtungen über den Wechsel menschlicher Dinge. Aber bald stellte ich mir den nicht so tief denkenden und geistvollen Weltweisen in der Altersschwäche seiner letzten Lebensjahre vor; ich erwog das für die Menschheit so merkwürdige Ereignis, dass auch ein Kant seinen denkenden Geist überleben musste, und ich

fühlte mich froh über die Auflösung seiner körperlichen Hülle. Er als Mensch lebte ja doch nicht mehr für die Welt, und sein Geist wird für die Welt ewig leben.

Ja, unser Kant war ein grosser, merkwürdiger Mann! Was er der Weltweisheit, was er dem ganzen Gebiet des menschlichen Wissens, was er seinem Vaterlande und der ganzen deutschen Nation geleistet hat, ist Ihnen bekannt, da Sie seine Werke selbst studiert haben und in den Geist seiner Philosophie eingedrungen sind. Sie kennen und verehren den unsterblichen Kant, als Weltweisen, als Gelehrten und Schriftsteller, aber Sie wünschen ihn auch ganz als Lehrer und Menschen kennen zu lernen, um ihn als solchen eben so zu lieben und hochzuschätzen, als Sie ihn als Weltweisen bewundern und verehren. Sehr gern erfülle ich Ihren Wunsch, soweit es mir möglich ist; und wenn Sie meinen vieljährigen genauen Umgang mit dem grossen Manne in Anspruch nehmen und gerade durch mich sichere Nachrichten von seinem Leben und genaue Züge seines Charakters zu erhalten hoffen, so gebe ich Ihnen die Versicherung, dass ich alles, was Sie in meinen Briefen lesen werden, aus dem Munde Kants selbst gehört und in meinem, nahen, freundschaftlichen Umgange mit ihm selbst bemerkt und erfahren habe. Ich rechne darauf, dass Sie bei der Lektüre sich nur ganz allein mit

dem grossen Gegenstande derselben beschäftigen und die Behandlung desselben gänzlich übersehen werden. Mir ist es jetzt nur um eine wahre Darstellung der merkwürdigsten Umstände seines Lebens zu thun. Mag künftig ein geschickter Baumeister aus den Bruchstücken, die ich und vielleicht noch andere liefern werden, ein Gebäude aufführen, das ganz des grossen unsterblichen Kant würdig ist.

Ich führe Sie zuerst in die frühe Jugend des Weltweisen, von welcher leider! vielleicht allen jetzt lebenden Menschen wenig bekannt ist. Wieviel würde die Psychologie gewinnen, wenn man alle von früher Jugend an zufällig und absichtlich mitwirkenden Umstände zur Weckung und Ausbildung eines solchen Geistes genau angeben könnte. Aber dies konnte kein anderer als Kant selbst, der detaillierte Gespräche über seine Jugend absichtlich zu vermeiden schien und nur gelegentlich eine Bemerkung darüber fallen liess.

Kant wurde am 22. April 1724 zu Königsberg (Pr.) in der vorderen Vorstadt, in dem Hause neben der Sattlerstrasse, von Eltern aus dem niederen Bürgerstande geboren. Sein Vater war Riemermeister, Namens Johann George Kant, und seine Mutter hiess Regina Dorothea geb. Reuter. Sein Vater war bei Memel gebürtig und seine Voreltern väterlicher Seite stammten aus Schottland. Der Vater seiner Mutter war

aus Nürnberg gebürtig. Kants Eltern verehelichten sich im Jahre 1715 und erzeugten sechs Kinder, vier Töchter und zwei Söhne. Das erstgeborene Kind war eine Tochter, die schon in der Jugend starb. Dann wurde unser Weltweise im neunten Jahre der Ehe geboren. Sein Bruder, der vor einigen Jahren als Prediger in Curland starb und Kinder hinterliess, war der jüngste unter den Geschwistern. Seine Schwestern waren an Kleinbürger in Königsberg verheiratet. Seine Mutter starb im Jahre 1737, als Kant 13 Jahre alt war, und sein Vater 1746. Von seinem Oheim mütterlicher Seite, einem wohlhabenden Schuhmachermeister Namens Richter, wurde Kant noch bei Lebzeiten seiner Eltern in seinen Studien und nachmals selbst bei seiner Magisterpromotion unterstützt.

Den ersten Unterricht im Lesen und Schreiben genoss er in der Vorstädtschen Hospitalsschule; nachher besuchte er das Collegium Fridericianum, dem damals der bekannte Pietist Schiffert als erster Inspektor vorstand. Aus dieser Anstalt wurde er 1740 zur Universität entlassen. Seine Erziehung im elterlichen Hause und in der Schule war ganz pietistisch.

Kant pflegte dies öfters von sich anzuführen und diese pietistische Erziehung als Schutzwehr für Herz und Sitten gegen lasterhafte Eindrücke aus eigener Erfahrung zu rühmen. Von seinen jugendlichen Lieblings-Beschäftigungen und

Spielen ist mir ebensowenig etwas bekannt, als von seiner jugendlichen Gemütsstimmung und herrschenden Neigung. Er muss als Knabe zerstreut und vergesslich gewesen sein; denn er erzählte mir, dass er einmal auf dem Wege nach der Schule sich auf der Strasse mit seinen Schulkameraden in ein Spiel eingelassen, seine Bücher deshalb niedergelegt, sie daselbst vergessen und nicht eher vermisst habe, als bis er in der Schule zu ihrem Gebrauch aufgefordert wurde, was ihm auch eine Strafe zuzog. Auf der anderen Seite verrät ein Umstand aus seinem jugendlichen Leben viel Geistesgegenwart und Besonnenheit. Kant war als Knabe auf einen Baumstamm gegangen, der quer über einem mit Wasser gefüllten breiten Graben lag. Als er einige Schritte gemacht hatte, fing der Stamm durch die Bewegung an, sich unter seinen Füssen herumzurollen, und er selbst, schwindlich zu werden. Er konnte, ohne Gefahr herunterzufallen, weder stehen bleiben noch sich umkehren. Er fasste also genau nach der Richtung des Holzes einen festen Punkt am anderen Rande des Grabens scharf ins Auge, lief, ohne nach unten zu sehen, längs des Stammes gerade auf den Punkt hin und kam glücklich ans entgegengesetzte Ufer.

Dass Kant in seinen Schuljahren vielen Eifer für Wissenschaft gehabt habe, folgere ich unter anderem aus einem Gespräche, welches

wir über die Mittel führten, wodurch ein Lehrer sich bei seinen Schülern in Ansehen setzen könne. Er versicherte, dass unter seinen Lehrern, die alle durch Strenge Ruhe und Ordnung in den Klassen zu erhalten suchten und sie bei der schlechten Schuldisziplin doch nicht erhielten, ein Lehrer mit einem gebrechlichen und possierlich gestalteten Körper gewesen wäre, dem er und einige andere Schüler immer sehr viele Aufmerksamkeit, Folgsamkeit und Achtung bewiesen hätten, weil sie in seinen Lektionen viel hätten lernen können. Schwerlich würden auch der Vater und der Oheim Kants in ihrem Stande ihn zum Studieren bestimmt haben, wenn sie und die Lehrer nicht ausgezeichnete Fähigkeiten und besondere Fortschritte an ihm bemerkt hätten. Höchstwahrscheinlich war der damalige Direktor des Collegii Fridericiani, der berühmte Pietist D. Albert Schulz, der Kants Eltern ihrer Frömmigkeit wegen liebte und unterstützte, die vorzüglichste Veranlassung, dass Kant studierte. Aber gewiss ahnte man damals ebensowenig in ihm den grössten Weltweisen seiner Zeit, als man bei dem damaligen Zustande des Schulwesens methodisch auf eine zweckmässige Ausbildung seines Geistes hinarbeitete. Kant gehörte zu den Menschen, die keiner Erziehung fähig, aber auch keiner bedürftig sind. Er ward alles durch sich selbst.

Zweiter Brief.

In meinem vorigen Briefe begleiteten wir unseren Weltweisen bis zur Universität, welche er 1740 bezog. Der Professor der Philosophie, welcher wahrscheinlich auf seine Geistesbildung den meisten Einfluss gehabt hat, war damals Knutzen, ein Mann, der sich als Lehrer und als Schriftsteller einen grossen Ruf auf der Universität erworben hatte. Was Kant für einen Studienplan befolgte, ist seinen Freunden unbekannt geblieben. Selbst sein einziger mir bekannter akademischer Freund und Duzbruder, der schon längst verstorbene Doktor Trummer in Königsberg, konnte mir darüber keine Auskunft geben. Soviel ist gewiss, dass Kant auf der Universität vorzüglich Humaniora studierte und sich keiner positiven Wissenschaft widmete; besonders hat er sich mit der Mathematik, Philosophie und den lateinischen Klassikern beschäftigt. Er führte noch in seinem hohen Alter öfter Stellen aus dem Horaz und anderen lateinischen Dichtern an, welche eine frühe, vertraute Bekanntschaft mit ihnen verrieten, die er auch fortwährend unterhielt.

Nach vollendeten Universitätsjahren nahm Kant eine Hauslehrerstelle bei einem Herrn von Hüllesen auf Arnsdorf bei Mohrungen an und kehrte nach neun Jahren wieder nach Königsberg zurück. Er pflegte über sein Hofmeister-

leben zu scherzen und zu versichern, dass in der Welt vielleicht nie ein schlechterer Hofmeister gewesen wäre als er. Er hielt es für eine grosse Kunst, sich zweckmässig mit Kindern zu beschäftigen und sich zu ihren Begriffen herabzustimmen; aber er erklärte auch, dass es ihm nie möglich gewesen wäre, sich diese Kunst zu eigen zu machen.

Nach seiner Rückkunft privatisierte Kant in Königsberg, bereitete sich auf ein akademisches Lehramt vor, schrieb sein erstes Werk: „Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte (1746)" und arbeitete das wichtige Werk: „Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels" nach Newton'schen Grundsätzen aus, welches er in seinem 31. Jahre, in demselben Jahre herausgab, als er Magister der Philosophie und Privatdozent an der Universität Königsberg wurde. Als Magister schrieb er in einem Zeitraume von 15 Jahren mehrere kleine Schriften, welche alle den originellen Denker verraten, obgleich in ihnen noch die dogmatische Philosophie der damaligen Zeit herrscht und keine Spur des Kritizismus zu finden ist.

In den ersten Jahren seines Privat-Lehramtes auf der Universität war der Erwerb durch seine Vorlesungen sehr klein, und er musste sich oft so sparsam behelfen, dass er über seinen Lebensunterhalt nicht selten in Verlegenheit geriet. Er hatte sich über 20 Friedrichsdor gesammelt,

die er nie angriff, um bei einer etwaigen Krankheit vor gänzlichem Mangel gesichert zu sein. Um diesen Schatz nicht anzugreifen, sah er sich genötigt, als Magister seine damals ansehnliche und auserlesene Bibliothek nach und nach zu veräussern, weil er einige Jahre hindurch seine dringendsten Bedürfnisse von seinem Verdienst nicht bestreiten konnte.

Im Jahre 1766 erhielt er die zweite Inspektorstelle bei der Königlichen Schlossbibliothek; er übernahm auch die Aufsicht über das schöne Naturalien- und Kunstkabinet des Kommerzienrats Saturgus, welches ihm zum Studium der Mineralogie Veranlassung gab. Beide Stellen gab er aber nach einigen Jahren wieder auf.

Das wichtige Werk: „Naturgeschichte und Theorie des Himmels,“ durch welches sich Kant als einen grossen Mathematiker und Naturphilosophen offenbarte, erwarb ihm schon einen so ausgebreiteten Ruhm, dass Friedrich der Grosse ihm wiederholt eine Professur in Halle, endlich mit dem Charakter eines Geheimen Rates antrug, welche er aber aus Liebe zu seiner Vaterstadt ausschlug.

Friedrich II. hatte hierauf dem Universitäts-Kuratorium in Königsberg aufgegeben, bei der ersten erledigten Professur der philosophischen Fakultät keinen anderen als Kant in Vorschlag zu bringen; aber Kant nahm die erste erledigte Professur nicht an, weil sie für die Poesie be-

stimmt war, der er nicht genug gewachsen zu sein glaubte. Endlich wurde 1770 die ordentliche Professur der Mathematik frei, die er annahm, aber gegen die Professur der Logik und Metaphysik vertauschte.

Hier lehrte nun Kant Wissenschaften, mit welchen sich sein Geist schon längst unablässig beschäftigt hatte, und sein Unterricht und seine Spekulation nützten sich wechselseitig, bis endlich die tiefe Weisheit von seinen Lippen floss, welche er in seinen Schriften zum ewigen Denkmal seines tiefforschenden Geistes aufbewahrt hat. Er lehrte mit unbeschreiblichem Beifall für den Staat und die Menschheit heilbringende Weisheit, bis seinem Unterricht im Jahre 1794 Schranken gesetzt wurden, worauf sich Kant im Gefühl seiner Alterschwäche von dem grossen Schauplatz, auf welchem er bis dahin so thätig gewirkt hatte, ganz in seine stille Einsamkeit zurückzog.

Dritter Brief.

In meinem heutigen Briefe will ich es wagen, einige Züge zur Charakteristik des Geistes und der besonderen und hervorstechenden Geisteskräfte Kants aufzuzeichnen.

Wer Kants kritische Schriften kennt und in ihren tiefverborgenen Geist ganz eingedrungen

ist, der bewundert auch den originellen, tiefdenkenden Geist ihres Verfassers, der unbefriedigt von allen philosophischen Systemen der Vorzeit und angeregt durch das Studium der Humeschen Schriften sich endlich durch das Labyrinth des Dogmatismus und Skeptizismus seinen eigenen Weg bahnte, das Vernunftvermögen selbst einer genauen Kritik unterwarf, die Grenzen der menschlichen Erkenntniskraft ausspähte und absteckte und auf diesem Grunde ein Gebäude der Philosophie aufführte, das ewig zum Siege der Wahrheit allen Angriffen einer irregeleiteten Vernunft trotzen wird. Bedauern, ewig bedauern wird aber mit mir jeder Freund der Philosophie, dass den grossen Denker Kant das Alter übereilte und ihn an der gänzlichen Vollendung seines philosophischen Systems verhinderte. Mit einer wahren Begeisterung pflegte der unsterbliche Mann oft mit mir über sein letztes Werk zu sprechen, welches nach seiner Äusserung der Schlussstein seines ganzen Lehrgebäudes sein und die Haltbarkeit und praktische Anwendbarkeit seiner Philosophie vollgültig bezeugen sollte, das aber ganz unvollendet geblieben ist. Es sollte den Uebergang der Metaphysik zur eigentlichen Physik darstellen und auch diesen Titel führen.

Wenngleich sich nun Kants Geist in seinen Schriften für einen jeden, der ihn zu fassen vermag, offenbart hat, so lehrte mich doch mein

persönlicher Umgang mit ihm, Eigentümlichkeiten seines Geistes auffassen, die aus seinen Werken weniger hervorleuchten, und die ich Ihnen jetzt mitteilen will.

Kant besass ein seltenes Sach- und Wortgedächtnis und eine bewunderungswürdige innere Anschauungs- und Vorstellungskraft. Diese Geistesvermögen behielt er auch bis nach seinem 70. Jahre in voller Thätigkeit. Er citierte oft lange Stellen aus alten und neuen Schriften, besonders aus Dichtern, von welchen unter den neueren Hagedorn und Bürger am meisten seinem Gedächtnis eingeprägt zu sein schienen. Ebenso erinnerte er sich an historische Gegenstände mit der grössten Genauigkeit. Er schilderte z. B. eines Tages in Gegenwart eines geborenen Londoners die Westmünsterbrücke nach ihrer Gestalt und Einrichtung, nach Länge, Breite und Höhe, sowie den Maassbestimmungen aller einzelnen Teile so genau, dass der Engländer ihn fragte, wie viele Jahre er doch in London gelebt, und ob er sich besonders der Architektur gewidmet habe, worauf ihm versichert wurde, dass Kant weder die Grenzen Preussens überschritten hätte noch Architekt von Profession wäre. Ebenso eingehend soll er sich mit Brydone über Italien unterhalten haben, sodass dieser sich ebenfalls erkundigte, wie lange er sich in Italien aufgehalten hätte. Von seiner inneren Anschauungs- und Vorstellungskraft legt folgende

Thatsache einen Beweis ab. Kant hatte nach seinem 60. Jahre ganz besonders die Chemie liebgewonnen und studierte die neuen chemischen Systeme mit dem grössten Eifer. Obgleich er nie ein einziges chemisches Experiment gesehen hatte, so hatte er doch nicht allein die ganze chemische Nomenklatur vollkommen inne, sondern er wusste auch den ganzen Vorgang aller chemischen Experimente so genau und eingehend anzugeben, dass einst an seinem Tisch in einem Gespräch über Chemie der grosse Chemiker Dr. Hagen voll Verwunderung erklärte: es sei ihm unbegreiflich, wie man durch blosse Lektüre ohne Hülfe anschaulicher Experimente die ganze Experimentalchemie so vollkommen wissen könne wie Kant.

Die hervorstechendste Kraft des Kant'schen Geistes aber war, Begriffe zu zergliedern und sie in ihre einfachsten Bestandteile und Merkmale zu zerlegen. Durch dieses tiefe Forschungsvermögen blieb seinem Geistesblick nichts verborgen; was in der physischen und intellektuellen Welt dem menschlichen Geiste erkennbar ist, ward seinem Späherblick offenbar. Daher entdeckte er so leicht das Fremdartige in den Begriffen Anderer; daher drang er mit seinem Scharfblick auf den Grund des Irrtums, daher enthüllte sich so leicht seinem Auge die Wahrheit in ihrem hellsten Lichte. Dies Vermögen, einzelne Begriffe bis in ihre einfachsten Vor-

stellungen zu verfolgen und von einander abzusondern, blieb auch am längsten ein Eigentum seines Geistes, selbst dann noch, als seine übrigen Erkenntniskräfte, besonders die Kombinationsgabe der Begriffe, die seinem Scharfsinn nie gleich gewesen war, merklich dahinschwanden. Seine letzte Arbeit an dem Übergange der Metaphysik zur eigentlichen Physik beweist dies ganz offenbar. Kant hatte einzelne Begriffe tief durchdacht und lichtvoll dargestellt, aber sie waren auch nur einzeln und ohne Verbindung hingeworfen. Er hatte auf mehreren Bogen immer von neuem angefangen und war immer wieder auf dieselben Begriffe zurückgekommen. Er hatte nicht mehr das Vermögen, das Ganze zu umfassen und die einzelnen Begriffe systematisch zu ordnen. Es würde für den Menschenkenner interessant sein, diese letzten Kraftäusserungen eines so grossen Geistes ganz unverändert vor sich zu sehen. Mit diesem tiefen Forschungsvermögen war von jeher die besondere Eigentümlichkeit des Kant'schen Geistes verbunden, dass sich einzelne Begriffe in ihm so fest fixierten, dass er unablässig und oft unwillkürlich auf sie zurückkam. Bei eintretender Altersschwäche nahm dies noch mehr zu und bewirkte in seinem sonst so reichhaltigen Gespräche eine gewisse ermüdende Einförmigkeit.

Originalität wird ein Jeder dem Kant'schen Erkenntnisvermögen im höchsten Grade bei-

messen; und in der That, ist je ein Weltweiser einen neuen ungebahnten Weg gegangen, so ist es Kant. Aber über die Originalität seines Kopfes muss ich Ihnen noch einige Bemerkungen mitteilen. Seine eigene Ideenfülle und die Leichtigkeit und Gewohnheit, alle philosophischen Begriffe aus der unerschöpflichen Quelle seiner eigenen Vernunft herauszuschöpfen, machte, dass Kant am Ende fast keinen Anderen als sich selbst verstand. Verstehen Sie mich recht; ich spreche von abstrakten philosophischen Begriffen. Er, im eigentlichsten Sinne des Wortes, ein origineller Denker fand alles in sich selbst und verlor darüber die Fähigkeit, etwas in einem Anderen zu finden. Gerade zu der Zeit der höchsten Reife und Kraft seines Verstandes, als er die kritische Philosophie bearbeitete, war ihm nichts schwerer als sich in das System eines Anderen hineinzudenken. Selbst die Schriften seiner Gegner konnte er nur mit der äussersten Mühe fassen, weil es ihm unmöglich war, sich auch nur auf einige Zeit aus seinem originellen Gedankensystem herauszuversetzen. Er gestand dies selbst und gab gewöhnlich seinen Freunden den Auftrag, für ihn zu lesen und ihm den Inhalt fremder Systeme in Vergleichung mit dem seinigen nach den Hauptresultaten mitzuteilen, und überliess es, vielleicht auch mit aus diesem Grunde, seinen Schülern und Freunden, seine Philosophie gegen die Anfechtungen seiner Gegner zu schützen.

Wenn Kant in seiner Anthropologie sagt: Der Verstand fragt: was will ich als wahr behaupten? die Urteilskraft: worauf kommt es an? und die Vernunft: was kommt heraus? und er die Köpfe in der Fähigkeit, diese drei Fragen zu beantworten, sehr verschieden findet, so gebührt ihm nach meiner Überzeugung die Fähigkeit, die erste und dritte Frage zu beantworten, in einem höheren Grade als irgend einem Weisen in der Welt, aber in einem verhältnismässig geringeren Grade die Fähigkeit zur Beantwortung der zweiten; wenigstens fehlte ihr die staunenswürdige Schnelligkeit, mit welcher sein Verstand- und Vernunftvermögen wirkte. Sein eigenes Geständnis hierüber äusserte er mir eines Tages in einem Gespräche über die unentbehrliche Eigenschaft eines Kriminalrichters, auf der Stelle unter tausend angeführten Umständen zu wissen, worauf es ankomme, und erklärte, dass er dessen nicht so fähig sein würde als sein vieljähriger Freund, der verstorbene Kriminalrat Jensch, dessen schnelle Urteilskraft er besonders rühmte.

Noch muss ich Ihnen zur Charakteristik des Kant'schen Geistes bemerken, dass Kant sehr vielen Witz besass. Sein Witz war leicht, launig und sinnreich. Es waren Blitze, die am heiteren Himmel spielten, und er würzte durch ihn nicht allein seine gesellschaftlichen Gespräche, sondern auch seine Vorlesungen. Sein Witz gab

dem ernsten, tiefdenkenden Geiste ein gefälliges Gewand und zog ihn oft aus den hohen Sphären der Spekulation zur Aufheiterung seiner angestrengtesten Zuhörer in die Regionen des irdischen Lebens herab.

Hohe Bewunderung wird gewiss dem erhabenen Geiste Kants gezollt werden, so lange die Menschenvernunft das wahrhaft Grosse und Erhabene zu würdigen vermag. Kants Geist war eine hellleuchtende Sonne, die nichts verdunkelte, die alles um sich her erleuchtete und erwärmte. Sie wird ewig am Sternenhimmel grosser Geister glänzen.

Vierter Brief.

Die im vorigen Briefe entworfene Charakteristik des Kant'schen Geistes gibt mir Veranlassung, Sie mit der Art bekannt zu machen, wie Kant sein Lehramt an der Universität verwaltete. Als Privatdozent und in den ersten Jahren seines ordentlichen Lehramtes hat Kant mehrere Stunden des Tages Vorlesungen gehalten und auch für Standespersonen z. B. für den Herzog von Holstein-Beck u. a. m. Privatissima gelesen. In der Folge las er täglich nur zwei Stunden, und zwar ausser den öffentlichen Vorlesungen über Logik, Metaphysik und, wenn die Reihe in der philosophischen Fakultät auf ihn kam,

über Pädagogik, las er noch Privatkollegia über Physik, Naturrecht, Moral, rationale Theologie, Anthropologie und physische Geographie. In den letzten Jahren beschränkte er sich blos auf seine öffentlichen Vorlesungen und auf Anthropologie und physische Geographie. Zu diesem Unterricht wählte er viermal in der Woche die Frühstunden von 7 bis 9 und zweimal wöchentlich von 8 bis 10, weil er Sonnabends von 7 bis 8 das Repetitorium hielt.

Kant war ein Muster von Pünktlichkeit in allen seinen Vorlesungen. Mir ist in den neun Jahren, in welchen ich seinem Unterricht beiwohnte, nicht ein Fall erinnerlich, dass er hätte eine Stunde ausfallen lassen, oder dass er auch nur eine Viertelstunde versäumt hätte. Seine Vorträge waren ganz frei. In vielen Stunden bediente er sich nicht einmal eines Heftes, sondern er hatte sich auf dem Rande seiner Lehrbücher einiges notiert, das ihm zum Leitfaden diente. Oft brachte er nur ein ganz kleines Blättchen in die Stunde mit, worauf er seine Gedanken in kleiner abgekürzter Schrift verzeichnet hatte. Die Logik las er über Meier, die Metaphysik über Baumgarten; aber er benutzte diese Bücher zu nichts weiter, als dass er ihrer Haupteinteilung folgte, und dass er bisweilen Gelegenheit nahm, das Unstatthafte ihrer Behauptungen zu beweisen. Er nahm sich einmal vor, Schulzens „Erläuterungen über

seine Kritik der reinen Vernunft“ für die Metaphysik zum Lehrbuche zu wählen, aber er führte seinen Vorsatz nicht aus. Für seine übrigen Vorlesungen hatte er sich besondere Hefte ausgearbeitet; nur bei der Physik legte er den Erxleben zu Grunde.

Sein Vortrag war immer dem Gegenstande vollkommen angemessen, aber er war nicht ein memorierter, sondern ein stets neu gedachter Erguss seines Geistes. Unter seinen philosophischen Vorlesungen war Kant am leichtesten in der Logik zu fassen; nur war Kants Absicht nie, eine Logik seinen Zuhörern beizubringen, sondern sie denken zu lehren.

Auch sein metaphysischer Unterricht war, die Schwierigkeit des Gegenstandes für den anfangenden Denker abgerechnet, lichtvoll und anziehend. Eine besondere Kunst bewies Kant bei der Aufstellung und Definition metaphysischer Begriffe dadurch, dass er vor seinen Zuhörern gleichsam Versuche anstellte, als wenn er selbst anfinge, über den Gegenstand nachzudenken, allmählich neue, bestimmende Begriffe hinzufügte, schon versuchte Erklärungen nach und nach verbesserte, endlich zum völligen Abschluss des vollkommen erschöpften und von allen Seiten beleuchteten Begriffes überging und so den streng aufmerksamen Zuhörer nicht allein mit dem Gegenstande bekannt machte, sondern ihn auch zum methodischen Denken anleitete. Wer diesen Gang seines

Vortrages ihm nicht abgelernt hatte, seine erste Erklärung gleich für die richtige und völlig erschöpfende nahm, ihm nicht angestrengt weiter folgte, der sammelte blos halbe Wahrheiten ein, wie mich davon mehrere Nachschriften seiner Zuhörer überzeugt haben. Bei diesen metaphysischen Spekulationen ereignete es sich aber öfter, dass Kant, von seiner Geisteskraft hingerissen, einzelne Begriffe zu weit verfolgte und in dieser Abschweifung den Gegenstand aus dem Auge verlor. Dann pflegte er gewöhnlich mit dem Ausdrucke „in Summa meine Herren!“ plötzlich abzubrechen und auf das Hauptmoment wieder eiligst zurückzukehren. Dies erschwerte seinen Vortrag. Kant wusste auch selbst sehr wohl, dass sein philosophischer Unterricht für den Anfänger nicht leicht war, und forderte deshalb öffentlich die Studierenden auf, sich durch die Vorlesungen des Professors Pörschke darauf vorzubereiten.

Vor allem anderen aber, mein Teuerster, hätten Sie seine Moral hören sollen! Hier war Kant nicht blos ein spekulativer Philosoph, hier war er auch geistvoller Redner, der Herz und Gefühl ebenso mit sich hinriss, wie er den Verstand befriedigte. Ja es gewährte ein himmlisches Entzücken, diese reine und erhabene Tugendlehre mit solcher kraftvollen, philosophischen Beredsamkeit aus dem Munde ihres Urhebers selbst anzuhören. Ach, wie oft rührte er uns

bis zu Thränen, wie oft erschütterte er gewaltsam unser Herz, wie oft erhob er unseren Geist und unser Gefühl aus den Fesseln des selbstsüchtigen Eudaimonismus zu dem hohen Selbstbewusstsein der reinen Willensfreiheit, zum unbedingten Gehorsam gegen das Vernunftgesetz und zu dem Hochgefühl einer uneigennützigen Pflichterfüllung! Der unsterbliche Weltweise schien uns dann von himmlischer Kraft begeistert zu sein und begeisterte auch uns, die wir ihn voll Verwunderung anhörten. Seine Zuhörer verliessen gewiss keine Stunde seiner Sittenlehre, ohne besser geworden zu sein.

Durch seine Vorlesungen über rationale Theologie wollte er vorzüglich zu einer vernünftigen Aufklärung in Sachen der Religion beitragen; daher las er dies Collegium am liebsten, wenn viele Theologen seine Zuhörer waren. In einem Halbjahr fanden sich nur so wenige Zuhörer für diese Vorlesung, dass er sie schon aufgeben wollte; als er aber erfuhr, dass die versammelten Zuhörer fast alle Theologen wären, so las er sie doch gegen ein geringes Honorar. Er hegte die Hoffnung, dass gerade aus diesem Collegio, in welchem er so lichtvoll und überzeugend sprach, sich das helle Licht vernünftiger Religionsüberzeugungen über sein ganzes Vaterland verbreiten würde, und er täuschte sich nicht; denn viele Apostel gingen von dannen und lehrten das Evangelium vom Reiche der Vernunft.

Eine leichtere, aber äusserst anziehende Belehrung gewährten seine Vorträge über Anthropologie und physische Geographie, welche auch am häufigsten besucht wurden. Hier sah man den hohen Denker in der Sinnenwelt umherwandeln und Menschen und Natur mit der Fackel einer originellen Vernunft beleuchten. Seine scharfsinnigen Bemerkungen, welche das Gepräge einer tiefen Menschen- und Naturkenntnis an sich trugen, waren in einen mit Witz und Genialität gefüllten Vortrag eingekleidet, der einen jeden Zuhörer entzückte. Es war eine Freude, zu sehen, wie hier Jünglinge sich der neuen Ansicht erfreuten, welche ihnen über Menschen und Natur eröffnet wurde, und neben ihnen so gelehrte und kenntnisreiche Geschäftsmänner, wie der Geheime Justiz- und Regierungsrat Morgenbesser und andere, sassen und auch für ihren Geist volle Nahrung fanden. In diesen Vorträgen war Kant allen alles und hat vielleicht durch sie den grössten Nutzen für's gemeine Leben gestiftet.

In den öffentlichen Vorlesungen konnte sein Hörsaal, besonders im Anfange des Halbjahres, die grosse Zahl seiner Hörer nicht fassen, sondern viele mussten eine Nebenstube und den Hausflur einnehmen. Da seine Stimme schwach war, so herrschte in seinem Hörsaale die grösste Stille, um ihn nur in einiger Entfernung verstehen zu können. Kant sass etwas erhaben

vor einem niedrigen Pulte, über welches er fortsehen konnte. Er fasste bei seinem Vortrage gewöhnlich einen nahe vor ihm sitzenden Zuhörer ins Auge und las gleichsam aus dessen Gesichte, ob er verstanden wurde. Dann konnte ihn aber auch die geringste Kleinigkeit stören, besonders wenn dadurch eine natürliche oder angenommene Ordnung unterbrochen wurde, die dann gleichfalls die Ordnung seiner Ideen unterbrach. In einer Stunde fiel mir seine Zerstreutheit ganz besonders auf. Am Mittag versicherte mir Kant, er wäre immer in seinen Gedanken unterbrochen worden, weil einem dicht vor ihm sitzenden Zuhörer ein Knopf am Rocke gefehlt hätte. Unwillkürlich wären seine Augen und Gedanken auf die Lücke hingezogen worden und dies hätte ihn so zerstreut. Er machte dabei zugleich die Bemerkung, dass dieses mehr oder weniger einem jeden Menschen so ginge, und dass, z. B. wenn die Reihe Zähne eines Menschen durch eine Zahnlücke unterbrochen wäre, man gerade immer nach dieser Lücke hinsehe. Diese Bemerkung hat er auch mehrmals in seiner Anthropologie angeführt.

Ebenso zerstreute ihn ein auffallendes und sogenanntes geniemässiges Äussere an einem nahe sitzenden Zuhörer, z.B die damals noch ungewöhnlichen, über Stirn und Nacken lose hängenden Haare, ein unbedeckter Hals und eine offene Brust

oder die Figur eines nachmaligen Incroyable (Gigerl).

Seiner grossen Vorzüge wegen genoss Kant als Professor bei seinen Zuhörern und allen akademischen Bürgern eine so hohe Achtung und Ehrfurcht wie vielleicht selten ein akademischer Lehrer. Auf ihn passt gewiss das Sprichwort nicht, dass der Prophet in seinem Vaterlande nicht gelte. Er wurde von seinen Zuhörern fast vergöttert, und es wurde von ihnen jede Gelegenheit ergriffen, ihm dies zu beweisen. Aber er war auch seinerseits ein wahrer Freund der studierenden Jugend. Er hatte seine Freude an dem freimütigen, liberalen, geschmackvollen Wesen und Betragen, wodurch sich der akademische Bürger vor anderen Ständen auszeichnete, und er missbilligte es an einigen studierenden Kaufmannssöhnen, dass sie in ihrem Äusseren den Studenten verleugneten und sich wie Kaufdiener kleideten. Daher nahm er auch an allem, was zur Sittenverfeinerung und Bildung der Studierenden beitrug, lebhaften Anteil. Er billigte die Einrichtung der damals gewiss sehr geschmackvollen akademischen Konzerte und Bälle so sehr, dass er sich wirklich vornahm, sie einmal zu besuchen. Auch jede Ehrensache, wodurch sich die studierende Jugend geschmackvoll auszeichnete, z. B. die Aufzüge bei den Huldigungen, interessierten ihn ungemein, und er liess sich nicht allein ihre Einrichtung schon

zuvor umständlich mitteilen, sondern nach dem geschmackvollen Aufzuge bei der Huldigung des hochseligen Königs musste ihn sogar einer von den akademischen Bürgern in der Adjutanten-Uniform besuchen, damit er sie selbst sehen könnte.

Vor allen Dingen freute er sich über den Fleiss und die guten Sitten der studierenden Jünglinge. In seinem Repetitorio Beweise des Fleisses und der Aufmerksamkeit abzulegen, war der sicherste Weg, sich als Student seine Gunst zu erwerben. Aber er äusserte auch im Auditorio ganz unverholen seinen Unwillen, wenn seine Zuhörer in der Wiederholungsstunde nichts zu antworten wussten.

Er stand in dem Rufe, als Dekan der philosophischen Fakultät ein strenger Examinator zu sein, aber er forderte von den ankommenden Studierenden gewiss nicht mehr als sich bei dem damaligen Zustande der gelehrten Schulen erwarten liess. Ich hatte selbst das Glück, bei meinem Eintritt in die Universität von ihm als Dekan geprüft zu werden. Nach einigen Jahren zwang ich ihm ein herzliches Lächeln ab, als ich ihm erzählte, dass unser guter alter Rektor Daubler seinetwegen eine wahre Herzensangst über unser Examen gehabt hätte, besonders weil wir in der Schule die Philosophie von einem Crusianer und erklärten Gegner Kants gelernt hätten, und dass der Inspektor der Schule aus

eben der Besorgnis bei unserer Prüfung vor der Entlassung sich die Mühe gegeben hätte, uns der Nachfrage wegen noch eine andere Logik beizubringen. Kant war aber selbst zu sehr Philosoph, als dass er Schüler in der Crusianischen oder in irgend einer anderen Philosophie hätte examinieren sollen.

Das Rektorat verwaltete er mit Würde, ohne drückende Strenge. Die Studierenden schienen schon aus Achtung für den grossen Mann sich grober Vergehungen zu enthalten, und er selbst behandelte verzeihliche Verirrungen mit väterlicher Milde.

Fünfter Brief.

Aus den Vorlesungen, welche Kant als akademischer Lehrer gehalten hat, können Sie freilich schon abnehmen, mit welchen Wissenschaften er sich ausschliesslich beschäftigte; und die schriftlichen Dokumente seines Geistes charakterisieren nicht allein seine Verstandskräfte, sondern auch den Umfang seiner Gelehrsamkeit. Aber beides reicht denn doch nicht hin, das Detail seiner Kenntnisse und seiner wissenschaftlichen Beschäftigungen völlig abzuschätzen, daher ich Ihnen meine Bemerkungen darüber mitteilen will.

Kant war im eigentlichen Sinne des Wortes ein Universalgelehrter. Er hatte mit seinem Geiste das ganze Gebiet menschlicher Kennt-



nisse umfasst und war allenthalben bis in's genaueste Detail eingedrungen. Es giebt keinen Gegenstand aus dem Umfange sowohl ernster Wissenschaften als des gemeinen Lebens, den er nicht einer genauen Prüfung unterworfen und von welchem er nicht alles Wissenswerte eingesammelt hätte. Zu ersterem führte ihn sein spekulativer Kopf hin, der überall Nahrung suchte; letzteres erleichterte ihm sein ungeheures Gedächtnis, das ein rechtes Repositorium ausgebreiteter Gelehrsamkeit war. Er hatte die ganze klassische Literatur der Griechen und Römer vollkommen inne, obgleich er die Griechen nicht alle im Original studiert zu haben schien. Sein lateinischer Stil war etwas schwerfällig, und seinem lateinischen Ausdruck fehlte es auch an Leichtigkeit, weil er in beiden zu wenig Übung hatte. Er besass eine umfassende Altertumskunde aller Völker und eine ebenso ausgebreitete Kenntnis der alten, neuen und neuesten Geschichte und vorzüglich der Erde nach ihren verschiedenen Epochen. Er hatte viele statistische, politische, ökonomische und naturhistorische Kenntnisse eingesammelt. Dass er die ganze philosophische Literatur alter und neuer Völker inne hatte; dass er ein grosser Mathematiker, Physiker und Astronom war, wissen Sie aus seinen Werken. Aber er besass auch ebenso viele Kenntnisse in allen übrigen Teilen der angewandten Mathematik. Seine

vorzügliche Kenntnis in der Chemie habe ich schon berührt. Er hatte auch eine ziemliche Bekanntschaft mit der neueren ästhetischen Literatur. Mit allen diesen Wissenschaften verband er noch eine genaue Kenntnis der Religionsurkunden der Christen, Juden und anderer Völker und viele theologische Gelehrsamkeit; auch hatte er viele medizinische Kenntnisse eingesammelt. Von den neueren Sprachen verstand er französisch, sprach es aber nicht.

Auf diese eben angeführten Wissenszweige, in welchen Kant besonders als Gelehrter sich auszeichnete, bezogen sich fortwährend seine wissenschaftlichen Beschäftigungen. Noch in den letzten Jahren seines akademischen Lehramtes las er mit vielem Geschmack die römischen Klassiker, besonders studierte er den Seneca zum Behuf seiner praktischen Philosophie; auch las er mit Vergnügen die neuen klassischen Werke der Deutschen und Franzosen. Er las auch bisweilen theologische Schriften und freute sich über den systematischen Zusammenhang dogmatischer und moralischer Lehrgebäude. So äusserte er sich einmal über Michaelis, dass, wenn man ihm nur das Prinzip, worauf er sein System gegründet, zugebe, alles übrige schlussgerecht auseinander folge und vollkommen zusammenhänge. Am meisten aber studierte er die Schriften, welche uns mit der Erde und ihren Bewohnern bekannt machen, und es ist

gewiss keine Reisebeschreibung vorhanden, welche Kant nicht gelesen und in sein Gedächtnis aufgenommen haben sollte.

Je mehr Kants Geist reifte und alles, was Philosophie heisst, aus sich selbst schöpfte, desto mehr erholte er sich durch ausschliessliche Lektüre über Gegenstände der Natur und der Sinnenwelt. Dies war gleichsam das Eiland, auf welchem er sich von seinem hohen Ideenfluge ausruhte. Hier fand er Stoff zur Anwendung seiner metaphysischen Begriffe.

Eine besondere Aufmerksamkeit widmete er den Idiotismen und den verstümmelten Ausdrücken in seiner Muttersprache, um den eigentlichen Sinn derselben aufzusuchen, worin er auch wirklich Meister war. So erklärte er „Karmaus“ für „Kram aus“, „Helpolium“ für „Help hol em“ u. a. m. Mit diesen Sprachforschungen unterhielt er oft seine Freunde und die Gesellschaften, welche er besuchte, und erregte durch den dabei geäusserten Witz und Scharfsinn Bewunderung und Vergnügen.

Kants eigene Bibliothek war nicht bedeutend und enthielt sehr wenige neuere Werke, diejenigen ausgenommen, welche ihm von ihren Verfassern waren zugesandt worden, die er auch grösstenteils an seine Freunde wieder verschenkte. Er las in den letzten Jahren fast lauter ungebundene Bücher. Der Buchhändler Nicolovius, der sein ehemaliger Schüler war,

mit ihm in freundschaftlichem Verhältnisse stand und seine Werke verlegte, schickte ihm immer den Messkatalog seines Sortiments zu, worauf sich Kant die Bücher zu seiner Lektüre notierte und nach und nach aus dem Laden abholen liess.

Mehr aber als der tote Buchstabe war der lebende Mensch ein Gegenstand seines sorgfältigen Studiums. Sein Wissen war nicht blos eine Büchergelehrsamkeit, sondern es war aus dem Leben selbst geschöpft. Wie einst die Weltweisen des Altertums im Umgange mit der Welt und mit den Menschen ihren Geist bildeten und mit Kenntnissen bereicherten, so that es auch Kant. Er suchte den Menschen in seinen verschiedenen Verhältnissen auf; er durchspähte ihn mit seinem Forscherblick und erwarb sich dadurch die tiefe Menschenkenntnis, welche er durch sein ganzes Leben und durch seine Schriften beurkundet hat. Und obgleich er nie gereist war, so bot ihm doch seine Vaterstadt, sein Ruhm und sein Amtsverhältnis Gelegenheit genug dar, Menschen aus allen Ständen und Nationen, sowie in den verschiedensten Lebenslagen kennen zu lernen, welche Gelegenheit er auch mit aller Sorgfalt benutzte.

Auf diese Art schritt Kant bis in die letzten Jahre seines Lebens mit seinem Zeitalter fort, erhielt sich in vertrauter Bekanntschaft mit dem Gebiete der Wissenschaften und vermehrte als

Greis noch den Reichtum seiner Kenntnisse, bis endlich mit seiner Erinnerungskraft dieser in einem langen Leben mühsam eingesammelte Schatz der Gelehrsamkeit noch vor seinem Tode auf immer verloren ging.

Sechster Brief.

So sehr Sie, mein teuerster Freund, nach Ihrer Versicherung den unsterblichen Kant als Weltweisen, als akademischen Lehrer und als Gelehrten bewundern, so sehr werden Sie ihn auch als Menschen hochachten und lieben, wenn Sie seinen Charakter werden genau kennen gelernt haben. Ich will Sie jetzt in das Herz und in das sittliche Leben Kants hineinführen; und wenn ich je in meinem Leben wünschte, die Wahrheit mit treffenden Zügen schildern zu können, so ist es in diesem Augenblicke, wo ich Sie und vielleicht die Welt belehren will, wie Kant als Mensch dachte und handelte.

War Kant gross und bewunderungswürdig durch seinen Geist und durch seine Gelehrsamkeit, so ist er gewiss ebenso gross und achtungswert durch seinen Charakter und seine Handlungsweise. Schon durch seine natürlichen Herzensneigungen war Kant zu einem edlen, wohlwollenden und liebenswürdigen Menschenfreunde berufen. Durch seine Philosophie, welche die sittliche Bestimmung des Menschen in ihrer erhabensten Würde auf-

fasste, hatte er seine Neigungen an einen sittlichen Grundsatz befestigt; er hatte seinen Willen vom Pflichtgebot seiner Vernunft abhängig gemacht und sich dadurch zu einem wahrhaft pflichtliebenden und rechtschaffenen Manne ausgebildet. Kant lebte, wie er lehrte! Doch lassen Sie uns jetzt die einzelnen Züge seines Charakters näher betrachten.

Kants Gemüt war von Natur zur Fröhlichkeit gestimmt. Er sah die Welt mit heiterem Blick an, fasste ihre erfreuliche Aussenseite auf und trug gegenseitig seinen Frohsinn auf die Aussendinge über. Daher war er gewöhnlich zur Freude aufgelegt. Selbst wenn man ihn bei seinen tiefsinnigsten Arbeiten unterbrach, so äusserte er eine frohe und muntere Laune, die er auch sogleich anderen mitteilte.

Sein Gemüt blieb sich fast immer gleich und wurde selten durch einen Affekt aus dem Gleichgewicht gehoben. Nur dann, wenn er im Gespräch oder von seinen Dienstleuten einen fortgesetzten Widerspruch erfuhr, geriet er in Hitze, die sich aber auch sogleich wieder legte. Die herrschenden Neigungen seines Herzens waren menschenfreundlich und wohlwollend; die tiefsinnigen metaphysischen Spekulationen seines Geistes vermochten es nicht, sein Herz auszutrocknen und der teilnehmenden Gefühle zu berauben. Sein Herz zog seinen Geist aus den Regionen abstrakter Spekulationen in das mensch-

liche Leben herab. Hier ereignete sich keine fröhliche oder traurige Begebenheit, sie mochte auf die Welt im Grossen oder auf einzelne Menschen Einfluss haben, an der er nicht herzlichen Anteil nahm, und bei der er sich nicht selbst nach seinen Kräften wirksam bezeigte. Seine teilnehmende Menschenfreundlickeit begnügte sich nicht mit frommen Wünschen und Gefühlen, sondern äusserte sich in reger Tätigkeit für das Wohl anderer. Kant war ein wohltätiger Mann; er stand gern mit Rat und Tat einem jeden bei, der seine Hülfe suchte, und die Zahl derer, welche sie suchten, war nicht klein. Dass er seine Familie unterstützte, bedarf wohl keiner Erwähnung; aber er hatte auch eine besondere Summe jährlich bestimmt zur Unterstützung von Hausarmen und Reisenden, sowie zum Beitrage an Armenkassen. Der Pfarrer und Lazarettprediger Becker, eine gutmütige Seele, die so gern Almosen einsammelte, um sie an Bedürftige zu verteilen, hat manche Summe zu diesem Behufe von Kant abgeholt. Kant hatte einen wahren und echten Weltbürgersinn. So wie sein grosser Geist die Natur umfasste, so umfasste sein grosses Herz die ganze Menschheit. Menschen aus allen Ständen und Nationen interessierten ihn, und ihr Schicksal ging ihm zu Herzen. Es war genug, ein Mensch zu sein, um in ihm einen teilnehmenden Ratgeber und Helfer zu finden. Nur dem Unverschämten, der

ihn absichtlich täuschte oder seine Guttaten missbrauchte, blieb sein Ohr und seine Hand fernerhin verschlossen.

Kants Gutmütigkeit artete oft in eine zu ängstliche Besorgnis aus, jeden auch nur möglichen Schaden zu verhüten, wie Sie dies aus folgendem Zuge werden abnehmen können. Eines Tages stiess sein Diener an ein Weinglas und zerbrach es. Kant liess sorgfältig alle Stücke des Glases auf einen Teller zusammenlesen und vor sich hinsetzen. Kaum hatten wir abgegessen, so wünschte er, dass wir selbst das Glas vergraben möchten, weil er dies unmöglich seinem Bedienten anvertrauen könnte. Dieser musste einen Spaten holen, und inzwischen gingen wir allenthalben im Garten umher, um einen schicklichen Platz für das zerbrochene Glas aufzusuchen. Bei jedem Vorschlage machte er den Einwand, es wäre doch möglich, dass einmal ein Mensch daran Schaden nehmen könnte, bis endlich nach vieler Überlegung an einer alten Mauer eine Stelle dazu aufgefunden und eine tiefe Grube gegraben wurde, wo die Glasstücke in unserem Beisein sorgfältig verscharrt wurden. Mir sind mehrere Züge von seiner ängstlichen Gutmütigkeit bekannt.

Bis zum Entzücken liebenswürdig erschien der grosse Mann noch in seinem Greisenalter durch sein liebreiches Betragen gegen ganz junge Kinder. Es war eine Freude, zu sehen,

wie der tiefdenkende Weltweise, dem es nie gelungen war, sich zu den Kindesbegriffen herabzustimmen, dennoch durch sein liebreiches Betragen bewogen wurde, kindliche Reden und Scherze zu versuchen. In dem Hause seines und meines edlen Freundes Motherby, an dessen Familie sich Kant mit väterlicher Gesinnung anschloss, hatte ich oft Gelegenheit, ihn in diesem Verhältnis zu beobachten, und nirgends schien er mir liebenswürdiger als hier, wo er gleichsam als Ältervater unter seinen Kindeskindern lebte. Ebenso bewies er sich gegen die ganz jungen Kinder meines Bruders, welche ihn bisweilen besuchen mussten, und welche er dann durch allerlei kleine Geschenke zu erfreuen suchte.

Ein hervorstechender Zug in dem Charakter des Weltweisen war die Hochachtung, welche er gegen die Menschen überhaupt hegte, und die Gerechtigkeit, welche er den Vorgängen und Verdiensten anderer widerfahren liess. Eben deshalb, weil er in jedem Menschen Anlagen zur sittlichen Vervollkommnung und dadurch ursprüngliche, unveräusserliche und gleiche Menschenrechte anerkannte, achtete er einen jeden Menschen als solchen, wes Standes er auch sein mochte; und diese Achtung der Menschenwürde überhaupt drückte seiner ganzen Denk- und Handlungsweise ein ganz eigentümliches Gepräge auf. Dem grossen Geiste Kants

war niemand klein, weil er ein Mensch war. Er schätzte den Wert der Menschen nicht nach dem bürgerlichen Marktpreise ab, sondern nach der sittlichen Würde, zu der ein jeder berufen ist. Daher behandelte er auch den Niedrigsten aus dem Volke mit einer der Menschheit gebührenden Achtung.

Selbsterworbene Vorzüge und Verdienste vermehrten seine Achtung gegen Menschen. Er selbst, voll hohen Wertes, durfte keinen erniedrigen, um sich selbst zu heben. Das tat er auch nie, sondern er ehrte im Gegenteil die Talente, die Wissenschaften, die sittlichen Vollkommenheiten und selbst die dadurch erworbene bürgerliche Würde anderer Menschen und gab dies auch auf eine, den Verdiensten eines jeden angemessene Art zu erkennen. Aber sein eigener hoher Wert bewahrte ihn andererseits vor Kriecherei und Menschenscheu. Selbst seinem Könige Friedrich Wilhelm II., der ihn bei der Huldigung zu sich einlud, stellte sich Kant mit einem bescheidenen, aber edlen Selbstgefühl dar. Er besuchte die Gesellschaften der ersten Staatsbeamten im Militär- und Zivilstande, aber auch hier verleugnete Kant seinen Charakter nie, sondern er äusserte seine wahren Überzeugungen und Grundsätze ebenso freimütig und betrug sich mit eben dem edlen Anstande als zu Hause oder in der Gesellschaft seiner Freunde. Ja er hatte edles Selbstgefühl

genug, selbst ehrenvolle Bekanntschaften abzubrechen, wenn er bemerkte, dass seine Grundsätze missgedeutet wurden, und dass man ihm dies durch ein verändertes Betragen fühlbar machen wollte. Kant war in sich selbst zu gross, als dass er je auf Kosten der Wahrheit eine äussere Ehre hätte erkaufen sollen.

Kant zeigte sich in seinem ganzen Betragen als ein Muster der Humanität. Er schätzte nicht blos das hervorstechende Verdienst, sondern er suchte auch die weniger bemerkbaren Tugenden eines Menschen auf, ehrte schon das gute Herz und den guten Willen und behandelte selbst Schwächen anderer Menschen mit einer nachsichtsvollen Schonung. Es war rührend zu sehen, mit welcher Feinheit und mit welcher Gutmütigkeit er sich gegen jedermann, selbst gegen den Schwachen betrug, der gutgemeinte Absichten verriet. Einen sonderbaren Plan, den der gutmütige Pfarrer Becker mit unserem Weltweisen noch in seinem 69. Jahre vorhatte, und das Benehmen Kants dabei muss ich Ihnen zum Beweise dafür anführen. Eines Tages kommt Becker zu Kant und fängt nach dem Eintrittskompliment sein Gespräch mit der Frage an, ob der Herr Professor denn noch immer so allein wären? Auf die scherzhafte Erwiderung Kants, dass er diese Frage nicht verstehe, da er ihn ja gewöhnlich so fände, rückt Becker mit einer näheren Erklärung

heraus, dass er darunter den ehelosen Stand meine, und fängt an, dem Greise das Angenehme und Wünschenswerte des ehelichen Lebens auseinander zu setzen. Wie Kant ihn versichert, dass er dieses alles für Scherz aufnehme, so zieht Becker eine kleine Druckschrift aus der Tasche, betitelt Raphael und Tobias oder das Gespräch zweier Freunde über den Gott wohlgefälligen Ehestand, überreicht sie dem Professor mit der Versicherung, dass er sie hauptsächlich für ihn habe drucken lassen und zwar in der Hoffnung, dass der Inhalt dieser Abhandlung ihn noch zur Ehe bewegen würde. Kant nahm mit Freundlichkeit den Raphael und Tobias an und entschädigte den Verfasser für gehabte Mühe und Druckkosten. Die Wiedererzählung dieses Vorfalls bei Tische war die scherzhafteste Unterhaltung, deren ich mich erinnere; aber auch aus ihr leuchtete so ganz der humane Sinn des grossen Mannes hervor.

Von unserem Weltweisen kann man mit völliger Gewissheit behaupten: es ist kein Betrug in seinem Munde erfunden. Wenn je ein Mensch der Wahrheit huldigte, diese Huldigung durch sein ganzes Wesen offenbarte und auch an anderen über alles schätzte, so war es Kant. Er selbst wollte nie anders scheinen, als er wirklich war; aber ihm war auch nichts so sehr zuwider, als wenn er eitle Anmassungen an anderen Menschen bemerkte. So sehr er wirk-

liche Verdienste ehrte, so sehr verachtete er den gleissnerischen Schein derselben. Besonders ward seine Seele mit tiefem Unwillen erfüllt, wenn er selbst von anderen zum Mittel einer eitlen Ruhmsucht gemissbraucht wurde. Mir sind Fälle bekannt, dass er dergleichen Anmassungen in öffentlichen Blättern rügen wollte. Doch nicht blos das hochmütige Brüsten über unbegründete Verdienste war ihm zuwider, sondern sein gerader, Wahrheit liebender Sinn konnte ebenso wenig die entgegengesetzte Abweichung ertragen, weil er auch in ihr weiter nichts als Stolz in der Demut, wenigstens eine tadelhafte Unklugkeit fand. So tadelte er es, wenn junge Leute hinter ein affektiert schlichtes Äussere ihre wirklichen Vorzüge verbergen wollten, weil wir nach seiner Meinung keinem Menschen das Urteil über uns erschweren oder wohl gar ihn zu unserem Nachteil irre leiten dürfen, und weil es ein stolzes Verlangen verrate, dass Menschen, ungeachtet der von uns geflissentlich angenommenen rauhen und unpolierten Schale, doch den guten Kern in uns aufsuchen sollen. Seine Strenge hierin artete wirklich bis zur Schwachheit aus, obgleich dabei nichts anderes als ein menschenfreundliches Wohlwollen zu Grunde lag. Er wünschte nämlich, dass jeder Mensch nicht allein innerlich, sondern auch äusserlich, folglich seine Bildung vollenden möchte, weil auch letzteres zur Er-

reichung vernünftiger Zwecke im Leben unentbehrlich, mithin auch Pflicht wäre. Er war aus vielfältiger Erfahrung überzeugt, dass viele edel denkende und geschickte Jünglinge durch ein solches unpoliertes und geniemässiges Äussere ihr ganzes Lebensglück verscherzen und sich für die bürgerliche Gesellschaft unbrauchbar machen. Und dies war es eben, was seinem menschenfreundlichen Herzen wehe that.

Aus diesem vernünftigen Grunde riet er auch seinen jungen Freunden an, den Umgang mit gebildeten Frauenzimmern, so oft sich dazu nur Gelegenheit darböte, aufs sorgfältigste zu benutzen, weil dieses das einzige Mittel wäre, ihre Sitten zu verfeinern und zu veredeln. Ja er hielt die Benutzung dieses Bildungsmittels für ebenso notwendig als die Sorge für die Ausbildung des Geistes und für die Vermehrung von Kenntnissen und Geschicklichkeiten; er war daher der Meinung, dass ein junger Mann, der sich für die Welt ausbilden will, Gesellschaften gebildeter Damen so oft besuchen müsse, als nicht besondere höhere Pflichten es ihm verbieten.

Wie sehr ihm übrigens alles affektierte Wesen missfiel, beweist noch sein Tadel über jede Ziererei in der Sprache. Wer beim mündlichen Gespräch Worte suchte, nach schönen Redensarten haschte, diese gar, ohne Ausländer zu sein, nach einer fremden Mundart aussprach,

mit dem unterhielt sich Kant nicht gern. Er sah die Konversationssprache als ein Mittel an, unsere Gedanken leichter gegen einander auszutauschen; sie müsste also wie die Scheidemünze zum allgemeinen, leichten Verkehr kein anderes als das Gepräge des Landes haben. Daher war er in seiner Sprache selbst so sorglos, dass er Provinzialismen im Munde führte und bei mehreren Wörtern der fehlerhaften Aussprache der Provinz folgte. Ebenso strenge blieb er auch bei der in seiner Jugend gewöhnlichen und allgemein angenommenen Orthographie und verwarf alle affektierte Veränderung derselben als eine unnütze Beschwerde für den Leser.

Siebenter Brief.

Sich selbst mass Kant nach einem verhältnismässig kleinen Massstabe und sein Sinn für Wahrheit und Lauterkeit, den er durch sein ganzes Leben äusserte, neigte sich bei der Beurteilung seiner selbst zu einer liebenswürdigen Bescheidenheit hin. Er sprach von den verdienten Gelehrten und Staatsbeamten seiner Zeit und der Vorzeit stets in Ausdrücken einer besonderen Achtung, und wenn er sich mit ihnen in Vergleich stellte, so war sein Urteil über sich selbst jederzeit so anspruchslos und bescheiden, dass ich hierin schon als Jüngling

die wahre, echte Grösse des unsterblichen Mannes erkannte und bewunderte. Ich werde es nie vergessen, wie Kant, als er eines Tages über Newton sprach und hierauf den Gang, welchen er selbst in der Naturwissenschaft genommen, mit jenem des Newton vergleichen wollte, mit einer rührenden Bescheidenheit hinzufügte: „wofern sich etwas Kleines mit etwas Grossem vergleichen lässt.“ Und so sprach Kant in dem Alter seiner vollendeten Grösse zu mir in meinem 20. Jahre ohne Beisein anderer Zeugen. Auch über Philosophen, welche einem anderen Systeme folgten, ja selbst über seine Gegner, wenn sie wirklich Wahrheit suchten und keine des Gelehrten unwürdige Absichten verrieten, sprach er stets mit einer unparteiischen Würdigung ihrer Verdienste. Ja er suchte sich selbst zu erklären, wie seine bescheidenen Gegner sehr natürlich anderer Meinung sein konnten, und lebte im vollen Vertrauen auf den endlichen Sieg der Wahrheit.

Trotz dieser anspruchslosen Bescheidenheit hatte Kant doch ein zartes Gefühl für die Anerkennung seiner Verdienste. Ihn interessierte der Beifall, den ihm verdiente Gelehrte und andere achtungswürdige Männer schenkten, und er nahm ihre schriftlichen Beweise von Hochachtung und ihre persönlichen Besuche mit gebührender Wertschätzung auf. Es war ihm schon um der Anerkennung und Ausbreitung

seiner Philosophie willen nicht gleichgültig, dass Friedrich Wilhelm II. den jetzigen Professor Kiesewetter zu ihm schickte, um seinen besonderen mündlichen Unterricht zu benutzen, und dass der Fürstbischof von Würzburg den Professor Reuss auf eigene Kosten nach Königsberg sandte, damit er sich über einige Gegenstände seiner Philosophie mit ihm persönlich unterhalten möchte. Ebenso schmeichelhaft war ihm der ehrenvolle Beifall, den die Minister von Zedlitz, v. Schrötter, v. Massow, der Kanzler v. Schrötter und andere grosse Männer ihm zum Teil persönlich bewiesen. Auch die von seinen Schülern ihm aufrichtig dargebrachten Beweise von dankbarer Verehrung machten ihm sichtbare Freude. An dem Tage, als er zum ersten Mal das Rektorat der Universität antrat, überraschte ihn sehr angenehm unser Morgenbesuch. Ich hielt eine kurze Rede an ihn, wobei er mich mehrere Mal durch die Versicherung unterbrach, dass er ganz ausser Fassung wäre. Und mit welcher herzlichen Freude empfing er uns, als Professor Kiesewetter und ich ihm an seinem 66. Geburtstage unseren Glückwunsch in einem kleinen Gedichte überreichten! Der grosse Mann erschien dann immer am liebenswürdigsten, wenn er zeigte, dass er menschliche Gefühle hatte.

Jede auch nur dem Scheine nach geäusserte Geringschätzung oder Vernachlässigung,

besonders von Männern, auf deren Achtung er schon als Gelehrter Anspruch machen zu können glaubte, war selbst im Stande, seinen edlen Stolz zu erregen, den er dann auch unverholen äusserte. Bald nachdem Kant seine Abhandlung über einen neuerdings erhobenen vornehmen Ton in der Philosophie geschrieben hatte, reiste der Graf v. S., der sich in seiner C. . . . mit jener Abhandlung unzufrieden gezeigt hatte, durch Königsberg und hielt sich daselbst einige Tage auf, ohne den weltberühmten Kant zu besuchen. Der B. N. . . ., welcher den Grafen bewirten wollte, bat auch unseren Kant zu dieser Gesellschaft; aber Kant erklärte: „er würde nicht erscheinen, wenn der Graf v. S. ihn nicht zuvor besucht hätte.“ Dies geschah nicht und Kant blieb aus der Gesellschaft weg. Bei seiner Rückreise von P. stattete der Graf v. S. Kant einen Besuch ab; N. gab wieder eine Gesellschaft und Kant erschien in derselben. — Er, der jedermann nach Verdienst ehrte und sich selbst der Ehre würdig hielt, wollte auch von Männern, welche wissen, wie man einen berühmten Gelehrten ehren müsse, wenigstens mit Aufmerksamkeit behandelt werden.

Schon von Jugend auf hat der grosse Mann das Bestreben gehabt, sich selbständig und von jedermann unabhängig zu machen, damit er nicht den Menschen, sondern sich selbst und seiner Pflicht leben durfte. Diese

freie Unabhängigkeit erklärte er auch noch im Alter für die Grundlage alles Lebensglücks und versicherte, dass es ihn von jeher viel glücklicher gemacht habe zu entbehren, als durch den Genuss ein Schuldner des anderen zu werden. In seinen Magisterjahren ist sein einziger Rock schon so abgetragen gewesen, dass einige wohlhabende Freunde, (unter anderen der geheime Rat J. . .) es für nötig erachtet haben, ihm auf eine sehr diskrete Art Geld zu einer neuen Kleidung anzutragen. Kant freute sich aber noch im Alter, dass er Stärke genug gehabt habe, dieses Anerbieten auszuschlagen und das Anstössige einer schlechten, aber doch reinen Kleidung der drückenden Last der Schuld und Abhängigkeit vorzuziehen. Er hielt sich deshalb auch für ganz vorzüglich glücklich, dass er nie in seinem Leben irgend einen Heller schuldig gewesen ist. „Mit ruhigem und freudigem Herzen konnte ich immer herein! rufen, wenn jemand an meine Thür klopfte,“ pflegte der vortreffliche Mann oft zu erzählen, „denn ich war gewiss, dass kein Gläubiger draussen stand.“

Ganz besonders zeichnete er sich noch durch Festigkeit des Charakters, durch Selbstbeherrschung und Seelenstärke aus. Diese hervorstechenden Eigenschaften seines Charakters waren ganz ein Werk der Kunst und gerade durch die natürliche Weichheit und Nachgiebigkeit

seines Herzens veranlasst. Kant war von Natur geneigt immer dem ersten Eindruck zu folgen. Weil er aber dadurch oft wider seinen Willen, ja selbst wider seine Neigung handelte, und weil die Folgen seiner Nachgiebigkeit gegen sich selbst und gegen andere ihm häufig missfielen, so gab jeder einzelne Vorfall im Leben, bei dem er sich von seinem weichen Herzen hatte hinreissen lassen, Veranlassung, sich darüber eine Maxime zu entwerfen, die er dann aber auch mit der unerschütterlichsten Festigkeit befolgte. Auf diese Art war nach und nach sein ganzes Leben eine Kette von Maximen geworden, die endlich ein festes System des Charakters bildete. Sie werden vielleicht einige Beispiele dieser Art zu hören wünschen, um sich selbst zu überzeugen, dass Kant ein Mann von Maxime war.

Eines Tages kommt Kant von seinem gewöhnlichen Spaziergang zurück und eben, wie er in die Strasse seiner Wohnung gehen will, wird ihn der Graf X. gewahr, welcher auf einem Kabriolet dieselbe Strasse fährt. Der Graf, ein äusserst artiger Mann, hält sogleich an, steigt herab und bittet (unseren) Kant, mit ihm bei dem schönen Wetter eine kleine Spazierfahrt zu machen. Kant gibt ohne weitere Überlegung dem ersten Eindruck der Artigkeit Gehör und besteigt den Wagen. Das Wiehern der raschen Hengste und das Zurufen des Grafen macht

ihn bald bedenklich, obgleich der Graf das Kutschieren vollkommen zu verstehen versichert. Der Graf fährt nun über einige bei der Stadt gelegene Güter, endlich macht er ihm noch den Vorschlag, einen guten Freund eine Meile von der Stadt zu besuchen, und Kant muss aus Höflichkeit sich in alles ergeben, sodass er ganz gegen seine Lebensweise erst gegen 10 Uhr voll Angst und Unzufriedenheit bei seiner Wohnung abgesetzt wird. — Aber nun fasste er auch die Maxime, nie wieder in einen Wagen zu steigen, den er nicht selbst gemietet hätte, und über den er nicht selbst verfügen könnte, auch sich nie von Jemandem zu einer Spazierfahrt mitnehmen zu lassen. Sobald er eine solche Maxime gefasst hatte, so war er mit sich selbst einig, wusste, wie er sich in einem ähnlichen Falle zu benehmen habe, und nichts in der Welt wäre im Stande gewesen, ihn von seiner Maxime abzubringen.

Schon seit Jahren musste er auf den Rat seines Freundes Trummer seiner Hartleibigkeit wegen täglich eine Pille nehmen. Mein Bruder bewog ihn bei zunehmendem Übel die Zahl zu verdoppeln. Aber kaum war dies geschehen, so überlegte Kant, dass diese Zulage kein Ende haben würde, und machte sich die Maxime, nie in seinem Leben mehr als täglich 2 Pillen zu nehmen. Hiervon ging er selbst in den letzten Jahren nicht ab, wo nach dem Urteil der Ärzte ein verstärkter Gebrauch dieses Mittels ihm sehr

heilsam gewesen sein würde, da er überdies zu keiner anderen Medizin zu bewegen war.

Ebenso hatte er sich über sein Tabakrauchen, welches vielleicht sein höchstes sinnliches Vergnügen war, die Maxime gemacht, täglich nur eine Tonpfeife auszurauchen, weil er nicht absah, wo er sonst stehen bleiben sollte. Hätte es eine Art von Tonpfeifen gegeben, die mehrere kleinere in sich fasste, so hätte er sie gewiss benutzt, weil dies nicht gegen seine Maxime stritt; aber selbst zu einem anderen Pfeifenkopf war er durchaus nicht zu bereden.

Auf diese Art hatte er am Ende seine ganze Denk- und Lebensweise an Vernunftregeln geknüpft, denen er ebenso in den kleinsten Lebensumständen wie bei den wichtigsten Obliegenheiten getreu blieb. Ihn, der eine uneingeschränkte Herrschaft über seine Neigungen und Triebe ausübte, konnte nichts in der Welt von seiner erkannten Pflicht abwendig machen. Er that nichts, was er nicht wollte, und sein Wille war frei, denn er hing von seinem Vernunftsgesetze ab. Alle Versuche anderer, seinen Willen zu beugen und anders wohin zu leiten, waren vergeblich. Er blieb fest bei dem, was er nach einer vernünftigen Überlegung beschlossen hatte; und selbst wenn Neigungen und erlaubte Zwecke ihm anders zu handeln rieten, so beharrte er doch bei der sich selbst auferlegten Pflicht. Der Buchhändler Nicolovius, dessen

Vater ein Freund Kants war, fasste auf der Universität den Entschluss, sich dem Buchhandel zu widmen und teilte ihn Kant mit. Er billigte diesen Plan und liess blos die Worte fallen, dass er künftig seinem Etablissement nützlich zu werden erbötig wäre. Aber kaum hatte Nicolovius seinen Buchhandel in Königsberg errichtet, so gab ihm Kant seine Werke, den Bogen gegen ein geringes Honorar, in Verlag. Einige Zeit darauf empfahl sich eine angesehene Buchhandlung in Deutschland dem weltberühmten Schriftsteller und erbot sich selbst zu einem weit höheren Honorar; aber Kant erwiderte, dass er die Summe selbst zu hoch fände, und dass er es für patriotisch und pflichtmässig hielt, einen kleinen Verdienst seinem Landsmanne und dem Sohne eines ehemaligen alten Freundes zuzuwenden.

Mit dieser unerschütterlichen Festigkeit erfüllte er seine Pflichten gegen andere; mit eben der Festigkeit behandelte er auch sich selbst. Kant konnte sich alles versagen, er konnte alles überwinden, er konnte alles über sich vermögen, denn er war ganz Herr seiner selbst. Aber er war nicht ein eigensinniger Herr und dadurch zugleich ein gefesselter Sklave, sondern ein vernünftiger Regierer seiner Lebensweise, der mit Überlegung über sich eine Regel entwarf und mit der erstaunenswürdigsten Selbstbeherrschung bei ihr so lange beharrte, bis seine Ver-

nunft jene mit einer, seiner Natur angemessenenen Regel zu vertauschen riet, die er dann von neuem mit aller Strenge befolgte. Einer solchen Vernunftregel war sein Gemüt, sein Körper und die ganze Behandlung beider unterworfen, wie Sie dies künftig, wenn ich von Kants Diät spreche, bestätigt finden werden. Und dieser festen Beharrlichkeit an einer Vernunftregel, dieser Charakterstärke verdankt er auch seine Gesundheit und sein langes Leben. Wie sehr er selbst wirkliche Naturschwäche und körperliche Übel durch Seelenstärke überwinden konnte, davon hat er ja selbst in seiner Abhandlung von der Macht des Gemüts, durch den blossen Vorsatz Meister seiner krankhaften Gefühle zu sein, der Welt sein eigenes Bekenntnis abgelegt. Kant trotzte durch seine starke Seele seiner schwachen physischen Natur. Er hob sich durch Willensfreiheit und Seelenkraft über die Naturgesetze empor und zwang sie seinem Willen untertan zu sein. Herrlich und gross wandelte der unsterbliche Mann in der irdischen Welt zur Ehre der Menschheit. Er, durch Lehre und Tat ein wahrer Weltweiser.

Achter Brief.

Den hervorstechendsten Zug in dem Charakter des unsterblichen Kant habe ich absicht-

lich einem besonderen Briefe vorbehalten, um ihn desto ausführlicher behandeln zu können. Kant zeichnete sich besonders durch ein warmes Gefühl für Freundschaft aus. Ich habe über diese liebenswürdige Seite seines Herzens so viele Erfahrung zu sammeln Gelegenheit gehabt und habe selbst so viele Beweise seiner Freundschaft gegen mich in Händen, dass ich Ihnen genau angeben kann, wie Kant als Freund handelte und dachte. Von seinen Jugendfreunden ist mir keiner als der Doktor Trummer bekannt geworden, mit welchem er jedoch kein ganz besonderes Freundschaftsbündnis geschlossen zu haben schien. Aber es ist zu vermuten, dass er, der noch in seinen männlichen Jahren so enge Freundschaft knüpfte und noch in seinem Greisenalter so viel Gefühl für Freundschaft verriet und selbst Jünglingen seine herzliche Freundschaft und Liebe schenkte, vielmehr in seiner Jugend für dieses Gefühl Herz und Sinn gehabt habe. Er pflegte auch oftmals des verstorbenen Ober-Finanzrats Wlömer als seines besten Jugendfreundes zu gedenken, hegte noch in seinem Alter die zärtlichste Freundschaft für ihn und unterhielt stets mit ihm einen freundschaftlichen Briefwechsel.

Dass Kant seinen Scharfblick und seine Menschenkenntnis vorzüglich bei der Wahl seiner Freunde werde angewandt haben, lässt sich nicht in Zweifel ziehen. Ich mache aber

einen Unterschied zwischen seinen vertrauten Herzensfreunden und zwischen seinen Tischfreunden, obgleich er auch letztere, solange er noch selbst wählen konnte, nicht durch den blossen Zufall sich zuführen liess.

Der innigste und vertrauteste Freund, den Kant in seinem Leben gehabt hat, war der nun schon zwanzig Jahre verstorbene englische Kaufmann Green, ein Mann, dessen eigentümlichen Wert und dessen wichtigen Einfluss auf unseren Weltweisen Sie aus der Schilderung dieses einzigen Freundschaftsbundes werden kennen lernen. Ein eigener Zufall, der bei der ersten Bekanntschaft einen Todhass zwischen diesen beiden Männern erzeugen zu wollen schien, gab zu dem innigsten Freundschaftsbündnisse Veranlassung. Zur Zeit des Englisch-Nordamerikanischen Krieges ging Kant eines Nachmittags in dem Dänhoff'schen Garten spazieren und blieb vor einer Laube stehen, in welcher er einen seiner Bekannten in Gesellschaft einiger ihm unbekannten Männer entdeckte. Er liess sich mit diesem in ein Gespräch ein, an welchem auch die Übrigen teilnahmen. Bald fiel ihr Gespräch auf die merkwürdige Zeitgeschichte. Kant nahm sich der Amerikaner an, verfocht mit Wärme ihre gerechte Sache und liess sich mit einiger Bitterkeit über das Benehmen der Engländer aus. Auf einmal springt ganz voll Wut ein Mann aus der Gesellschaft auf, tritt

vor Kant hin, sagt, dass er Engländer sei, erklärt seine ganze Nation und sich selbst durch seine Äusserungen für beleidigt und verlangt in der grössten Hitze eine Genugtuung durch einen blutigen Zweikampf. Kant liess sich durch den Zorn des Mannes nicht im mindesten aus seiner Fassung bringen, sondern setzte sein Gespräch fort und fing an seine politischen Grundsätze und Meinungen und den Gesichtspunkt, aus welchem jeder Mensch als Weltbürger, seinem Patriotismus unbeschadet, dergleichen Weltbegebenheiten beurteilen müsse, mit einer solchen hinreissenden Beredsamkeit zu schildern, dass Green — dies war der Engländer — ganz voll Erstaunen ihm freundschaftlich die Hand reichte, den hohen Ideen Kants beipflichtete, ihn wegen seiner Hitze um Verzeihung bat, ihn am Abend bis an seine Wohnung begleitete und ihn zu einem freundschaftlichen Besuch einlud. Der nun auch schon verstorbene Kaufmann Motherby, ein Geschäftsteilhaber von Green, war Augenzeuge dieses Vorfalls gewesen und hat mir oft versichert, dass Kant ihm und allen Anwesenden bei dieser Rede wie von einer himmlischen Kraft begeistert erschienen wäre und ihr Herz auf immer an sich gefesselt hätte.

Kant und Green schlossen nun wirklich eine vertraute Freundschaft, die auf Weisheit und gegenseitige Achtung gegründet war, die täglich fester und inniger wurde, und deren Trennung durch den früheren Tod Greens unserem Welt-

weisen eine Wunde schlug, die er zwar durch Seelengrösse linderte, aber nie ganz verschmerzte.

Kant fand in Green einen Mann von vielen Kenntnissen und von so grossem Verstande, dass er mir selbst versicherte, er habe in seiner Kritik der reinen Vernunft keinen einzigen Satz niedergeschrieben, den er nicht zuvor seinem Green vorgetragen und von dessen unbefangenem und an kein System gebundenem Verstande hätte beurteilen lassen. Green war seinem Charakter nach ein seltener Mann, ausgezeichnet durch strenge Rechtschaffenheit und durch wirklichen Edelmut, aber voll von den sonderbarsten Eigenheiten, — ein wahrer „whimsical Man“, dessen Lebenstage nach einer unabänderlichen, launenhaften Regel dahinflossen. Hippel hat seinen „Mann nach der Uhr“ nach Green gezeichnet, woraus Sie ihn mehr kennen lernen können. Ich will nur noch einen Zug hinzufügen. Kant hatte eines Abends dem Green versprochen, ihn am folgenden Morgen um 8 Uhr auf einer Spazierfahrt zu begleiten. Green, der bei solcher Gelegenheit um $^{3}/_{4}$ schon mit der Uhr in der Hand in der Stube herumging, mit der fünfzigsten Minute seinen Hut aufsetzte, in der fünfundfünfzigsten seinen Stock nahm und mit dem ersten Glockenschlage den Wagen öffnete, fuhr fort und sah unterwegs Kant, der sich etwa 2 Minuten verspätet hatte, ihm entgegenkommen, hielt aber nicht an, weil dies

gegen seine Abrede und gegen seine Regel war.

In der Gesellschaft dieses geistreichen, edelgesinnten und sonderbaren Mannes fand Kant so viele Nahrung für seinen Geist und für sein Herz, dass er sein täglicher Gesellschafter wurde und viele Jahre hindurch mehrere Stunden des Tages bei ihm zubrachte. Kant ging jeden Nachmittag hin, fand Green in einem Lehnstuhle schlafen, setzte sich neben ihn, hing seinen Gedanken nach und schlief auch ein; dann kam Bankdirektor Ruffmann und that ein Gleiches, bis endlich Motherby zu einer bestimmten Zeit ins Zimmer trat und die Gesellschaft weckte, die sich dann bis 7 Uhr mit den interessantesten Gesprächen unterhielt. Diese Gesellschaft ging so pünktlich um 7 Uhr auseinander, dass ich öfters die Bewohner sagen hörte: es könne noch nicht 7 sein, weil der Professor Kant noch nicht vorbeigegangen wäre. Am Sonnabend blieben die Freunde, zu welchen sich dann noch der schottische Kaufmann Hay und einige andere gesellten, zum Abendessen versammelt, welches aus einer sehr frugalen kalten Küche bestand.

Dieser freundschaftliche Umgang fiel in das Mittelalter unseres Weltweisen und hat unstreitig auf sein Herz und auf seinen Charakter einen entscheidenden Einfluss gehabt. Greens Tod veränderte auch Kants Lebensweise so sehr, dass er seit dieser Zeit nie mehr eine Abend-

gesellschaft besuchte und dem Abendessen gänzlich entsagte. Es schien, als wenn er diese Zeit, die einst der vertrautesten Freundschaft geheiligt war, zum Opfer für den abgeschiedenen Busenfreund bis an sein Lebensende in stiller Einsamkeit verbringen wollte.

Kant hatte noch mehrere interessante Männer und Jünglinge in die Zahl seiner vertrauten Freunde aufgenommen, die ich aber nicht namentlich anführen mag, weil ich leicht manchen übergehen könnte, der sich einer ebenso herzlichen Freundschaft Kants bewusst ist. Nur diejenigen, an welchen sich Kants Freundschaftsgefühle nach meiner Erfahrung ganz besonders offenbarten, werde ich zu meinem Zwecke gelegentlich berühren; denn ich will Sie ja mit Kants Freundschaft und nicht mit seinen Freunden bekannt machen.

Kant war ein warmer, herzlicher, teilnehmender Freund und behielt das warme, herzliche Freundschaftsgefühl bis in sein spätes Alter. Seine gefühlvolle Seele beschäftigte sich unablässig mit allem, was seine Freunde betraf. Er nahm die kleinsten Umstände ihres Lebens zu Herzen. Er war innigst besorgt bei ihren misslichen Vorfällen und herzlich erfreut, wenn drohende Gefahren einen glücklichen Ausgang nahmen. Der nach Greens Tode mit Motherby ebenso freundschaftlich fortgesetzte Umgang liefert für alles dieses die rührendsten Belege.

Besonders muss ich der tödlichen Krankheit erwähnen, von welcher sein edler Freund Motherby vor mehreren Jahren ergriffen wurde, weil sich dabei das teilnehmende Herz des grossen Mannes in seiner ganzen liebenswürdigen Natur zeigte. Kant äusserte eine wirklich tiefgefühlte Traurigkeit. Ich musste ihm täglich zweimal von dem Befinden des Kranken und dem Urteil der Ärzte umständlichen Bericht abstatten und er verriet jedesmal bei meiner Ankunft eine unruhige Besorgnis. Als ich an dem gefährlichsten Tage ihm eröffnete, dass man nun alle Hoffnung für sein Leben aufgegeben habe, rief er mit wahrer Betrübnis aus: „Soll ich denn alle meine alten Freunde vor mir ins Grab gehen sehen!" — Die gefährliche Krankheit meines Bruders ging ihm ebenso zu Herzen und der Tod Ruffmanns rührte ihn so sehr, dass er sich seitdem immer mehr aus dem gesellschaftlichen Umgange zurückzog. — Eine ganz besonders hochachtungsvolle Freundschaft bewies Kant gegen den Professor Kraus. Er sprach fast täglich von ihm in den Ausdrücken einer wahrhaften Verehrung und versicherte, dass er die Gelehrsamkeit und den Eifer des grossen Mannes für das allgemeine Beste ebenso sehr bewundere, als er dessen Charakter und Herz schätze und liebe. Dass die Freundschaft dieser beiden Männer vertraut und innig war, folgt schon daraus, dass Professor Kraus solange ein täglicher Tischgenosse Kants war,

bis Kraus sich selbst seine eigene Ökonomie einrichtete.

Kant hegte die grösste Hochachtung selbst für seine jungen Freunde. Er verweilte gern bei ihren Vorzügen; er sprach gern von ihren vorzüglichen Eigenschaften und Verdiensten. Er gab ihnen seine Wertschätzung durch schmeichelhafte und ehrenvolle Beweise zu erkennen und fühlte sich selbst geehrt durch die Ehre und den Beifall, den seine Freunde genossen. Aber er beförderte auch diese sowie das ganze Lebensglück seiner Freunde nach allen Kräften. Er war ein tätiger Freund, der oft eine ängstliche Vorsorge für diejenigen bewies, denen er seine vertraute Freundschaft geschenkt hatte, und deren Schicksal ihn interessierte. Aus folgenden kleinen Zügen werden Sie besonders abnehmen, wie der liebenswürdige Mann für seine Freunde tätig besorgt war.

Ich kenne einen Mann, der schon in seinen ersten Jünglingsjahren sich Kants ausgezeichnete Liebe erwarb. Kant lernte ihn besonders in seinem Repetitorio kennen, rief ihn zu sich, gab ihm die Erlaubnis, sich über schwierige Gegenstände der Philosophie mit ihm besonders unterhalten zu können, zog ihn endlich in seinen näheren Umgang, nahm ihn unter die Zahl seiner Freunde auf und äusserte überall für ihn eine väterliche Vorsorge. Diesen empfahl er vor mehreren Jahren persönlich dem Chef eines

Regiments zu einer erledigten Feldpredigerstelle. Wenige Tage vor der Probepredigt liess er den Kandidaten zu einer ungewöhnlichen Morgenstunde zu sich bitten und leitete mit der grössten Feinheit ein Gespräch über den Probetext ein, nach welchem er sich besonders hatte erkundigen lassen. Und — denken Sie sich den liebenswürdigen Mann! — aus Liebe zu seinem Freunde hatte sich der tiefe Denker in ein ganz neues Feld gemacht und sich die Mühe gegeben, eine förmliche Disposition zu einer Predigt in Gedanken zu entwerfen, über welche er mit ihm sprach, und wobei er viele fruchtbare Gedanken äusserte. Am Tage der Predigt hatte er einen anderen Freund mit dem Auftrage in die Kirche gesandt, ihm am Schlusse der Rede über den Eindruck derselben eiligst Nachricht zu bringen. Das heisst doch an dem Schicksale seiner Freunde herzlichen und tätigen Anteil nehmen!

Eben diesem Manne hatte er einige Jahre zuvor, ganz aus freiem Antriebe, ein Stipendium von dem akademischen Senat verschafft. Er kam darüber an dem Tage, als es ihm zuerkannt worden war, so herzlich froh nach Hause, dass er nicht allein dem Bruder desselben, der diesen Mittag bei ihm ass, diese Nachricht sogleich mit der grössten Freude mitteilte, sondern sogar eine Flasche Champagner heraufholen liess, um auf das Wohl seines Günstlings zu trinken und sich ganz dem Gefühl der Freude zu überlassen.

Kant und Hippel bewogen eben denselben Mann vor mehreren Jahren, ein Privat-Erziehungsinstitut zu übernehmen, welches der geschickte Pädagoge Böttcher in Königsberg errichtet hatte und nachmals wegen eines Rufs nach Magdeburg aufgab. Kant nahm an dieser Versorgung seines Freundes, die er dessen Talenten vorzüglich angemessen hielt, das lebhafteste Interesse. Er ging selbst zu den Eltern der Zöglinge des Instituts hin, um sie zu bewegen, ihre Kinder auch bei dem neuen Leiter in der Anstalt zu lassen. Er nahm es selbst auf sich, den Kriegsrat v. Fahrenheid zum Ankauf eines Hauses für diesen wohlthätigen Zweck geneigt zu machen, und erbot sich selbst zur kräftigsten Unterstützung dieses nützlichen Unternehmens.

Als mein Bruder, der kein Vermögen hatte, vor mehreren Jahren den Entschluss fasste, zwei Jahre die Medizin noch in Edinburg zu studieren und dann eine Reise durch England, Frankreich und Deutschland zu machen, und mehrere edle Freunde sich zur Beförderung dieses Planes erboten, so zeigte Kant nicht allein seine grosse Freude darüber, dass es seinem Freunde gelang, ein so wichtiges Vorhaben auszuführen, sondern er versicherte ihm auch, dass er jederzeit 500 Reichstaler für ihn bereit halten würde, die er während seiner Reise jeden Augenblick beziehen könnte; und es war ihm nachmals nicht lieb, dass mein Bruder dies

Geld nicht gebraucht hatte. — Wo gibt es einen teilnehmenderen, sorgsameren und tätigeren Freund als unseren grossen Kant?

Noch muss ich besonders des Zartgefühls erwähnen, mit der Kant seine Freunde behandelte. Er mischte sich nie zudringlich in ihre Angelegenheiten; seinen Rat äusserte er mit dem feinsten Zartgefühl und gewöhnlich so, dass er auf einen anderen Bezug zu haben schien. Von seinen Bemühungen um das Wohl seiner Freunde liess er nie ein Wort fallen. Er handelte oft zu ihrem Besten, ohne sich je merken zu lassen, dass er für sie tätig gewesen wäre. Er benahm sich überhaupt mit einer bewundernswerten Feinheit gegen seine Freunde nach ihren individuellen Charakteren. Wie ihn aber auch in seinen freundschaftlichen Verhältnissen unbefangene Vernunft. strenge Pflicht, Liebe zur Tugend und Humanität leiteten, das werden Sie aus folgendem charakterischen Zuge ersehen.

Kant hatte schon aus früheren Jahren her einen Freund, den G. R. J., dessen Haus er oft besuchte, und dessen Frau er schätzte. Ein anderer Hausfreund dieses Mannes, der M. D. G., der auch ein Freund Kants wurde, fasste zur Hausfrau Neigung, veranlasste eine Ehescheidung, heiratete sie und machte ein angenehmes Haus in Königsberg, das von sehr vielen Fremden besucht wurde. Kant wurde sehr häufig und sehr dringend hier eingeladen, aber er betrat

nie die Schwelle dieses Hauses, aus Achtung für den ersten Mann, mit welchem er fortwährend in einem freundschaftlichen Umgange lebte. Er hielt es für unerlaubt und für unschicklich, mit beiden Männern zugleich in einem freundschaftlichen Verhältnisse zu leben, glaubte den ersten dadurch zu beleidigen und dem anderen den Glauben beizubringen, als wenn er sein tadelhaftes Benehmen gut heisse. Mir ist es bekannt, dass ihn jetzt, so wie er handelte, beide Männer schätzten und verehrten.

Wenn Kant je tiefe Menschenkenntnis verriet, so geschah es vorzüglich in seinen freundschaftlichen Verhältnissen. Er war von dem Werte echter Freundschaft durchdrungen, aber er wusste auch, wodurch dieser Freundschaftswert könne erhalten werden. Daher blieb er treu und fest in seiner Freundschaft. Wer einmal wirklich sein Herz gewonnen hatte, der konnte sich auch immer seiner unveränderten liebevollen Freundschaft erfreuen.

Gern möchte ich Sie jetzt von Kants Liebe unterhalten, aber ich kann statt dessen Ihnen blos mein herzliches Bedauern mitteilen, dass von diesem so charakterisierenden Gefühl aus dem Leben des Weltweisen nie etwas zu meiner Kenntnis gekommen ist. Dass Kant in seiner Jugend geliebt habe, das möchte ich nach seinem Temperamente und nach seinem gefühlvollen Herzen beinahe mit völliger Gewissheit

zu behaupten wagen. Wie sollte auch ein Mann, der ein so warmes Herz für Freundschaft hatte, nicht auch ein warmes Gefühl für Liebe gehegt haben? Ob aber seine erste Liebe sich keiner Gegenliebe zu erfreuen hatte, oder ob seine körperliche Beschaffenheit und sein entschiedener Hang nach metaphysischen Spekulationen und wissenschaftlichen Beschäftigungen ihm anrieten, der Ehe zu entsagen, dies muss ich unentschieden lassen. In seinem Alter schien mir Kant eben nicht grosse Begriffe von der Liebe zu hegen, wenigstens äusserte er oft gegen seine unverheirateten Freunde den Rat: sie möchten bei der Wahl ihrer künftigen Gattin ja lieber vernünftigen Gründen als einer leidenschaftlichen Neigung folgen. Diesen Rat unterstützte er noch durch das Urteil anderer, in der Sache erfahrener Männer, dem er seinerseits gänzlich beipflichtete. Er pflegte öfters anzuführen, ein verständiger Mann, Herr C., habe zweimal geheiratet. Die erste Frau, welche nichts weniger als wohlgestaltet gewesen, habe er vorzüglich ihres Vermögens wegen gewählt; die andere, ein schönes Frauenzimmer, habe er aus herzlicher Liebe genommen, am Ende aber doch gefunden, dass er mit beiden glücklich gewesen wäre. Kant war daher der Meinung, dass, wenn man bei der Wahl einer Gattin, ausser den Eigenschaften einer Hausfrau und Mutter, noch auf ein sinnliches Motiv sehen wolle, man lieber

auf Geld Rücksicht nehmen möchte, weil dieses länger als alle Schönheit und aller Reiz vorhalte, zum soliden Lebensglück sehr viel beitrage und selbst das Band der Ehe fester knüpfe, weil der Wohlstand, in welchen sich der Mann dadurch versetzt sieht, ihn wenigstens mit liebenswürdiger Dankbarkeit gegen seine Gattin erfülle. Übrigens dachte er über den Ehestand ganz wie der Apostel Paulus I. Corinther 7, 7—8 und bestätigte dies noch durch das Urteil einer sehr verständigen Ehefrau, welche ihm öfters gesagt hätte: ist Dir wohl, so bleib davon!

Doch wer kann aus dem Raisonnement eines 60 bis 70jährigen Metaphysikers auf dessen Gefühl in einem 20jährigen Alter mit Sicherheit zurückschliessen, und wie ganz anders würde Kant geurteilt haben, wenn er in einer glücklichen Ehe alt geworden wäre!

Er war auch keineswegs ein abgesagter Feind des Ehestandes, sondern er riet selbst seinen Freunden, die er durch eine gute Partie zu beglücken wünschte, und deren Stand die Ehe rätlich machte, freilich nach seinen Grundsätzen die Heirat an und sorgte sogar selbst für eine gute Wahl. Für meinen Bruder z. B. hatte er schon mehrere Monate vor dessen Rückkunft aus England Fräulein B., damals eines der reichsten Mädchen in Königsberg, ausgesucht; und schon am ersten Tage seines Besuches legte ihm Kant diese Wahl mit solcher Teil-

nahme ans Herz und erbot sich selbst so dringend zum Freiwerber, dass meines Bruders Geständnis: „er habe bereits nach seinem Herzen gewählt“, ihm wirklich unangenehm war.

Obgleich aber Kant im Cölibat lebte, diesen Zustand sehr behaglich fand und, wenn man sich verehelichen wollte, den Heiraten aus Spekulation vor allen übrigen den Vorzug erteilte, so hatte er doch selbst in seinem höchsten Alter noch Sinn und Gefühl für weibliche Schönheit und Reize. An Miss A., welche sich einige Zeit im Hause seines Freundes Motherby aufhielt und für dessen ältesten Sohn zur Braut bestimmt war, fand Kant noch nach seinem 70. Jahre ein so besonderes Wohlgefallen, dass er sie bei Tische stets auf der Seite seines gesunden Auges neben ihm Platz zu nehmen bat. Hier spekulierte aber nicht der Philosoph über Heiratsvorteile, sondern hier folgte er als Mensch dem Schönheitsgefühl, das er in seinem ganzen Leben geschmackvoll kultiviert hatte, und das selbst im hohen Alter nicht in seiner Seele erstarb.

Neunter Brief.

Ganz besonders merkwürdig ist Kants Betragen gegen seine Blutsverwandten. Da dieses sehr häufig teils von seiner Familie selbst, teils von anderen Menschen unrichtig beurteilt worden

ist, so wird es Ihnen um so angenehmer sein, wenn ich Ihnen die wahre Beschaffenheit desselben und die Maximen, welche er dabei zu Grunde legte, ausführlich auseinandersetze.

Ein grosser Mann wie Kant, dessen Handlungen alle mit Überlegung ausgeführt werden und untereinander wie ein praktisches System genau zusammenhängen, muss immer falsch beurteilt werden, wenn man eine einzelne Handlung aus ihrem Zusammenhange reisst, dieselbe nach ihrer Aussenseite abschätzt, die Maxime und das Motiv des Handelnden ausser Acht lässt und die höheren Zwecke übersieht, die ein weiser Mann nicht blos durch eine einzelne Handlung, sondern durch sein ganzes Leben erreichen will. Dieses Schicksal, in einzelnen Fällen unrichtig beurteilt zu werden, hat denn auch Kant mit allen ausgezeichneten Menschen der Welt aus den eben angeführten Gründen teilen müssen. Um so heiliger ist auch die Pflicht des Biographen, sein Endurteil dann, wenn das ganze System der Handlungen abgeschlossen vor seinen Augen liegt, mit aller Wahrhaftigkeit zu fällen.

Kant hat sich durch den charakteristischen Zug aller grossen Männer der Welt, durch eine ehrfurchtsvolle Liebe gegen seine Mutter ausgezeichnet, die er auch solange in seinem Herzen nährte, als er sich seiner selbst bewusst war. Es ist um so merkwürdiger, dass der grosse innere Wert dieser vortrefflichen Frau auf das

Herz unseres Weltweisen einen so bleibenden und unvertilgbaren Eindruck gemacht hat, da er doch nur bis zum 13. Jahre ihren lehrreichen Umgang genoss.

„Meine Mutter“, so äusserte sich oft Kant gegen mich, „war eine liebreiche, gefühlvolle, fromme und rechtschaffene Frau und eine zärtliche Mutter, welche ihre Kinder durch fromme Lehren und durch ein tugendhaftes Beispiel zur Gottesfurcht leitete. Sie führte mich oft ausserhalb der Stadt, machte mich auf die Werke Gottes aufmerksam, liess sich mit einem frommen Entzücken über seine Allmacht, Weisheit und Güte aus und drückte in mein Herz eine tiefe Ehrfurcht gegen den Schöpfer aller Dinge. Ich werde meine Mutter nie vergessen; denn sie pflanzte und nährte den ersten Keim des Guten in mir, sie öffnete mein Herz den Eindrücken der Natur; sie weckte und erweiterte meine Begriffe, und ihre Lehren haben einen immerwährenden, heilsamen Einfluss auf mein Leben gehabt.“

Wenn der grosse Mann von seiner Mutter sprach, dann war sein Herz gerührt, dann glänzte sein Auge und jedes seiner Worte war der Ausdruck einer herzlichen und kindlichen Verehrung.

Über seine Geschwister liess sich Kant selten aus und hatte dazu auch wenige Veranlassung. Sein Bruder lebte seit seinen akademischen Jahren

von ihm weit entfernt und der eingeschränkte Wirkungskreis desselben als Prediger auf dem Lande gab auch nicht eben Gelegenheit, seiner zu erwähnen. Das Gleiche war bei seinen Schwestern der Fall, welche anfänglich dienten und später an Handwerker verheiratet waren. Kant würde aber auch schon aus Bescheidenheit seine Freunde und Gäste nicht über seine nächsten Blutsverwandten unterhalten haben. Mit seinem Bruder unterhielt er fortwährend einen Briefwechsel und es ist kein Grund vorhanden, an seiner Bruderliebe zu zweifeln.

Auffallend ist es aber, dass Kant einmal 25 Jahre lang seine Schwestern nicht gesprochen hat, obgleich er mit ihnen an einem Orte lebte. Ich erkläre mir diese auffallende Erscheinung dadurch, dass sein Geist und seine Beschäftigung als Gelehrter ihn ganz aus der Sphäre seiner Familie hob, noch mehr aber dadurch, dass er in dieser Zeit in so dürftigen Umständen lebte, dass er seinen Schwestern, die bei dem Manne von grossem Ansehen vielleicht darauf rechneten, auch nicht die mindeste Unterstützung geben konnte, ja dass er ihnen selbst lästig zu werden befürchten musste. Wer sich in die Lage und in das zarte Gefühl des grossen Mannes versetzen kann, der wird sein Benehmen dadurch zu seinem Lobe ganz erklärlich finden. Dass wenigstens keine törichte Eitelkeit der Grund davon war, ergibt sich un-

leugbar daraus, dass Kant in späteren Jahren bei seinem weit höheren Ruhm und bürgerlichen Ansehen sich seiner Familie nicht schämte, mit ihr Umgang pflegte und für sie je länger je mehr sorgte.

Indessen haben seine Schwestern noch in den ersten Jahren seines Professorats grössere Ansprüche auf seine Unterstützung gemacht, als sie durch ihn erfüllt bekamen, und haben darüber Beschwerden geäussert. Aber damals besass Kant verhältnismässig für seinen Stand nicht mehr und vielleicht noch weniger als sie selbst. Und auch da, wie er schon mehr für sie thun konnte, war seine Absicht keineswegs, seine Familie über ihren Stand zu erheben oder sie wohl gar durch reiche Geschenke zur Untätigkeit zu veranlassen, wozu Personen eines niederen Standes im Vertrauen auf einen reichen Verwandten sehr geneigt sind. Kant gab, so viel er entbehren konnte und so viel er den Umständen nach rätlich fand. Er erklärte seiner Familie, dass er bei Krankheit und Not ihr seine Hülfe nie versagen würde, was er auch treulich erfüllte. Mir ist es bekannt, dass er seinen Schwestertöchtern bei ihrer Heirat 100 Reichstaler zur ersten Einrichtung gab, weil er ihnen dadurch zum eigenen, leichteren Broterwerb verhelfen wollte. In Krankheitsfällen sorgte er dafür, dass mein Bruder sie als Arzt besuchte. Und alles, was er erwarb und

besass, war und blieb ja ihr Eigentum. Er vermachte ihnen ja sein ganzes Vermögen.

Kant war wohltätig mit Vernunft und seine Familie unterstützte er mit weiser Erwägung ihrer und seiner eigenen Bedürfnisse. Ein Mann in seinen Verhältnissen konnte während seiner Lebenszeit nicht mehr thun, wenn er nicht öfter höhere Zwecke unerreicht lassen und höhere Pflichten vernachlässigen wollte. Ein Mann wie er, der der Welt und der Weltweisheit angehörte, dessen Bestimmung war, Wahrheit zu lehren und zu üben, musste für seine bürgerliche Unabhängigkeit sorgen, wenn er seine Bestimmung ganz erreichen wollte. Vielleicht hätte seine Besorgnis im Jahre 1794, seine Gehaltszulage und auch wohl sein Gehalt zu verlieren, in Erfüllung gehen können. Ein Mann, der sich dem Dienste der Wahrheit weiht und ohne Rücksicht auf das Missfallen der Welt der strengen Pflicht nachleben will, der muss nicht durch Menschen, sondern durch sich selbst bestehen wollen, und dahin strebte der unsterbliche Kant.

Zehnter Brief.

Heute, mein teurer Freund, will ich Sie mit dem ästhetischen Geschmack unseres Weltweisen unterhalten. Seine Theorie der Ästhetik kennen Sie aus seiner Kritik der Urteilskraft. Aber Kant

war nicht blos Theoretiker, er hatte auch einen gebildeten Kunstsinn. Den meisten Geschmack hatte er für Dichtkunst und Beredsamkeit. In der ersteren hat er sich selbst versucht. Die kleinen Proben seiner Muse, welche mir zu Gesicht gekommen sind, zeichnen sich durch Gedankenfülle und durch kraftvollen Ausdruck aus. Leichte Versifikation war ihm nächst dem poetischen Inhalt ein Haupterfordernis eines schönen Gedichts. Er liess auch kein Gedicht als solches gelten, das nicht gereimt, wenigstens nicht metrisch war. Eine reimlose Poesie nannte er eine tollgewordene Prosa und konnte an ihr durchaus keinen Geschmack finden.

Dass er noch gern im Alter Dichter las, wissen Sie schon. Ich musste ihm noch im 68. Jahre Wielands Oberon zur Lektüre bringen, weil ich ihm sehr oft dieses Meisterwerk gerühmt hatte. Aber er konnte an ihm doch nicht den Geschmack finden wie an den Göttergesprächen und anderen Werken Wielands, den er übrigens als den grössten deutschen Dichter zu rühmen pflegte.

Die Beredsamkeit kannte er nicht blos der Theorie nach, sondern er hatte sich für sie auch praktisch ausgebildet. Seine Vorlesungen über die Moral lieferten oft schöne Proben eines meisterhaften Vortrags. Und dass er übrigens die Sprache in seiner Gewalt hatte und seinem Ausdruck das passende Kolorit zu geben wusste.

davon zeugen selbst seine gesellschaftlichen Unterhaltungen. Er fand auch vielen Geschmack an den alten und neueren rhetorischen Meisterwerken. Ja er versicherte mir auch, dass er die vortrefflich ausgearbeiteten Kanzelreden seines Freundes, des verstorbenen Pfarrers Fischer, öfters gern angehört hätte, wenn er nicht durch seine dringenden litterarischen Geschäfte davon wäre abgehalten worden.

Von den übrigen Künsten schien Kant mehr Liebhaber als Kenner zu sein. Den wenigsten Sinn hatte er für Musik, obgleich er doch bisweilen Konzerte grosser Meister besucht hat. Er selbst spielte kein Instrument, auch riet er keinem, der sich den Wissenschaften widmete, Musik an, weil man durch sie zu leicht von wissenschaftlichen Beschäftigungen abgehalten würde. Er räumte der Musik auch durchaus keinen Ausdruck intellektueller Begriffe ein, wobei sich etwas denken lasse, sondern blos einen Ausdruck sinnlicher Gefühle, wobei man blos empfinden könne und sich seine Gedanken nebenbei machen müsse. Daher fand er auch mehr Geschmack an der Musik, wenn sie mit der Dichtkunst verbunden war.

Abgesehen von dem wirklichen Kunstsinn war Kant überhaupt ein geschmackvoller Mann. Er bewies dies durch sein ganzes Betragen, besonders durch seine Kleidung und überhaupt durch alles, was auf seine Person Bezug hatte.

Seinen Grundsatz: „man muss lieber ein Narr in der Mode als ausser der Mode sein“ befolgte er mit einer geschmackvollen Rücksicht auf seinen Stand, sein Alter und die Umstände, unter welchen er sich jedesmal befand: Ich muss Ihnen doch meinen Kant in Gala vom Haupt bis zu den Fusssohlen schildern. Er trug einen kleinen dreieckigen Hut, eine kleine blondhaarige, weissgepuderte Perücke mit einem Haarbeutel, eine schwarze Halsbinde, ein Oberhemd mit einer Halskrause und Manschetten, ein mit Seide gefüttertes Kleid von feinem, gewöhnlich schwarz, braun und gelb meliertem Tuche, wovon auch die Weste und die Beinkleider verfertigt waren, grauseidene Strümpfe, Schuhe mit silbernen Schnallen und einen Degen, als dieser in Gesellschaften noch Mode war, später einen gewöhnlichen Rohrstock. Nach der herrschenden Mode waren Rock, Weste und Beinkleider mit einer Goldschnur eingefasst und die Knöpfe mit Gold oder Seide besponnen. Eine ähnliche Kleidung trug er täglich, selbst in seinem Hörsal, weil die abgetragene bessere Kleidung zuletzt im Hörsal benutzt wurde. Kant verriet daher durch sein ganzes Äussere auch nicht die mindeste Pedanterie, wovon er überhaupt ein abgesagter Feind war; er bequemte sich vielmehr immer der herrschenden Sitte gebildeter Gesellschaften an. Dabei ahmte er freilich andere nicht sklavisch nach, sondern

folgte doch immer seinem eigenen Geschmack und bewies dabei bisweilen eine ganz besondere Eigenheit. Zur Feierlichkeit bei dem Antritt seines ersten Rektorats liess er sich eine neue Kleidung machen, weil er vergessen hatte, dass man dabei schwarz erscheinen müsse. Einige Tage zuvor führte er mich ans Fenster, zeigte mir eine Tuchprobe, machte mich auf die drei verschiedenen Farben des melierten Tuches aufmerksam und ersuchte mich, ihm ein seidenes Futter auszusuchen, das gerade in diese drei Farben spielte. Dem grossen Manne war eine solche Kleinigkeit nicht zu klein, weil er die Meinung hegte, dass man auch durch seine Kleidung die Gesellschaft, in welcher man sich befände, ehren und auch schon um seiner selbst willen sich äusserlich den Menschen von einer gefälligen Seite zeigen müsse.

Seine Achtung gegen die Menschen und sein Bestreben, nicht anders in der Welt zu erscheinen als er wirklich war, machten ihn daher auch ängstlich besorgt, wenn seine Freunde ihn bewogen, sich abbilden oder malen zu lassen. Kant war soweit von aller Eitelkeit entfernt, dass sich seinetwegen weder die Malerei noch die Kupferstecher- und Bildhauerkunst an ihm je hätte versuchen dürfen. Geschah es aber, so wollte er auch der Welt ganz in seiner natürlichen Gestalt und auf eine geschmackvolle Art dargestellt werden. Sein Geschmacksurteil

war daher über kein Kunstwerk schärfer als über die Abbildungen seiner selbst. Er war über den Stich des jüdischen Kupferstechers L. wirklich böse, weil dieser demselben, nach Kants Meinung, einen Nationalzug von sich selbst mitgeteilt und ihn dadurch unkenntlich gemacht hätte.

In dem ästhetischen Geschmacke Kants stach das Gefühl fürs Schickliche am sichtbarsten hervor. Ihm gefiel an anderen Menschen nichts so sehr, als wenn ihr Betragen und ihre Anordnungen anständig und schicklich waren; er selbst bemühte sich um nichts eifriger als seinem eigenen Wesen und allen seinen Handlungen das Gepräge der Decenz und Schicklichkeit aufzudrücken. Daher Kants Worte, Kleidung, Anstand und Sitte ebenso den edlen Geschmack befriedigten, als sein Charakter und sein Geist Bewunderung erweckten.

Elfter Brief.

Viele verständige Männer haben oft gegen mich den Wunsch geäussert, dass sie gern des grossen Kant wirkliche Überzeugungen in Sachen der Religion kennen möchten. Glaubten sie etwa, der tiefe Denker wird auch hier tiefer in die Wahrheit eingedrungen sein als es anderen

Menschen möglich war, und wollten sie darnach ihre eigenen Religionsmeinungen berichtigen, so widerspricht diesem die ganze Philosophie des Weltweisen, nach welcher wir von allen übersinnlichen Gegenständen nichts weiter wissen, als dass wir von ihnen nichts wissen können, und nach welcher die Religion nichts anderes als ein Vernunftglaube ist, zu welchem uns nicht die Erkenntnis sondern die sittliche Gesetzgebung unserer Vernunft antreibt. — Oder glaubten sie, Kant könnte vielleicht mehr oder auch wohl weniger geglaubt haben, als er durch Schriften und Lehrvorträge öffentlich bekannt machte, so widerspricht dieser Meinung die hinlänglich bezeugte Wahrheitsliebe und Aufrichtigkeit des Weltweisen und selbst das Verhältnis, in welchem er die Welt durch Schriften und mündlichen Unterricht öffentlich belehrte. Ich könnte also einen jeden, der Kants eigentliche Religionsüberzeugungen kennen will, geradezu auf seine Schriften verweisen. Weil aber Kants Schriften sehr vielen Menschen unverständlich sind, mancherlei Deutungen erfahren haben und selbst die gelehrte Welt über das, was Kant von der Religion gelehrt, oder was er selbst geglaubt hat, uneins ist, und weil das Vernunfträsonnement, welches der Schriftsteller mit aller Wahrheitsliebe in seinen Schriften aufstellt, von dem wahren Herzensgefühl, das er nur durch sein Leben offenbart, sehr oft abweicht, so glaube

ich auch Ihrem Wunsche gemäss zu handeln, wenn ich Ihnen über die Religionsmeinungen und über die Religiosität Kants meine Bemerkungen mitteile.

Kant war von dem Glauben an ein höchstes Wesen und eine moralische Weltregierung durchdrungen. Und wenn er auch betonte, dass er ebenso wenig als jeder andere Mensch den Unbegreiflichen zu begreifen und zu erkennen im Stande sei, und dass sein Glaube an Gott sich nicht auf eine Vernunfteinsicht sondern auf das durch die Vernunft ihm gebotene Streben nach Heiligkeit gründe, mithin blos subjektiv sei, so hing er diesem Vernunftglauben doch fest an und war von Herzen überzeugt, dass die Welt unter einer weisen Vorsehung stehe. Ebenso fest war seine Überzeugung, dass das sittliche Vernunftgesetz mit dem heiligen Willen Gottes übereinstimme, dass man, um den letzteren zu kennen, nichts anderes als das erstere befragen dürfe, dass man durch treue Befolgung des Vernunftgebots den Willen des Höchsten erfülle, dass man dies durch eigenen Willen und durch eigene Kraft könne, und dass dieses auch die einzig mögliche und vernünftige Gottesverehrung sei. Dieser Überzeugung gemäss handelte auch Kant. Er war im wahren Sinne des Worts ein Gottesverehrer. Die Besserung und Heiligung seines Willens, das redliche Bestreben nach einer gewissenhaften Pflichterfüllung und die

Beziehung seiner Rechtschaffenheit auf das göttliche Wohlgefallen, das war sein Gottesdienst.

Dass ich in allen Werken Kants, welche sich auf Religion beziehen, auch nicht das mindeste von mystischen Vorstellungen finde, davon habe ich in meiner „Prüfung der Kantischen Religionsphilosophie in Hinsicht auf die ihr beigelegte Ähnlichkeit mit dem reinen Mystizismus“ der gelehrten Welt meine Überzeugung vorgelegt. Ebenso wenig habe ich in den mündlichen Gesprächen Kants irgend eine mystische Vorstellung bemerkt, noch weniger in seiner Pflichterfüllung und in allen Verhältnissen seines Lebens irgend ein mystisches Gefühl an ihm wahrgenommen. Ich muss daher dem Nekrolog im 19. Stück der Gothaischen gelehrten Zeitung dieses Jahres widersprechen, wenn er behauptet: „Kant habe einer gewissen feineren Mystik angehangen.“ Mögen immerhin die Religionsübungen seiner früheren Jugend pietistisch und auch mystisch gewesen sein, so war doch durch seine nachmaligen Spekulationen davon jede Spur verwischt. Waren irgend eines Menschen Religionsmeinungen kalte Aussprüche der Vernunft; hat je ein Mensch alles, was Gefühl heisst, von seinen religiösen Handlungen ausgeschlossen und alle fühlbare Gemeinschaft mit der Geisterwelt entweder zur Belehrung des Verstandes oder zur Belebung des Willens abgeleugnet; bestand je eines Menschen Gottesdienst blos in

einem reinen Gehorsam gegen das Vernunftgesetz und in einer von allem Sinnlichen gereinigten und rein motivierten Pflichterfüllung, so war dies bei Kant der Fall. Will man also nicht mit Worten streiten, will man den Kantischen Ausdrücken, z. B. praktische Vernunft, Vernunftglaube, moralische Schriftdeutung u. a. m. nicht absichtlich einen anderen Sinn unterlegen als der Verfasser sich dabei dachte, und das aus Gefühlen herleiten, was er einzig und allein auf Vernunft gründete, so wird man auch weder in den Schriften noch in dem Leben Kants irgend etwas Mystisches entdecken. Kant hat sich hierüber auch gegen mich ganz unverholen erklärt und versichert, dass keines seiner Worte mystisch gedeutet werden müsse, dass er nie einen mystischen Sinn damit verbinde, und dass er nichts weniger als ein Freund mystischer Gefühle sei. Bei der Gelegenheit tadelte er noch den Hang Hippels zur Mystik und erklärte überhaupt jede Neigung zur mystischen Schwärmerei für eine Folge und für ein Zeichen einer gewissen Verstandesschwäche.

Kants Entsagung aller äusseren und sinnlichen Religionsgebräuche scheint mir noch mehr zu beweisen, dass seine Religiosität nichts Mystisches enthielt und sich an nichts Gefühlvollem nährte. Ob er in seinen früheren Jahren in religiöser Absicht die Kirche besucht habe, ist mir nicht bekannt. In seinem Alter bedurfte

er wenigstens keiner äusseren Mittel mehr, um seine innere Moralität zu beleben.

Von dem hohen Werte unseres Religionsstifters und von dem wichtigen Einfluss seiner Lehre auf die Volksbildung und Veredlung war Kant mit grosser Achtung durchdrungen. Was er übrigens über öffentliche Volksreligionen und deren Zweck dachte, das ist Ihnen aus seinen Schriften bekannt. Nur muss ich bei dieser Gelegenheit der Äusserung des vorgedachten Nekrologs auch darin widersprechen, dass Kant seine „Religion innerhalb der Grenzen der blossen Vernunft“ gewisser Zeitumstände wegen geschrieben habe. So wie er schon zuvor in einer Abhandlung der Berliner Monatsschrift die Mosaische Schöpfungsgeschichte philosophisch würdigte, so wollte er auch in 4 Abhandlungen das christliche Religionssystem mit einer reinen Vernunftreligion in Vergleich stellen. Die erste Abhandlung über das böse Prinzip, welche er in das Aprilstück der Berliner Monatsschrift 1792 einrücken liess, wurde auch so wenig den Zeitumständen gemäss befunden, dass den 3 übrigen der Druck versagt wurde, die er aber doch mit der Königsberger Universitäts-Zensur in ein Werk zusammengefasst herauszugeben Mut genug hatte.

Da aus seinem Moralsystem auch der Glaube an eine ewige Fortdauer fliesst, in der wir uns der unerreichbaren Idee der Heiligkeit in einem

unendlichen Fortschritte nähern können, so könnte ich diesen Glauben Kants mit Stillschweigen übergehen, wenn ich Ihnen nicht noch eine sehr merkwürdige Äusserung des grossen Mannes hierüber mitzuteilen hätte.

Wir kamen eines Tages in einem vertrauten Gespräche auf diesen Gegenstand, und Kant legte mir die Frage vor: was ein vernünftiger Mensch mit voller Besonnenheit und reifer Überlegung wohl wählen sollte, wenn ihm vor seinem Lebensende ein Engel vom Himmel, mit aller Macht über sein künftiges Schicksal ausgerüstet, erschiene und ihm die unwiderrufliche Wahl vorlegte und es in seinen Willen stellte, ob er eine Ewigkeit hindurch existieren oder mit seinem Lebensende gänzlich aufhören wolle? Er war der Meinung, dass es höchst gewagt wäre, sich für einen völlig unbekannten und doch ewig dauernden Zustand zu entscheiden und sich willkürlich einem ungewissen Schicksal zu übergeben, das ungeachtet aller Reue über die getroffene Wahl, ungeachtet alles Überdrusses an dem endlosen Einerlei und ungeachtet aller Sehnsucht nach einem Wechsel dennoch unabänderlich und ewig wäre. Sie sehen wohl ohne mein Bemerken, dass dieses pragmatische Raisonnement mit seinem moralischen Vernunftglauben in gar keinem Widerspruch steht: denn letzteres kann etwas anzunehmen gebieten, was der Mensch selbst nicht wünschen mag.

Wahrscheinlich hat der Mann, welcher im „Freimütigen“ Kant geradezu den Glauben an Gott und an eine künftige Existenz abspricht, diese oder eine ähnliche Äusserung Kants missverstanden oder missgedeutet. Kant war weder Atheist noch Materialist, und ich bin gewiss, dass derjenige, welcher dieses behauptet, den grossen Mann entweder nicht persönlich gekannt oder doch nicht begriffen hat. Wie oft liess sich Kant, wenn er mit seinen Freunden über den Bau des Weltgebäudes sprach, mit wahrem Entzücken über Gottes Weisheit, Güte und Macht aus! wie oft sprach er mit Rührung über die Seligkeit eines besseren Lebens! und hier sprach dann das Herz des Weltweisen und Menschen als ein unleugbarer Zeuge des inneren Gefühls und der aufrichtigen Überzeugung. Ein einziges solches Gespräch über Astronomie, wobei Kant stets in eine hohe Begeisterung geriet, musste nicht allein einen jeden überzeugen, dass Kant an einen Gott und an eine Vorsehung glaubte, sondern es hätte selbst den Gottesleugner in einen Gläubigen umwandeln müssen.

Dass Kant mit dem eitlen Spiel des irdischen Lebens nicht so zufrieden war, dass er seine Rolle noch einmal zu spielen wünschte, sich nach einem Himmel sehnte, dessen Bewohner sich nicht wie hier das Leben gegenseitig verleiden, sondern durch Rechtschaffenheit beglückten, lässt sich aus seiner Versicherung

schliessen, die er einst in einer Gesellschaft abgab, dass er es für kein übles Zeichen seines künftigen Wohnortes ansehen würde, wenn ihm sein damaliger treuer Diener Lampe und andere ihm ähnliche, ehrliche Menschen entgegen kämen. Nach einer künftigen Gemeinschaft mit grossen Geistern strebte der Mann mit grossem Geiste nicht, sondern nach einer Gemeinschaft mit Edlen und Rechtschaffenen. Vielleicht dass er sich mit seiner jetzigen Vernunfteinsicht begnügte, möglich dass sein grosser Geist durch Andere keine Aufschlüsse höherer Erkenntnis zu erhalten hoffte; soviel ist gewiss, Kant suchte seine künftige Seligkeit nicht in der wechselseitigen Mitteilung höherer Weisheit, sondern in dem Umgange mit reinen, tugendhaften Seelen.

Zwölfter Brief.

Vielleicht hat Kant seit der Zeit der französischen Revolution durch nichts soviel Aufsehen in der Welt erregt, durch nichts sich so viele Freunde und Feinde gemacht, als durch seine politischen Grundsätze und Maximen.

Sie haben seine Rechtslehre studiert; Sie kennen seine Abhandlung über den ewigen Frieden uud wissen also auch, wie Kant im Allgemeinen über Politik dachte. Aber es wird Ihnen gewiss nicht uninteressant sein, wenn ich

Sie jetzt mit seinen politischen Meinungen und mit seinem Verhalten als Staatsbürger näher bekannt mache und zugleich die vielen, widersprechenden Urteile über ihn berichtige.

Sie wissen, dass Kant als Philosoph und nach der Anwendung seiner Tugend- und Rechtslehre auf die Politik eine jede Staatsumwälzung unter allen Umständen, selbst unter dem Drucke grausamer Despoten, von Seiten der Untertanen für unrecht erklärte, und dass er die Verbesserung der in einem Lande herrschenden Politik und Staatsverfassung auf dem freilich langsameren, aber auch sichereren Wege der sittlichen Vervollkommnung aller einzelnen Staatsbürger erreicht wissen wollte. Dessenungeachtet war es seine wahre Überzeugung, dass alle Menschen in der Welt von Natur gleiche Menschenrechte haben, und dass ein jeder Mensch in der bürgerlichen Gesellschaft seine Rechte und seine Freiheit soweit einschränken müsse, damit neben ihr die ebenso begründete Freiheit aller übrigen Staatsbürger bestehen könne. Das von der Vernunft aufgegebene Problem bestehe demnach darin: nach einer neuen Staatsverfassung hinzustreben, in deren Organisation selbst und nicht in der veränderlichen Willkür und Fähigkeit des Staatsoberhaupts der Schutz der gleichen bürgerlichen Freiheit begründet wäre. Zur Erreichung dieses Zweckes komme alles darauf an, die gesetzgebende Macht in einem Staate

von der ausübenden so zu sondern und in ein solches Verhältnis gegen einander zu stellen, dass sie sich stets das Gleichgewicht halten, und dass eine die andere bei jedem Versuche sich eine Übermacht anzumassen, in ihre Grenzen zurückzuweisen im Stande ist. Bei einer solchen Verfassung sei eine vollkommene, bürgerliche Freiheit und eine Aufrechthaltung gleicher Menschenrechte erreichbar, in ihr spreche sich der allgemeine Wille des Volkes durch das Staatsgesetz aus, dem ohne Ausnahme alle Bürger unterworfen sind. In ihr könne ein Jeder auf alle Vorteile, welche die Gesellschaft darbietet, gleiche Ansprüche machen, in ihr herrsche wahrer Republikanismus, und es komme dabei gar nicht darauf an, ob der Repräsentant des Volkes aus mehreren oder auch nur aus einer Person bestehe.

Dies war die Idee, welche Kant als eine Aufgabe der Vernunft von der vollkommenen Staatsverfassung hegte, und wer sollte es ihm wohl verargen, dass er als Philosoph über dieses Vernunftideal, das in der Menschheit vielleicht nie ganz erreicht werden kann, ebenso philosophierte als über die Idee einer reinen Sittlichkeit, die dem Menschengeschlecht vielleicht auch unerreichbar ist?

Da diese Idee ihn belebte, so können Sie leicht denken, dass seine Aufmerksamkeit gespannt war, als ein grosses, civilisiertes Volk

damit umging, eine solche Idee zu verwirklichen. Durch seine Welt- und Menschenkenntnis sowie durch seinen scharfblickenden Geist zeichnete er schon immer zuvor den Gang, den diese grosse Weltbegebenheit nehmen würde, und ein jedes Ereignis, das diesen Zweck zu befördern oder zu hindern schien, nahm er mit dem lebhaftesten Interesse auf. Daher zu dieser Zeit auch seine Gespräche sich grösstenteils auf Politik bezogen, und es war zu verwundern, wie der scharfsinnige Mann sehr oft mit wahrhaft prophetischem Geiste Begebenheiten vorher verkündigte, an welche die mitwirkenden Personen vielleicht selbst noch nicht dachten. Auf die Zeitungen war er in manchen kritischen Zeitpunkten so begierig, dass er der Post wohl meilenweit entgegengegangen wäre, und man konnte ihn mit nichts mehr erfreuen als mit einer authentischen Privatnachricht. Sein Interesse an dieser grossen Weltbegebenheit leuchtete vorzüglich aus seinem Gespräch hervor, welches er darüber in allen Gesellschaften mit gleicher Lebhaftigkeit führte. Man sah es ihm an, mit welcher Ungeduld er auf die, jetzt freilich sehr schlecht geratene Auflösung dieses Problems harrte.

Ungeachtet der warmen Teilnahme, welche Kant an der Verwirklichung dieses Vernunftideals bewies, war sein Interesse doch nichts weniger als eigennützig, ehrsüchtig oder auf

irgend eine Art tadelhaft. Es war das reine Interesse eines Weltbürgers und freidenkenden Philosophen, der dem Experiment, die von der Vernunft aufgegebene Idee einer vollkommenen Staatsverfassung zu verwirklichen, mit eben dem Vergnügen zusah wie ein Naturforscher auf das Experiment hinblickt, das eine wichtige Hypothese bestätigen soll. Als ein solches Experiment sah Kant die französische Revolution an und fand kein Bedenken, auch als echter Patriot seine Gedanken mit ihr zu beschäftigen. Dass er ein wahrer Patriot war, das beweisst nicht allein seine Anhänglichkeit an sein Vaterland und selbst an seinen Geburtsort, sondern auch sein sehnlicher und oft geäusserter Wunsch, dass sich unser Staat in diese fremde Angelegenheit einer fremden Nation nicht mischen möchte, und seine innige Freude darüber, als dieser Wunsch erfüllt wurde. Aus diesem Grunde lehnte er auch den Briefwechsel ab, welcher ihm vom Abt Sieyes durch einen Mann, der Prediger in Memel ist und dessen Bruder in Paris wohnt, war angetragen worden. Er wusste, wie weit ein Staatsbürger, selbst als Weltbürger und Weltweiser, gehen könne und überschritt diese Grenze nie. Er hielt mit gewissenhafter Strenge an den Gesetzen seines Vaterlandes fest, er hing mit herzlicher Ergebenheit an seinem Landesfürsten, er liebte sein Vaterland, er war stolz darauf, Bürger eines Staates zu sein,

in welchem eine unbeugsame Gerechtigkeit herrschte und dessen Fürsten selbst nach dem Ideal einer vollkommenen Staatsverfassung hinstrebten, und er fachte selbst in den Herzen seiner Zuhörer und Freunde eine reine Vaterlandsliebe an. Kant war nichts weniger als ein Revolutionär. Gerade er würde sich nach seinen Grundsätzen und Äusserungen am ehesten und eifrigsten einem jeden Versuche einer Staatsumwälzung entgegengesetzt haben.

Wie wenig auch sein philosophisches Raisonnement über Politik und über politische Weltbegebenheiten seinem Patriotismus hinderlich war, dies lässt sich selbst aus seinem äusseren Betragen als Staatsbürger entnehmen. Wenn je ein Mann bei allem Selbstgefühl seiner angeborenen Menschenrechte sich in die bürgerliche Ordnung seines Vaterlandes fügte, sich in den Grenzen seines Standes hielt, seinen Vorgesetzten und allen Staatsbeamten die ihnen gebührende Achtung und Ehre bewies, so war es Kant. Seine Philosophie veredelte sein Betragen als Mensch und als Staatsbürger, aber sie versetzte ihn nicht in einen ungebundenen Naturzustand. Er stellte durch sich selbst ein Muster auf, wie man freien Weltbürgersinn mit strengem Patriotismus verbinden müsse.

Dreizehnter Brief.

Alle Menschen, welche mit unserem Weltweisen umzugehen oder ihn in Gesellschaft zu sehen Gelegenheit hatten, haben einstimmig versichert, dass Kant ihnen in keinem Verhältnis merkwürdiger erschienen wäre als im gesellschaftlichen Umgange. Besonders Fremde, welche sich nach den tiefsinnigen Werken des kritischen Philosophen ein Bild von deren Verfasser entworfen hatten, fanden sich gewöhnlich auf die angenehmste Art überrascht, wenn sie den Mann, den sie sich als einen finsteren, in sich zurückgezogenen und für die Welt abgestorbenen Denker gedacht hatten, als den heitersten und gebildetsten Gesellschafter kennen lernten.

Kant war in dieser Hinsicht auch ein wirklich seltener Mann. Er hatte zwei, gewöhnlich nicht verschwisterte Eigenschaften, tiefsinnige Gelehrsamkeit und feine gesellschaftliche Politur, aufs glücklichste in sich vereinigt. Sowenig er seine Kenntnisse blos aus Büchern geschöpft hatte, sowenig lebte er auch blos für die Bücherwelt. Das Leben selbst war seine Schule gewesen, für das Leben benutzte er auch sein Wissen: er war ein Weiser für die Welt. — Und welch einen unbeschreiblichen Nutzen hat der unsterbliche Mann gerade dadurch gestiftet, dass er sich für die menschliche Gesellschaft ausgebildet hatte, und dass er in ihr so gern

lebte. Hier formte er die originellen Ideen seiner tiefsinnigen Philosophie in eine fassliche Lebensweisheit um und ward dadurch in dem engeren Kreise seines geselligen Umganges noch lehrreicher als selbst durch seine Schriften und öffentlichen Vorlesungen. Er, der als kritischer Philosoph nur wenigen Geweihten zugänglich war, er versammelte als Philosoph des Lebens Menschen aller Art um sich her und ward allen interessant und nützlich. Wer unseren Kant blos aus seinen Schriften und Vorlesungen kennt, der kennt ihn nur zur Hälfte; in der Gesellschaft zeigte er sich als den vollendeten Weltweisen. Lassen Sie uns ihn dorthin begleiten, damit Sie den grossen Mann auch in seinem gesellschaftlichen Umgange kennen lernen.

Kant besass die grosse Kunst, über eine jede Sache in der Welt auf eine interessante Art zu sprechen. Seine umfassende Gelehrsamkeit, welche sich bis auf die kleinsten Gegenstände des gemeinen Lebens erstreckte, lieferte ihm den mannigfaltigsten Stoff zur Unterhaltung. Sein origineller Geist, der alles aus einem eigenen Gesichtspunkte ansah, kleidete diesen Stoff in eine neue, ihm eigentümliche Form. Es gibt keinen Gegenstand im menschlichen Leben, über den Kant nicht gelegentlich sprach; aber durch seine Behandlung gewann auch der gewöhnlichste Gegenstand eine interessante Gestalt. Er wusste von allen Dingen die merkwürdigste

und lehrreichste Seite aufzufassen. Er besass die Geschicklichkeit, ein jedes Ding durch den Kontrast zu heben. Er verstand es, auch die kleinste Sache ihrem vielseitigen Nutzen und den entferntesten Wirkungen nach darzustellen. Unter seinen Händen ward das Kleinste gross, das Unbedeutendste wichtig. Daher konnte er sich auch mit jedermann in der Gesellschaft unterhalten und seine Unterhaltung fand ein allgemeines Interesse. Er sprach mit den Frauen über weibliche Geschäfte ebenso lehrreich und angenehm als mit dem Gelehrten über wissenschaftliche Gegenstände. In seiner Gesellschaft stockte das Gespräch nie. Er durfte nur aus seiner reichen Kenntnisfülle irgend einen beliebigen Gegenstand auswählen, um an ihn den Faden zu einem unterhaltenden Gespräche zu knüpfen.

Kant vermied in grossen Gesellschaften, selbst unter Gelehrten, Gespräche über eigentliche Schulgelehrsamkeit; am wenigsten hörte man ihn über Gegenstände seiner Philosophie argumentieren. Ich erinnere mich nicht, dass er je in der Gesellschaft eine von seinen Schriften angeführt oder sich auf ihren Inhalt bezogen hätte. Sein gesellschaftliches Gespräch, selbst wenn wissenschaftliche und philosophische Objekte der Gegenstand desselben waren, enthielt blos fassliche Ergebnisse, welche er aufs Leben anwandte. Wie er es verstand, gering-

fügige Dinge durch den Gesichtspunkt, in welchem er sie aufstellte, zu heben, so verstand er es auch, erhabene Vernunftideen durch ihre Anwendung aufs Leben zu dem gemeinen Menschenverstande herabzuziehen. Es ist merkwürdig, dass der Mann, welcher sich so dunkel ausdrückte, wenn er philosophische Beweise aus den ersten Prinzipien herleitete, so lichtvoll in seinem Ausdruck war, sobald er sich mit der Anwendung philosophischer Ergebnisse beschäftigte. In der Gesellschaft war der dunkle, kritische Weltweise ein lichtvoller, populärer Philosoph. Er vermied ganz die Sprache der Schule und kleidete alle seine Gedanken in die Sprache des gemeinen Lebens. Er führte nicht schulgerechte Beweise, sondern sein Gespräch war ein Lustwandeln, das bald länger bald kürzer bei verschiedenen Gegenständen verweilte, je nachdem er selbst und die Gesellschaft an ihrem Anblick Vergnügen fand.

Er war in seiner Unterhaltung besonders bei Tisch ganz unerschöpflich. War die Gesellschaft nicht viel über die Zahl der Musen, so dass nur ein Gespräch am ganzen Tisch herrschte, so führte er gewöhnlich das Wort, welches er aber sich nicht anmasste, sondern welches ihm die Gesellschaft sehr gern überliess. Aber er machte bei Tisch keineswegs den Professor, der einen zusammenhängenden Vortrag hielt, sondern er dirigierte gleichsam nur die wechselseitige

Mitteilung der ganzen Gesellschaft. Einwendungen und Zweifel belebten sein Gespräch so sehr, dass es dadurch zuweilen bis zur grössten Lebhaftigkeit erhoben wurde. Nur eigensinnige Widersprecher konnte er ebenso wenig als gedankenlose Jasager ertragen. Er liebte muntere, aufgeweckte, gesprächige Gesellschafter, welche durch verständige Bemerkungen und Einwürfe ihm Gelegenheit gaben, seine Ideen zu entwickeln und befriedigend darzustellen.

Die Art seiner gesellschaftlichen Unterhaltung war teils disputierend teils erzählend und belehrend. Bei letzterer wurde er bisweilen durch den Andrang seiner Ideen von dem interessanten Hauptgegenstand abgezogen und dann sah er gern, wenn man ihn durch eine Frage oder eine Bemerkung von einer solchen Abschweifung wieder auf den Hauptgegenstand zurückführte. Wer ihm dies abgemerkt hatte und den Faden des Gesprächs festhielt, den schien er in der Gesellschaft gern in seiner Nähe zu haben. Wenigstens sind mein Bruder und ich selbst sehr oft in der Gesellschaft von ihm aus diesem Grunde aufgefordert worden, in seiner Nähe am Tische Platz zu nehmen.

Seine gesellschaftlichen Gespräche aber wurden ganz besonders anziehend durch die muntere Laune, mit welcher er sie führte, durch die witzigen Einfälle, mit welchen er sie ausschmückte, und durch die passenden Anekdoten,

welche er dabei einstreute. In der Gesellschaft, wo Kant war, herrschte eine geschmackvolle Fröhlichkeit. Jedermann verliess sie bereichert mit Kenntnissen und neuen Ideen, zufrieden mit sich selbst und mit der Menschheit, gestärkt zu neuen Geschäften und gestimmt zur Beglückung seiner Mitmenschen. Wieviel wir in seinen gesellschaftlichen Unterhaltungen für Herz und Kopf fanden, das können Sie schon daraus schliessen, dass mehrere mir bekannte Männer seine Tischgespräche jedesmal, ebenso wie vormals seine Vorlesungen, zu Hause aufzeichneten und ausarbeiteten. Soviel ich weiss, urteilen auch alle seine Freunde ganz einstimmig, dass sie nie einen interessanteren Gesellschafter gekannt haben als ihn.

Zur Zeit der französischen Revolution verlor sein Gespräch etwas an Mannigfaltigkeit und Reichhaltigkeit. Die grosse Begebenheit beschäftigte seine Seele so sehr, dass er in Gesellschaften fast immer auf sie, wenigstens auf Politik zurückkam, wobei er es freilich nie an neuen, lehrreichen Bemerkungen über den Gang der Sache und über die Charaktere der mithandelnden Personen fehlen liess.

Aber auch da noch wechselte er mit mehreren, wichtigen Gegenständen aus dem Gebiete der Wissenschaften und des gemeinen Lebens ab. Nur in seinen letzten Lebensjahren, als sich gewisse Ideen in seiner Seele so fest-

setzten, dass er sie nicht mehr mit anderen abwechseln lassen konnte, und als er immer mehr die Kombinationsgabe der Begriffe verlor, wurde sein Gespräch täglich einförmiger und verlor ganz das Interessante, das einst Menschen aus allen Ständen so unwiderstehlich anzog.

Merkwürdig ist es, dass Kant sich nicht bloss durch seine Unterhaltungskunst sondern auch durch sein feines Betragen in der Gesellschaft auszeichnete. Er hatte einen edlen, freien Anstand und eine geschmackvolle Leichtigkeit in seinem Benehmen. Er war in keiner Gesellschaft verlegen und man sah es seinem ganzen Wesen an, dass er sich in und für Gesellschaft ausgebildet hatte. Sprache und Gebärden verrieten ein freies Gefühl für das Schickliche und Anständige. Er besass ganz die gesellige Biegsamkeit und wusste sich in den passenden Ton einer jeden besonderen Gesellschaft zu stimmen. Gegen Frauen bewies er eine zuvorkommende Artigkeit, ohne das mindeste Affektierte und Gezwungene zu äussern. Er liess sich gern mit gebildeten Frauen in ein Gespräch ein und konnte sich mit ihnen auf eine sehr feine und gefällige Art unterhalten. Er erschien überhaupt in der Gesellschaft als ein feiner Weltmann, dessen hohe innere Würde durch eine feine äussere Bildung emporgehoben wurde.

Das anständige und geschmackvolle Äussere, welches in einer Gesellschaft herrschte, wirkte

seinerseits wieder auf sein Wohlbehagen und seine Unterhaltungsgabe. An einer mit wohlschmeckenden Speisen besetzten Tafel und bei einem guten Glase Wein erhöhte sich seine Munterkeit so sehr, dass er oft über der lebhaften Unterhaltung den Genuss der Speisen vergass. Daher dauerte auch eine Tafel, an der Kant ass, mehrere Stunden, weil er die Tafel nur als ein Vereinigungsmittel, die Unterhaltung aber für den Zweck ansah und den Genuss der Speisen und Getränke nur als eine sinnliche Abwechselung und Erhöhung eines geistigen Vergnügens benutzte.

In seinen jüngeren Jahren hat Kant öffentliche Gasthäuser besucht und auch dort viele Unterhaltung gefunden. Er hat sich auch öfter hier sowie in Privatgesellschaften durch eine Partie L'hombre die Zeit verkürzt. Er war ein grosser Freund dieses Spiels und erklärte es nicht allein für eine nützliche Verstandesübung, sondern auch, in anständiger Gesellschaft gespielt, selbst für eine Übung der Selbstbeherrschung, mithin für eine Kultur der Moralität. Der freundschaftliche Umgang mit Green unterbrach dieses Spiel auf immer. Er hatte aber auch schon vorher den Entschluss gefasst, es aufzugeben, weil er sehr rasch spielte und das Zögern der Mitspielenden ihm öfter Langeweile machte. Bis zu seinem 63. Jahre hielt er gewöhnlich seine Mittagstafel in einem Hôtel, wo

mehrere Männer von Stand, besonders angesehene Militärpersonen assen, die sich auch grösstenteils seinetwegen dort einfanden. Er ward aber häufig in Privatgesellschaften gebeten. Am öftesten besuchte er die Mittagsgesellschaften bei dem (jetzigen) Staatsminister v. Schrötter, bei den Gouverneuren von Preussen, Grafen Henkel von Donnersmark und General der Infanterie v. Brünneck, bei dem Herzog v. Holstein-Beck, bei dem Grafen v. Kaiserlingk, Kammerpräsidenten v. Wagner, Geheimen Rat v. Hippel, Kriegsrat Scheffner, Bankdirektor Ruffmann und Kaufmann Motherby, bei welchem er regelmässig alle Sonntage ass.

Ausserdem aber wurde er bei vielen feierlichen Gelegenheiten und von sehr vielen angesehenen Bewohnern Königsbergs öfters eingeladen. In früheren Jahren hat er mit den Generalen v. Lassow und v. Meier auf besonders freundschaftlichem Fusse gelebt und vorzüglich an des letzteren auserlesener Tafel sehr häufig die Versammlung geistreicher Männer vermehrt.

Mir ist nur ein einziges Haus bekannt, das in meilenweiter Entfernung von Königsberg sehr oft auf mehrere Tage von unserem Weltweisen besucht worden ist, und wo er sich so ganz nach seinem Geschmack glücklich gefühlt hat, nämlich das väterliche Haus des Ministers und Kanzlers v. Schrötter zu Wohnsdorf. Kant wusste nicht genug zu rühmen, welche Humanität in diesem

Hause seines Freundes geherrscht habe, und mit welcher ausgezeichneten Freundschaft er von dem vortrefflichen Manne, gegen den er noch im Alter die grösste Hochachtung hegte, stets aufgenommen worden ist. Besonders versicherte er, deshalb hier die angenehmste ländliche Erholung gefunden zu haben, weil sein humaner Gastfreund ihn nie eingeschränkt habe, ganz wie in seinem eigenen Hause nach seinem Geschmack zu leben.

Im 63. Jahre richtete er seine eigene Ökonomie ein und bat sich selbst seine kleine Tischgesellschaft. Gewöhnlich hatte er einen oder zwei Tischgesellschafter; und wenn er grosse Tafel gab, so bat er fünf Freunde, denn auf 6 Personen war sein Tisch und seine ganze Ökonomie nur eingerichtet. Bis 1794, so lange ich in Königsberg lebte, waren der Geheime Rat v. Hippel, Kriminalrat Jensch, Regierungsrat Vigilantius, Dr. Hagen, Kriegsrat Scheffner, Dr. Rink, Prof. Kraus, Prof. Pörschke, Prof. Gensichen, Bankdirektor Ruffmann, Ober-Stadtinspektor Brahl, Pfarrer Sommer, Kandidat Ehrenboth, Kaufmann Johann Konrad Jacobi, Kaufmann Motherby und mein Bruder seine gewöhnlichen Gäste, von denen einige in der Woche regelmässig ein- bis zweimal eingeladen wurden.

Einen besonderen Zug von Feinheit und Humanität äusserte Kant durch die Art, wie er

seine Freunde zu Tisch einlud. Er liess sie erst am Morgen desselben Tages zu Mittag bitten, weil er dann sicher zu sein glaubte, dass sie so spät keine andere Einladung mehr bekommen würden, und weil er wünschte, dass niemand seinetwegen eine andere Einladung ausschlagen möchte. Ich bleibe gern zuletzt, sprach der liebenswürdige, bescheidene Mann, denn ich will nicht, dass meine Freunde, die so gut sind, mit mir vorlieb zu nehmen, meiner Einladung wegen irgend eine Aufopferung machen. Auch den Professor Kraus, wie dieser noch täglich bei ihm ass, liess er doch jeden Morgen besonders einladen, weil er dies für eine schickliche Höflichkeit hielt und seinem Gast dadurch Gelegenheit zu geben glaubte, auch nach Gefallen absagen zu lassen. Allgemeine Einladungen auf einen bestimmten Tag ohne diese höfliche Aufmerksamkeit, die für den Wirt und den Gast gleich nützlich ist, erklärte er für unschicklich. Diese Aufmerksamkeit verlangte er auch von seinen Freunden und rühmte sie sehr an seinem Freunde Motherby, der ihn auf jeden Sonntag besonders einladen liess, obgleich dieser Tag schon ein für alle Mal zur Aufnahme Kants bestimmt war.

Als Wirt zeigte sich Kant noch von einer interessanteren Seite. Er verband dann mit seiner feinen gesellschaftlichen Bildung eine zuvorkommende Aufmerksamkeit und Gefälligkeit und bot alles auf, seine Gäste auf die an-

genehmste Art zu unterhalten und zu vergnügen. Er war so aufmerksam auf seine Gäste, dass er sich sogar ihre Lieblingsgerichte merkte und diese für sie zubereiten liess. Dann forderte er mit einer solchen freundlichen Gutmütigkeit zum Genuss auf und freute sich über den Appetit seiner Gäste so sehr, dass man schon deshalb seiner Tafel mehr als gewöhnlich zusprach. Man war an seinem Tische auch ganz ungezwungen; man äusserte freimütig seine Wünsche und erregte dadurch gerade die grösste Freude. Der gefällige Wirth wusste seine Gäste so ganz von allem Zwange zu entbinden, dass ein jeder in seinem eigenen Hause zu leben glaubte.

So wie er für den sinnlichen Genuss sorgte, ebenso sorgte er auch für die geistige Unterhaltung seiner Gäste. Gewöhnlich hatte er Briefe oder andere Neuigkeiten aufbewahrt, die er entweder schon vor Tisch oder bei der Tafel seinen Freunden mitteilte, und woran er das weitere Gespräch knüpfte. Die Unterhaltung an seinem Tische glich im Ganzen der Unterhaltung in anderen Gesellschaften, nur dass in den Gesprächen bei ihm noch mehr Vertraulichkeit und Offenheit herrschten. Hier sprach noch mehr das Herz mit; hier unterhielt sich der grosse Mann über seine und seiner Freunde Angelegenheiten. Hier sah man, wie der Weltweise sich zur Erholung von seinen anstrengenden Kopfarbeiten alles Zwanges entledigte: hier fasste

und verfolgte er frei eine jede Idee, die sich ihm darbot. Hier überliess er sich zwanglos einem jeden Gefühl, das aus seinem Herzen floss; hier erschien Kant ganz in seiner natürlichen Gestalt. Und wie liebenswürdig, wie unbeschreiblich liebenswürdig erschien er hier! — Ich wünschte, ich könnte Ihnen ganz meinen Kant schildern, wie er sich uns in seinem Hause, an seinem Tische darstellte; aber ich fühle, dass es mir an Worten gebricht, und ich glaube auch, dass keine Schilderung den Unerreichbaren erreichen wird. Man musste ihn hier selbst sehen, das seltene Gepräge seines ganzen Wesens und Handelns unmittelbar in sein Herz aufnehmen, um von seiner Grösse ganz durchdrungen zu werden. Das helle Licht der Weisheit und die milde Wärme einer teilnehmenden Herzensgüte, der ernste Hinblick auf die Leiden der Menschheit und die lachende Freude über das Schöne und Erfreuliche der Welt wechselten hier im mannigfaltigsten und lieblichsten Gemisch ab und waren die Würze an der einfachen Tafel des Weltweisen.

Vierzehnter Brief.

In meinem heutigen Briefe will ich Sie mit der körperlichen Beschaffenheit des Weltweisen bekannt machen, die Ihnen freilich mit seinem

Geiste in einem auffallenden Kontraste erscheinen wird.

Kants Körper war von der Natur gewiss nicht zu einer 80jährigen Lebensdauer bestimmt. Er hat der Natur das Leben abgezwungen. Das ganze Gebäude seines Körpers war so schwach, dass nur ein Kant es so viele Jahre unterstützen und erhalten konnte. Es scheint, als hätte die Natur bei der Bildung dieses seltenen Erdenbürgers alles auf seinen geistigen Teil verwandt; ja als hätte sie ihm die schwache Hülle zu desto grösserer Stärkung seines Geistes mitgegeben. Sein Körper war kaum 5 Fuss hoch; der Kopf im Verhältnis zu dem übrigen Körper sehr gross, die Brust sehr flach und beinahe eingebogen, der rechte Schulterknochen nach hinten etwas vorspringend. Die übrigen Teile des Körpers hatten untereinander ein gehöriges Ebenmass. Sein Knochenbau war äusserst schwach, schwächer aber noch seine Muskelkraft. Der ganze Körper war mit so wenig Fleisch bedeckt, dass er seine Kleider nur durch künstliche Mittel halten konnte. Wie schwach seine Nerven waren, können Sie daraus entnehmen, dass ein Zeitungsblatt, so frisch und feucht wie es von der Presse kommt, ihm den Schnupfen zu erregen im Stande war. Trotz der Schwäche seiner Brust konnte Kant seine Stimme, die gewöhnlich nicht stark war, doch ziemlich erheben. Dass seine Lungen keiner weiten Ausdehnung

fähig waren, lässt sich schon aus der Form seiner Brust schliessen. Sein Magen war stark und dem grossen Appetite Kants angemessen, aber nicht das Gedärme, von welchem Kant behauptete, dass es für seinen Körper zu lang wäre, und woraus er auch die schlechte, natürliche Entleerung herleitete. Kants Sinne hatten die natürliche Schärfe und Stärke. Seine Augen, von welchen vor mehreren Jahren, ihm selbst und seinen Freunden unbemerkt, das eine den Dienst versagte, reichten zwar nicht in grosse Weite, aber sie sahen in der Nähe scharf und hielten solange vor, dass Kant bis an sein Lebensende keiner Brille bedurfte. Er hatte von jeher die Gewohnheit, das eine Auge, welches nachmals erlosch, auf der Strasse und überhaupt, wenn er genau wohin sehen wollte, ganz zuzuschliessen und nur mit dem anderen zu sehen. Sein Gehör war scharf und fein, noch feiner aber der Geschmack seiner Zunge.

Kants Gesicht hatte eine sehr angenehme Bildung und muss in jüngeren Jahren sehr hübsch gewesen sein. Sein Haar war blond, seine Gesichtsfarbe frisch und seine Wangen hatten noch im hohen Alter eine gesunde Röte. Aber wo nehme ich Worte her, Ihnen sein Auge zu schildern. Kants Auge war wie vom himmlischen Äther gebildet, aus welchem der tiefe Geistesblick, dessen Feuerstrahl durch ein leichtes Gewölk etwas gedämpft wurde, sichtbar hervor-

leuchtete. Es ist unmöglich, den bezaubernden Anblick und mein Gefühl dabei zu beschreiben, wenn Kant mir gegenüber sass, seine Augen nach unten gerichtet hatte, sie dann plötzlich in die Höhe hob und mich ansah. Mir war es dann immer, als wenn ich durch dieses blaue ätherische Feuer in Minervens inneres Heiligtum blickte.

Trotz des schwächlichen Körpers war Kant in seinem ganzen langen Leben nie krank gewesen. Die beschwerliche Entleerung und der daraus entstehende Druck der Blähungen auf den Magenmund war das einzige Übel, worüber er sich zu beschweren hatte, und wogegen er auch schon seit vielen Jahren dann und wann, zuletzt täglich 1 bis 2 abführende Pillen brauchte. Sein Körper war übrigens so empfindlich, dass jeder äussere Eindruck und jeder Genuss von Speisen oder Getränken eine unmittelbare, merk- und fühlbare Veränderung in ihm hervorbrachte; aber unter seiner genauen Aufmerksamkeit konnte diese nie in eine Krankheit ausarten. Er hob durch eine veränderte Diät sogleich die Wirkungen des vorigen Eindrucks auf, gab seiner empfindlichen Natur auf der Stelle eine andere, heilsame Richtung und schützte sich dadurch vor dem Angriffe heftiger Krankheiten.

Obgleich Kant nie seinen Geist zum Gegenstande seines Gesprächs wählte und auch jedes Gespräch darüber absichtlich vermied, so sprach

er desto mehr von seinem Körper. Er rezensierte sehr oft seine körperliche Beschaffenheit, er teilte seinen Freunden jedes körperliche Gefühl und jede Veränderung mit, die sich mit seinem Körper zutrug. Besonders sprach er ganz gewöhnlich über das Übel, welches ihn öfters drückte und auf seinen Kopf so vielen Einfluss hatte. Er brachte dabei sehr viele gelehrte und und scharfsinnige Erklärungen an und pflegte bei der Gelegenheit darüber zu scherzen, dass man in unseren Zeiten, selbst in grossen Gesellschaften, dergleichen Gespräche über natürliche Angelegenheiten — z. B. über Hämorrhoiden — nicht mehr für unschicklich halte, während man sich ehemals ein Geheimnis ins Ohr geraunt, dass jemand die goldene Ader habe. Überhaupt scherzte er öfter über seine körperlichen Schwächen. So gab er eines Tages den Grund an, weshalb er keine schwarzen Strümpfe trage: weil in schwarzen Strümpfen die Waden dünner, als sie sind, erscheinen und er eben keinen sträflichen Überfluss an Waden habe, um sie noch dünner erscheinen zu lassen. Er lachte auch herzlich darüber, dass sein alter Diener nie hinter seinem Stuhle bei Tisch vorbeiging, ohne ihm den Haarbeutel, der immer von dem höheren Schulterblatt auf das niedrigere herabgleitete, in die Mitte des Rückens zu legen, um diese Missbildung nicht bemerkbar werden zu lassen.

Mit Zunahme seiner körperlichen Schwächen und Übel nahmen auch seine Gespräche über seine körperliche Beschaffenheit zu. Sein Geist wurde von ihnen zuletzt zu sehr in seiner freien Tätigkeit gehindert, als dass er sich mit diesem Feinde seiner einzigen Wirksamkeit und seines einzigen Lebensgenusses nicht unaufhörlich hätte beschäftigen sollen. Kant täuschte sich bei der Beurteilung seiner Körperschwächen ganz absichtlich selbst. Er suchte den Grund des Übels ausser sich, um nur noch auf eine Befreiung von demselben hoffen zu können.

Er leitete den Druck, welchen er in den letzten Jahren auf sein Gehirn fühlte, von der Luftelektrizität her, die seit dem Jahre, als in Europa so viele Katzen u. a. m. starben, ganz besonders gewesen wäre; er hatte diesen Gedanken so fest sich eingeprägt, dass er wirklich böse wurde, als ihm eines Tages mein Bruder, sein ärztlicher Berater, auf die Erscheinung des Marasmus aufmerksam machte, und dass er in der Hitze hinzufügte: „nehmen Sie mir meinen Glauben, ich werde mich deshalb doch nicht totschiessen!“

Sein oft geäusserter, sehnlicher Wunsch, dass die Göttin Moira, die ihm das ganze physische Leben nicht leicht gemacht hatte, ihm doch sein Scheiden von der Welt nicht erschweren möchte, ist, wie ich höre, nicht erfüllt worden. Die zerbrechliche Hülle, die nur

durch die Kunst ihres Bewohners solange erhalten war, sank nur nach und nach und teilweise ein und wurde eben dadurch drückend. Kant musste in den letzten Wochen seines Lebens noch mit vielen körperlichen Beschwerden kämpfen.

Fünfzehnter Brief.

Sie werden gewiss begierig sein, zu erfahren, durch was für eine Lebensordnung und durch was für eine Diät es unserem Weltweisen gelungen sei, sein Leben bei dem schwächlichen Körper bis zu dem hohen Alter fortzuführen. Ich will Ihnen heute meine Erfahrungen und Bemerkungen darüber mitteilen; aber ich bin keineswegs der Meinung, dass alles, was Kant genoss und tat, von ihm gerade auf ein langes Leben berechnet war. Vielleicht folgte er in vielem blos seinem Geschmack, vielleicht hatte vieles die blosse Gewohnheit eingeführt, genug Sie sollen seine Lebensordnung genau kennen lernen.

In jüngeren Jahren scheint Kant sich eben nicht an eine feste, diätetische Regel gebunden, sondern vieles auch blos des Vergnügens wegen getan zu haben. Er wechselte als ein scharfer Beobachter seiner selbst nach den Jahren und Umständen mit seiner Lebensweise ab. Hätte

ich die erforderlichen Daten hierzu, ich würde diesen Gegenstand nach seinen verschiedenen Lebensperioden abhandeln. Jetzt muss ich mich damit begnügen, Ihnen die Lebensordnung, welche er in seinem höchsten männlichen Alter und zur Zeit seiner vollendeten Grösse befolgte, umständlich zu beschreiben.

Kant stand jeden Tag im Sommer und im Winter des Morgens um 5 Uhr auf. Sein Bedienter war pünktlich um $^3/_4$5 vor seinem Bette, weckte ihn und ging nicht eher fort als bis sein Herr aufgestanden war. Bisweilen war Kant noch so schläfrig, dass er den Bedienten selbst bat, er möchte ihn noch etwas ruhen lassen; aber dieser hatte von ihm selbst solche gemessene Befehle, sich dadurch nicht irre machen zu lassen und ihm durchaus keinen längeren Aufenthalt im Bette zu gestatten, dass er ihn öfter zwang pünktlich aufzustehen. Kant hielt einen Schlaf von 7 Stunden, und zwar von 10 bis 5 für die Grundlage der ganzen Diät und alles Wohlbefindens. Daher band er sich an diese Regel so lange mit der grössten Strenge, bis endlich die grösste Altersschwäche ihm einen längeren Schlaf, wenigstens eine längere Ruhe im Bette durchaus notwendig machte.

Sobald er angekleidet war, ging er im Schlafrock und mit einer Schlafmütze, über welche er noch ein kleines, dreieckiges Hütchen setzte, in seine Studierstube, wo er sogleich sein Frühstück

genoss; dieses bestand aus 2 Tassen Thee und einer Pfeife Tabak. Der Thee war ein äusserst schwacher Abzug von wenigen Theeblümchen; die Morgenpfeife benutzte er zugleich zur Beförderung des Stuhlgangs. Kant hatte eine so grosse Neigung zum Kaffee, dass es ihm die grösste Überwindung kostete, ihn nicht zu trinken, besonders wenn ihn in Gesellschaften der Geruch dazu reizte; aber er hielt das Oel des Kaffees für schädlich und mied ihn daher gänzlich.

Bis 7 Uhr arbeitete er und dachte seinen Vortrag durch; alsdann zog er in seiner Schlafstube seine Kleidung an und ging in den Hörsal. Um 9 Uhr versetzte er sich sogleich wieder in seinen Schlafrock, seine Schlafmütze und Pantoffeln, arbeitete bis $^3/_4$ 1 Uhr, kleidete sich zum Mittagessen an und kehrte in seine Studierstube zurück, wo er um 1 Uhr seine Tischgäste empfing. Bald darauf wurde man ins Speisezimmer genötigt, wo Kant in der Regel bis 4 Uhr, und, wenn er grosse Gesellschaft hatte, auch bisweilen bis 6 Uhr an der Tafel blieb. Nicht lange nachher ging er etwa eine Stunde, und wenn die Witterung schön war, auch länger spazieren. In der Zwischenzeit bis zur Promenade musste er sich aber vor dem Niedersetzen hüten, weil er sonst dem Schlafe, den er nach dem Essen durchaus vermeiden wollte, nicht widerstehen konnte. Seinen Spaziergang machte er anfangs

gewöhnlich auf dem sog. Philosophenwege (bei dem heutigen Ostbahnhofe), wo er sich dann hinsetzte, seinen Gedanken nachhing, auch bisweilen wichtige Ideen in seine Schreibtafel aufzeichnete. Weil ihm aber hierhin Bettler und zudringliche Bekannte nachzogen und ihn in seinem Nachdenken störten, so musste er mit seinen Spaziergängen abwechseln. Sehr selten ging er ausserhalb der Stadt spazieren und zuletzt schränkte er sich sogar auf den nahegelegenen Königsgarten ein. Durch die Witterung liess er sich so leicht von der Promenade nicht abhalten. Im Sommer ging er sehr langsam, um nicht in Schweiss zu geraten und sobald er merkte, dass der Schweiss ausbrechen wollte, blieb er mitten auf der Strasse stehen, weil er nach seiner Konstitution den Schweiss durchaus vermeiden zu müssen glaubte. Seinen Spaziergang machte er gewöhnlich allein; es war ihm auch unangenehm, wenn sich ein Freund anschloss und ihn begleitete.

Nach dem Spaziergange widmete er die übrige Zeit des Tages der Lektüre und dann waren ihm auch die Besuche seiner Freunde am angenehmsten. Pünktlich um 10 Uhr beschloss er durch den Schlaf seine Tagesgeschäfte. Auf diese Art verfloss ein Tag wie der andere, und selbst die Tage, an welchen er Gesellschaften besuchte, bewirkten keine Änderung in seiner Lebensweise.

Kant ass nur einmal im Tage, und zwar zu Mittage, aber mit einem sehr starken Appetit. Den ganzen übrigen Tag genoss er nicht das mindeste ausser Wasser. Sein Tisch bestand aus 3 Schüsseln nebst einem Beisatz von Butter und Käse, oder im Sommer noch von Gartenfrüchten. Die erste Schüssel enthielt jederzeit eine Fleisch-, grösstenteils Kalbssuppe mit Reis, Graupen oder Haarnudeln. Er hatte die Gewohnheit, auf seinen Teller noch Semmel zur Suppe zu schneiden, um sie dadurch desto bündiger zu machen. In der zweiten Schüssel wechselten trockenes Obst mit verschiedenen Beisätzen, durchgeschlagene Hülsenfrüchte und Fische mit einander ab. In der dritten folgte ein Braten; ich erinnere mich aber nicht, jemals Wildprett bei ihm gegessen zu haben. Des Senfs bediente er sich fast zu jeder Speise, auch liebte er die dicke Butter zu Gemüsen und Fleischspeisen und sann selbst darüber nach, wie die dicke Butter am besten durch fixe Luft zubereitet werden könnte. Butter und Käse machten für ihn noch einen wesentlichen Nachtisch aus. Und da er selbst so sehr den Käse liebte, so sah er es auch gern, wenn seine Gäste Freunde vom Käse waren. Daher scherzte er oft mit meinem Bruder, dass dieser über zwei wichtige Gegenstände der Unterhaltung — über Käse und Tabakrauchen — nicht mitsprechen könnte. Er ass ein feines, zweimal ge-

backenes Roggenbrot, das sehr wohlschmeckend war. Der Käse wurde öfter fein gerieben auf den Tisch gesetzt. Unter allen Käsesorten war ihm der englische am liebsten, aber nicht der rötliche, der ihm mit Mohrrübensaft gefärbt zu sein und deshalb so leicht seinen Geschmack zu verändern schien, sondern der seltenere, weisse. Bei grossen Gesellschaften kam noch eine Schüssel und ein Beisatz von Kuchen hinzu. Die Lieblingsspeise Kants war Kabliau. Er versicherte mir eines Tages, als er schon völlig gesättigt war, dass er noch mit vielem Appetit einen tiefen Teller mit Kabliau zu sich nehmen könnte.

Auf seine Art zu essen, verwandte Kant wenig Aufmerksamkeit. Das meiste Fleisch zerkaute er bloss, sog den Saft aus und legte das übrige auf den Teller zurück. Er suchte dies zwar durch Brotkrusten zu bedecken, aber er vermied dadurch doch nicht allen Übelstand. Überhaupt sah es auf und neben seinem Teller nicht so geschmackvoll aus, als man an seinem übrigen Betragen gewohnt war. Seine stumpf werdenden Zähne gaben dazu wohl die meiste Veranlassung.

Kant trank nichts anderes als Wein und Wasser. Das Biertrinken nannte er ein Essen, weil Bier soviele nährende Bestandteile enthält, dass die Liebhaber desselben sich dadurch sättigen und sich den Appetit zum Essen

verderben. Er trank in der Regel einen leichten roten Wein, gewöhnlich Medoc. Er und jeder Gast hatte eine kleine Viertelstofflasche (Stof = Quart = Liter) mit Wein vor sich stehen und gewöhnlich wurde auch nicht mehr als dieses kleine Mass geleert, obgleich immer noch einige Vorratsflaschen in der Nähe standen. Eine Zeit hindurch hatte Kant auch noch eine ebenso kleine Flasche mit weissem Wein in seiner Nähe, um bisweilen, wenn er den roten zu adstringierend fand, mit einem Glase weissen abzuwechseln. Weil er in seinem lebhaften Gespräch sehr leicht vergass, ob er so eben getrunken hatte, und wenn das Glas gefüllt vor ihm stand, zur Wiederholung versucht wurde, so hatte er die Gewohnheit, nur soviel in sein Glas zu giessen als er jedesmal austrank. In Gesellschaften, wo der aufwartende Diener den Wein eingoss, wurde er dadurch zum öfteren Trinken veranlasst, wobei er aber doch nie sein Mass überschritt.

Kant galt besonders bei Frauen für einen Mann, der eine sehr feine Zunge und einen schwer zu befriedigenden Geschmack hätte. Es ist nicht zu leugnen, dass er gut gewählte und wohl zubereitete Speisen liebte; aber nach seinem, von ihm selbst angeordneten Tische zu urteilen, mochte er am liebsten eine gute Hausmannskost ohne alle Delikatessen. Ich habe mich oft an seinem eigenen Tische gewundert,

wie ein Mann, der sich zu Hause Speisen, welche nicht einmal immer gut zubereitet waren, sehr gut schmecken liess, in den Ruf eines überfeinen Sinnengeschmacks kommen konnte. Diesen Ruf hat auch wohl am meisten sein Urteil über die Kochkunst und über die Ausbildung eines Frauenzimmers zur Kochkunst erzeugt. Abgesehen davon, dass er so wie jeder Mensch mit gesunden Sinnen bisweilen, wenn dazu in Gesellschaften Gelegenheit war, etwas Wohlschmeckendes recht gern ass, pflegte er noch mit der Wirtin darüber zu sprechen, sich aus Artigkeit nach der Zubereitung der Speise zu erkundigen und seinen Beifall darüber zu bezeugen. Ausserdem liebte er überhaupt das Gespräch über die Kochkunst, hatte selbst viele Kenntnisse darin und suchte sie durch seine Unterhaltung mit den Damen noch zu vermehren. Deshalb fürchtete jede Wirtin diesen scharfen Kritiker und war ängstlich bemüht, seinen feinen Kennergeschmack zu befriedigen.

Dass er Wert auf wohlschmeckende Speisen legte, verriet noch sein Urteil über die weibliche Erziehung. Er hatte gewiss alle Achtung für das weibliche Geschlecht und schätzte viele talentvolle und kenntnisreiche Damen als seine Freundinnen; aber eben deshalb meinte er: ein jedes Frauenzimmer möchte seiner allgemeinen Ausbildung unbeschadet sich noch für die spe-

ziellen Zwecke als Gattin und Hauswirtin gehörig ausbilden, um ihre künftige Bestimmung ganz zu erfüllen. Zu dem Zwecke hielt er es für rätlich, dass man seine Tochter ebenso von einem Koch eine Stunde in der Kochkunst unterrichten lassen möchte als von dem Musikmeister in der Tonkunst, weil sie sich bei ihrem künftigen Manne, er sei wer er wolle, Gelehrter oder Geschäftsmann, weit mehr Achtung und Liebe erwerben würde, wenn sie ihn nach vollbrachter Arbeit mit einer wohlschmeckenden Schüssel ohne Musik als mit einer schlechtschmeckenden mit Musik aufnehmen möchte. Die Erzählung meines Bruders, dass in Schottland in den besten Häusern der Gebrauch, den Töchtern in der Kochkunst von einem Koche Unterricht geben zu lassen, wirklich stattfinde, hörte er nicht allein mit Vergnügen, sondern er pflegte sie auch öfter zur Bekräftigung seines Rates anzuführen, um jeden Hausvater zur Benutzung dieses Bildungsmittels für seine Töchter geneigter zu machen. Seiner Meinung nach könnte es auch dem geistreichsten Manne und wäre er selbst Dichter und Künstler nicht gefallen, wenn seine Frau anstatt ihm ein gehöriges Essen vorzusetzen, ihn mit einem Gedichte oder Gemälde entschädigen wollte, das sie zu der Zeit verfertigte, wo sie sich der Küche annehmen sollte. Urteilen Sie selbst, ob Kant nicht Recht hatte! Aber seine Meinung mag mancher Dame miss-

fallen haben, daher sie sich dafür an seiner Zunge zu rächen suchte.

Ich füge jetzt noch einige einzelne, auf seine Lebensart sich beziehende Bemerkungen hinzu. Kant trank vor mehreren Jahren, ohne Durst zu haben, sehr viel Wasser, musste es aber nach einiger Zeit einstellen, weil er einen natürlichen Widerwillen dagegen verspürte. Kaum hatte er dem Wassertrinken entsagt, so setzte seine Nase so wenig Feuchtigkeit ab, dass er nicht mehr Tabak schnupfen konnte. Er schloss hieraus, dass sein Körper etwas mehr Flüssigkeit bedürfe, trank täglich eine mässige Quantität Wasser und konnte sich wieder des Schnupftabaks bedienen. Er führte gewöhnlich in zwei Dosen eine feinere und eine gröbere Sorte Schnupftabak bei sich, um damit nicht bloss nach Gefallen, sondern selbst nach einer gewissen Regel abwechseln zu können. Überhaupt liebte er den Schnupftabak sehr, hielt es aber doch nicht für schicklich, in seine Vorlesungen eine Dose mitzunehmen; daher sah er es auch nicht gern, wenn seine nahe vor ihm sitzenden Zuhörer durch öfteres Schnupfen seinen Appetit danach erregten. Das Schnupftuch hatte er in seiner Studierstube nie bei sich, sondern auf einem entfernten Stuhle liegen, um dadurch zeitweilig zum Aufstehen genötigt zu werden.

Kant schlief im Kalten unter einer leichten Decke, und obgleich sein Schlafzimmer von

seinem geheizten Wohnzimmer entfernt lag, so liess er es doch nur bei strenger Kälte ein wenig erwärmen. Er befand sich dabei sehr wohl und sein Schlaf war fest und ruhig. Seine Studierstube liess er nach dem Thermometer heizen, um stets in derselben Temperatur zu verweilen; daher fand man auch an kühlen Sommertagen seine Studierstube geheizt.

Die Beschaffenheit der Luft und der Witterung hatten auf sein Wohlbefinden einen sehr grossen Einfluss. Dies veranlasste ihn auch, ein genauer Wetterbeobachter zu werden. Er sah sehr häufig am Tage nach der Wetterfahne, um die Richtung des Windes zu bemerken; er beobachtete oft Thermometer, Barometer und Hygrometer und berechnete genau die Mondveränderungen. Er öffnete für einzelne Augenblicke das Fenster, um durch das Einatmen die Beschaffenheit der Luft zu beurteilen. Er erkundigte sich bei seinen Gästen sorgfältig nach der Witterung und gründete darauf sehr scharfsinnige Erklärungen über sein Befinden und merkwürdige Schlüsse auf bevorstehende Erscheinungen in der Natur.

Es hat vielleicht nie ein Mensch gelebt, der eine genauere Aufmerksamkeit auf seinen Körper und auf alles, was diesen betrifft, verwandt hat als Kant; aber höchst merkwürdig ist es, dass zu dieser genauen Aufmerksamkeit ihn nicht hypochondrische Grillen sondern vernünftige Gründe bewogen. Ihn interessierte die Erreichung eines

hohen Alters. Er hatte eine ganze Liste von altgewordenen Menschen im Gedächtnis, führte öfter die noch älteren Männer aus den höheren Ständen in Königsberg an und freute sich, dass er nach und nach vorrückte und nicht viel ältere mehr vor sich habe. Er liess sich viele Jahre hindurch von der Königsberger Polizeidirektion die monatlichen Sterbelisten einreichen, um darnach die Wahrscheinlichkeit seiner Lebensdauer zu berechnen, und merkwürdig ist es, dass er bei der Angabe seines Alters nie das Jahr nannte, in welchem er lebte, sondern das bevorstehende, in welches er den künftigen 22. April treten würde. In der festen Hoffnung, immer noch ein neues Lebensjahr zu erreichen, trug er selbst zur Erreichung desselben durch vernünftige Aufmerksamkeit auf seinen Körper bei, ohne doch durch ängstliche Besorgnisse über die Schwächlichkeit desselben diesem Zwecke gerade entgegenzuarbeiten. So schwach und empfindlich auch sein Körper war, so stark und unerschütterlich war seine Seele. Er sah mit kaltem Beobachtungsgeiste den Experimenten zu, welche die Natur mit seinem Körper anstellte, setzte sich nach Gutbefinden ihren Einwirkungen kraftvoll entgegen und leitete ihre Einflüsse mit Vernunft zu heilsamen Zwecken. Daher blieb bei allen Veränderungen seines Körpers sein Gemüt ruhig und heiter. Er machte seine physische Natur zwar zum Gegenstande seines Nachdenkens und

seiner Unterhaltung, aber er liess sich durch sie nie in seinem frohen Lebensgenuss stören. Durch Aufmerksamkeit auf sich selbst, durch Selbstbeherrschung, durch Festhalten vernünftiger Lebensregeln, durch ungetrübten Frohsinn erreichte der Weise ein hohes und glückliches Greisenalter.

Sechzehnter Brief.

In meinem heutigen Briefe will ich Ihnen noch einen kleinen Nachtrag über unseres Weltweisen häusliche Einrichtung und über seine Vermögensumstände liefern; dann hoffe ich Sie in alle merkwürdigen Verhältnisse seines Lebens eingeführt zu haben.

Kant besass in den letzten 17 Jahren ein eignes Haus, das zwar mitten in der Stadt in der Nähe des Schlosses, aber in einer kleinen Nebenstrasse lag, durch die selten ein Wagen fuhr. Das Haus selbst, welches 8 Stuben in sich fasste, war für seine Lebensart bequem eingerichtet. Im unteren Stockwerk war auf dem einen Flügel sein Hörsaal, auf dem anderen die Wohnung seiner alten Köchin. Im oberen Stockwerk lagen auf dem einen Flügel sein Esssaal, seine Bibliothek und seine Schlafstube, auf dem anderen sein Besuchszimmer und seine Studierstube. In einer kleinen Dachstube wohnte sein Diener. Die Studierstube lag nach Osten und

hatte eine freie Aussicht über mehrere Gärten. Es war ein angenehmer Aufenthalt, wo der grosse Denker ruhig und ungestört seinen Ideen nachhängen konnte. Er wäre mit seiner Studierstube noch zufriedener gewesen, wenn er im Sommer öfter die Fenster hätte öffnen können; aber daran hinderte ihn der unaufhörliche Gesang der Gefangenen in der nahe gelegenen Schlossvogtei. Er beschwerte sich oft gegen Hippel über diesen geistlichen Ausbruch der Langweile, allein die Sache war nicht zu ändern.

Das Ameublement seiner Zimmer war höchst einfach. Nur in seinem Besuchszimmer und in seiner Essstube hing je ein Spiegel. In den übrigen standen einige Tische, Stühle und ein kleines Kanapee. Die weissen Wände waren gar nicht ausgeschmückt. Seine Studierstube enthielt ausser seinem Schreibtisch noch eine Kommode und zwei Tische, welche mit Schriften und Büchern belegt waren. An der Wand hing ein Bild von Jean Jacques Rousseau. Ebenso einfach war sein übriges Hausgerät. Es war zwar anständig und geschmackvoll, aber bloss auf seine kleine Hauswirtschaft und auf seine wenigen Gäste berechnet. Es ist einige Male bei der Abnahme und Übergabe an eine neue Köchin durch meine Hände gegangen, wobei ich mich denn immer über die einfache Einrichtung seines Hauswesens freute.

In den Jahren, als Kant sich noch auf seinen alten, später schwach gewordenen Diener verlassen konnte, stand fast alles unter dessen Aufsicht. Er war der Haus-, Hof- und Kellermeister. Kant gab am Abend den Küchenzettel für den folgenden Mittag aus und sein Lampe half sorgen, dass alles nach dem Willen seines Herrn ausgeführt wurde. Kant hatte das grösste Vertrauen zu seiner Ehrlichkeit, und er verdiente es auch. Aber am Ende machte Lampes Altersschwäche es notwendig, ihn mit einem lebenslänglichen Jahrgehalt in den Ruhestand zu versetzen und für die letzten Lebensjahre noch einen anderen Diener zu wählen.

Bei dieser Gelegenheit muss ich Ihnen noch einige Züge aus Kants Benehmen gegen seine Dienstboten anführen. So sehr er seines Lampe Rechtschaffenheit, Ehrlichkeit und Anhänglichkeit an seine Person schätzte, so wenig verkannte er doch dessen völlig beschränkten Verstand. Er musste daher jede Kleinigkeit selbst anordnen, die dann Lampe maschinenmässig auszuführen hatte. Anfänglich war mir der scheltende und verdriessliche Ton auffallend, mit welchem Kant seinen Bedienten stets behandelte. Aber ich überzeugte mich am Ende, dass Lampe nicht anders behandelt werden konnte; denn bei all seiner Beschränktheit dünkte er sich überklug, hatte selbst aus seinem Dienste bei dem grossen Philosophen eine gewisse Meinung von sich ge-

fasst, benahm sich dabei öfter linkisch und possierlich und musste daher von seinem Herrn in strengem Tone in seine Schranken und auf seine Beschränktheit zurückgeführt werden.

Kant kleidete seinen Diener in einen weissen Rock mit einem roten Kragen und hielt strenge darauf, dass gerade diese und keine andere Kleidung getragen würde. Eines Tages entdeckte er einen gelben Rock bei seinem Bedienten, welchen dieser aus einer Trödelbude gekauft hatte; Kant wurde darüber so entrüstet, dass er ihn zwang, den Rock sogleich wieder für jeden Preis und auf seines Herrn Schadenersatz zu verkaufen. Bei dieser Gelegenheit erfuhr Kant zu seiner Verwunderung, dass der alte Diener am nächsten Tage zum zweiten Mal heiraten wollte, und dass der gelbe Rock eben zu diesem Feste bestimmt wäre; ja er erfuhr da erst zu seiner noch grösseren Verwunderung, dass Lampe schon viele Jahre lang verheiratet gewesen war.

Ein merkwürdiger Zug von Zartgefühl und Humanität, womit Kant in seinem ganzen Leben alle seine Handlungen auszeichnete, leuchtet noch aus der Benennung seines zweiten Bedienten hervor. Kant war gewohnt, seine Dienstleute bei ihrem Zunamen zu rufen: weil aber sein zweiter Diener Johann Kaufmann hiess und Kaufmann Jacobi u. a. m. öfter bei ihm zu Tische waren, so hielt er es nicht für schick-

lich den Bedienten Kaufmann zu rufen, sondern wich lieber von seiner Gewohnheit ab und nannte ihn Johann.

An seinem Hause hatte Kant ein kleines Gärtchen, welches er nicht oft besuchte. Mit den Blumen und Früchten des Gartens machte er den Familien seiner Freunde sehr angenehme Geschenke. Zur Zeit der Rosenblüte waren selbst für jeden Tischgast gewöhnlich einige Rosen hingelegt und er selbst hatte vorzüglich an der Rose ein Wohlgefallen.

Kant hat ein Vermögen von 20000 Talern hinterlassen, was sehr vielen Menschen auffallend ist. Freilich, wenn man bedenkt, dass er noch als Magister nur ein sehr kärgliches Auskommen hatte, dass eine Professur an der Königsberger Universität eben kein einträgliches Amt ist, dass Kant wohltätig war und auch sich selbst nichts abgehen liess, so muss man sich wundern, wie der Mann unter diesen Umständen und in seinem Stande es zu einem so bedeutenden Vermögen hat bringen können. Ich selbst bin viele Jahre der Meinung gewesen, dass sein Freund Green durch ein Vermächtnis etwa die Grundlage zu seinem nachmaligen Vermögen gelegt hat, welches durch seine Ersparnisse in der Folge vermehrt worden wäre. Aber mein Bruder, der mehrere Jahre seine Geldangelegenheiten besorgte, behauptet, sein Vermögen sei dadurch entstanden, dass er in späteren Jahren mehr

durch seine Vorlesungen einnahm, als er bei seinem durch Friedrich Wilhelm II. noch um 200 Taler vermehrten Gehalte ausgab, dass die häufigen Auflagen seiner Schriften ihm viel Geld einbrachten, dass er anfänglich eine kleine Summe bei Green und Motherby gegen 6% auf Zinsen gab, die Interessen immer wieder zum Kapital schlug und dieses selbst noch durch eine jährliche Zulage von seinen Ersparnissen vermehrte.

So wäre denn Kant auch hierin ein Beispiel, wie man selbst in einem wenig einträglichen Amte durch Talent, Fleiss und Sparsamkeit nicht allein anständig leben, seine Familie unterstützen, sich gegen Bedürftige wohltätig erweisen, sondern auch zur Sicherstellung seiner bürgerlichen Unabhängigkeit und zur ruhigen Vollbringung eines hülflosen Alters ein ansehnliches Vermögen erwerben kann

Nachschrift. Soeben erhalte ich aus Königsberg über die Auktion, in welcher das Haus unseres Weltweisen und seine hinterlassenen Mobilien verkauft worden sind, von sicherer Hand eine Nachricht, die ich Ihnen mitteile. Ich würde diese an sich unbedeutende Sache unberührt lassen, wenn sich bei dieser Auktion die grosse Wertschätzung und Verehrung, welche das ganze Königsberger Publikum bei der Beerdigung seines grossen Mitbürgers schon an den Tag gelegt hatte, nicht noch über-

zeugender offenbart hätte. Ungewöhnlich viele Menschen haben sich hier eingefunden, um doch etwas von dem Hausrat des Weltweisen zum Andenken an sich zu kaufen. Kleidungsstücke, Sachen, die er bei und an sich trug, oder welche eine nähere Beziehung auf seine Person gehabt haben, sind als wahre Reliquien eines Heiligen angesehen und durch die Konkurrenz zum Verwundern hoch bezahlt worden. Das kleine Hütchen, welches Kant des Morgens früh über seine Schlafmütze zu setzen pflegte, und welches vielleicht 30 Jahre alt und nicht einen Groschen wert war, ist durch einen Engländer auf 25 Gulden in die Höhe getrieben worden. Es sind auch viele auswärtige Aufträge eingegangen, Sachen aus dem Nachlasse Kants für jeden Preis zu kaufen.

Von dem Silberhaar des Verblichenen flicht man gegenwärtig Ringe und ihr Absatz soll reissend sein; ich glaube aber, dass es mit den Haaren Kants ebenso wie mit den ehemaligen Reliquien der Heiligen gehen wird, und dass bald mehr Kant'sche Haarringe im Publikum sein werden als Kant in seinem ganzen Leben einzelne Haare gehabt hat. Auffallend ist es, dass bei diesem beispiellosen Enthusiasmus für den grossen Mann sich kein Patriot gefunden hat, der das Haus, in welchem der Weise wohnte, und aus welchem er seine Weisheit der Welt verkündigte, zu einem edlen, des grossen Mannes

würdigen Zweck gekauft hat. Es ist zum Gasthof bestimmt worden, wo ein Billard und eine Kegelbahn angelegt werden. So wenig ich etwas gegen das Billard- und Kegelspiel habe, so scheint es mir doch anstössig, dass es in dem Hause geschieht, wo einst Kant die Weisheit lehrte.

Siebzehnter Brief.

Am 1. August vorigen Jahres sah ich zum letzten Mal meinen grossen Lehrer und Freund. Aber welch eine traurige Veränderung hatte sich mit dem grossen Manne zugetragen! Meine Freunde in Königsberg hatten mich zwar schon auf einen schmerzhaften Anblick vorbereitet, ja sie hatten mir selbst von einem Besuche abgeraten, aber ich konnte meinem Herzensdrange nicht widerstehen. Ich eilte zu dem Manne hin, der so viele Jahre der Stolz und das Glück meines Lebens gewesen war, und fand leider seinen Zustand trauriger, als sie, die seine Kräfte hinschwinden sahen, ihn mir schildern konnten. Mit bangem Vorgefühl betrat ich die Schwelle, die mich einst zu den höchsten und edelsten Freuden des Geistes einlud. Mit einer nie gehabten Empfindung öffnete ich das Studierzimmer des Weltweisen, wo ich sonst in dem engeren Kreise seiner Freunde das Glück seines besonderen Unterrichts und seiner vertrauten

Freundschaft genoss. Aber denken Sie sich mein Gefühl! Kaum war ich ins Zimmer getreten, so erhob sich der gebückte Greis von seinem Stuhle und kam mit schwankendem Tritte mir entgegen. Ich flog mit wehmütigem Herzen an seine Brust, ich drückte ihm meinen kindlichen Kuss auf seine Lippen. Ich bekannte ihm meine Freude, ihn wiederzusehen und Er — er blickte mich mit mattem, forschendem Auge an und fragte mich mit freundlicher Miene: wer ich wäre. Mein Kant kannte mich nicht mehr! — Er bat sogleich darauf um die Erlaubnis sich setzen zu dürfen, weil ihm das Stehen zu schwer falle, nötigte mich gleichfalls mit seiner gewöhnlichen Freundlichkeit zum Sitzen und erkundigte sich von neuem: wer ich wäre. Ich führte ihm verschiedene, ihm sonst wohlbekannte Umstände aus meinem Leben an, aber sie waren gänzlich aus seinem Gedächtnis verwischt. Ich nannte ihm verschiedene wichtige Dinge, bei welchen wir gemeinschaftlich tätig gewesen waren, aber sie hatten in seiner Seele keine Spur mehr zurückgelassen. Ich machte ihn auf Orte und Personen aufmerksam, wo und mit welchen wir öfter zusammen gewesen waren, ich führte ihm Handlungen an, die er selbst für mich mit so vieler Teilnahme verübt hatte, aber auch diese konnten mich ihm nicht mehr in Erinnerung bringen. Es war schmerzhaft zu sehen, wie der schwache Greis sich anstrengte,

um in die Vergangenheit von wenigen Jahren zurückzublicken und die gegenwärtige Anschauung von mir mit vormals gehabten Vorstellungen zu verknüpfen, und doch gelang es ihm nicht.

Um das Gespräch nicht gänzlich sinken zu lassen, erkundigte ich mich bei ihm nach solchen körperlichen Umständen, über welche er sonst gewöhnlich zu sprechen pflegte, und es schien ihm angenehm zu sein, dass ich ihn in seinen engen und vertrauten Gedankenkreis zurückführte. Er sprach nun dieselben Sachen und Worte, die ich schon sonst öfter aus seinem Munde gehört hatte; aber auch bei diesem, ihm so vertrauten Gespräche blieben ihm die Gedanken stehen, und er konnte zu manchem kleinen Satze nicht das Schlusswort finden, so dass seine hochbejahrte Schwester, welche hinter seinem Stuhle sass und dasselbe Gespräch vielleicht schon oft gehört hatte, ihm das fehlende Wort vorsprach, was er dann selbst hinzufügte.

Während unseres Gesprächs, bei welchem er mich ununterbrochen ansah, rief er einige Male mit einer Äusserung von Freude aus: „Ihr Blick wird mir immer bekannter!“ Ich hoffte mit Entzücken bei diesem frohen Ausruf, dass er sich meiner vielleicht doch noch erinnern würde, aber vergebens. Es blieb bei diesem sich aufhellenden Sinnenbilde, das in keinen Verstandsbegriff mehr umgeformt werden konnte. Ich musste ihn verlassen, ohne von ihm wieder

erkannt worden zu sein. Der Greis selbst schien über sein geschwächtes Erinnerungsvermögen einige Rührung zu empfinden. Als ich mich zum Abschied anschickte, bat er mich einige Male: „Ich möchte mich doch nur seiner Schwester umständlich erklären, wer ich wäre; sie würde es ihm dann wohl gelegentlich beibringen“. Ich tat es, und das gute Mütterchen kannte mich auch aus früherer Zeit noch genug, um mich ihm womöglich noch einmal ins Gedächtnis zurückzurufen. Hierauf umarmte ich meinen grossen Lehrer zum letzten Mal und schied von ihm mit wehmütigem Herzen und mit tränenden Augen.

Diese Szene meines letzten Besuches bei Kant hat auf mich einen so rührenden Eindruck gemacht, dass sie sich mir unablässig vor Augen stellt und mich zu traurigen Betrachtungen veranlasst. Gott, was ist der Mensch, und was ist Grosses im Menschen? Der grösste Geist des Zeitalters, vor dessen Blick nichts verborgen blieb, der mit seiner Kraft die ganze Natur, das ganze Gebiet des menschlichen Wissens umfasste, der durch das tiefe Dunkel des Irrtums den Sonnenweg zur himmlischen Weisheit bahnte, ein unerschütterliches Gebäude der Philosophie schuf und die Welt mit heller Wahrheit erleuchtete, dieser Geist konnte viele Monate vor der Trennung von seinem Körper nicht mehr wenige Begriffe mit einander ver-

knüpfen und zur Klarheit des Bewusstseins bringen. Der Mann, der durch seine Lehre die Weisen Europas in Erstaunen setzte, musste sich von seiner alten Schwester, die vormals den Geist und die Sprache ihres Bruders nie begriffen hatte, einzelne Wörter zur Bezeichnung gewöhnlicher Gedanken vorsagen lassen. — Welch eine bedenkliche Abhängigkeit des menschlichen Geistes vom Körper! — Und diese Geistesschwäche des grossen Mannes entstand nicht plötzlich durch eine krankhafte Zerstörung der Denkorgane, sondern sie war eine allmähliche Lähmung des Geistes nach Massgabe der schwächerwerdenden Werkzeuge. Daher sich bei ihm auch keine Spur von Geisteskrankheiten, sondern nichts als Geistesschwäche äusserte, die nach und nach zunahm.

Schon vor 8 Jahren fand ich ihn etwas verändert, obgleich er sich an einzelnen Tagen, wenn die Funktionen der Natur gut von statten gingen, noch ganz in seiner vormaligen Geisteskraft zeigte. Seit dieser Zeit aber ward die Abnahme seiner Kräfte merklicher. Vor 4 Jahren fing er schon an sich eines Gedankenzettels zu bedienen, auf welchem er die ihn besuchenden Reisenden verzeichnete. Auf diese Blättchen schrieb er endlich jede Kleinigkeit auf, die ihm von anderen gesagt oder ihm selbst eingefallen war. Vor 3 Jahren musste ich ihm über meine bevorstehende Amts- und Ortsveränderung Auskunft

geben, aber es war ihm schon damals so schwer, mein neues Amt und den damit verbundenen Charakter zu behalten, dass ich ihm alles umständlich in die Feder diktieren musste. Schon damals fühlte er es und vielleicht unangenehmer als bei noch grösserer Schwäche, dass ihm bisweilen die Gedanken ausgingen, und er entschuldigte sich selbst, dass ihm das Denken und Begreifen schwer würde, und dass er von dem in Rede stehenden Gedanken abbrechen müsste.

So schwand allmählich die Kraft des grössten Denkers bis zur völligen Geistesohnmacht hin.

Achtzehnter Brief.

Die grosse Schwäche, in welcher ich bei meinem letzten Besuche den Weltweisen fand, liess sein nahe bevorstehendes Lebensende vermuten, welches auch nach einigen Monaten erfolgte. Weil es mir wichtig war, von allen Umständen der gänzlichen Auflösung seiner körperlichen Hülle so genau als möglich unterrichtet zu werden, so wandte ich mich deshalb an einen Freund, der in Königsberg praktischer Arzt ist, der unseren Weltweisen als Freund und Tischgenosse bis zuletzt häufig besuchte und selbst bei seinem Tode zugegen war, und ersuchte ihn, mir über das körperliche Hinscheiden Kants und über die Umstände, unter welchen endlich der

Tod erfolgte, seine Beobachtungen mitzuteilen. Da diese über die letzte Lebenszeit des Weltweisen sehr viel Licht verbreiten und einige von mir selbst gemachte Beobachtungen bestätigen, so glaube ich Ihrem Wunsche gemäss zu handeln, wenn ich dieselben unverändert und in den eigenen Ausdrücken des Verfassers meinem heutigen Briefe beifüge.

Mein Freund schreibt folgendermassen:

„Was an sich unwichtig ist, erhält vielleicht, da es zur Totalschilderung der Lebensweise eines grossen Mannes dient, Interesse wegen der Person, von der das Gesagte gilt, und so müssen diese in höchster Eile aufgesetzten Bemerkungen von dem Leser angesehen werden, wenn sie nicht trivial erscheinen sollen.

Da Kant seit 30 Jahren und länger die grösste Regelmässigkeit der Lebensart beobachtet und dadurch seinen Körper vor jeder eigentlichen Krankheit, gewissermassen vor jedem qualitativ-pathologischen Zustande geschützt hatte, so konnte sein herannahendes Ende ihm auch nichts als Abnahme der Kräfte herbeiführen, ohne ihn einem speziellen Leiden auszusetzen. Diese Abnahme der Kräfte war freilich schon seit Jahr und Tag deutlich, offenbarte sich aber ganz besonders rasch in den letzten Monaten vor seinem Tode und äusserte sich gleichzeitig in allen Organen sowohl der Sinne als der übrigen Verrichtungen. Der Magen, der so lange Zeit hin-

durch aufs wunderbarste seinen Dienst versehen, und dem oft bizarren Geschmacke seines Besitzers in der Wahl der Speisen nichts entgegengesetzt hatte, der wie ein treuer und anhänglicher Diener von seinem Herrn alles gut und willig aufnahm, was dieser, um sich zu ergötzen, ihm auch zumuten mochte, dieser Magen fing endlich an nachlässig zu werden, und tat fast nichts mehr, obgleich ihm auch fast nichts mehr aufgetragen wurde. Die Neigung zum Essen hatte sich ganz verloren, selbst der Geschmack war so abgestumpft, dass Kant fast keinen Unterschied zwischen den allerentgegengesetztesten Speisen mehr zu machen wusste. Ich erinnere mich, dass er eines Tages sich über die übertriebene Süssigkeit des saueren Kohls beschwerte, indem er diesen mit kurz vorher genossenen, süssen Pflaumen verwechselte.

So traurig als merkwürdig war die nun entstandene grosse Reizlosigkeit der Geschmacksnerven, verbunden mit einer gänzlichen Erschlaffung der Speicheldrüsen des Mundes. Seit länger als 1 Jahr vor seinem Ende floss ihm häufig der Speichel beim Sprechen wie beim Essen aus dem Munde, wobei er sich über eine grosse Schärfe und ätzende Beschaffenheit desselben beklagte. Kant konnte deshalb den Wein zuletzt nicht mehr rein im Munde vertragen, sondern mischte ihn mit Wasser oder goss roten und weissen Wein zusammen. Dies

tat er aber auch, um dem roten Weine das Zusammenziehende, dem weissen die Säure zu benehmen.

Der fast gänzliche Mangel der Zähne erforderte grosse Mürbe einer jeden Speise, vorzüglich des Fleisches, das er sehr liebte. Aber in der letzten Zeit war ihm auch nichts mehr mürbe genug. Alles Fleisch ass er nur zu einem feinen Haché zerschnitten mit dem Löffel und beklagte sich dennoch über Härte und Zähigkeit desselben. Es müsste, wie er es nannte, „mortificiert“ sein, d. h. so lange gelegen haben, ehe es zubereitet wurde, dass es durch beginnende Fäulnis seinen natürlichen Zusammenhang verlor und fast auseinander fiel. „Weich“, sagte er, sei ihm beim Fleische nicht genug, dies könnte noch mit Zähigkeit verbunden sein; es müsse „mürbe“ sein, d. h. die Muskelfasern müssen der Länge nach geknickt oder gebrochen sein, wenn man zum Kauen desselben keiner Zähne bedürfen soll. Über jeden minder präzisen Gebrauch dieser Ausdrücke konnte er sich sehr ärgern und verwies es jedesmal.

Nicht die gewöhnlichste Handlung übte Kant mechanisch und nach Herkommen oder altem Brauche aus, sondern immer nach eigener Beurteilung und womöglich nach einer von ihm verbesserten Methode. So kam er einst auf den Gedanken, ein Hauptnutzen beim Trinken be-

stehe in dem mit dem Getränk zugleich verschluckten, aus der Atmosphäre angezogenen Sauerstoff, weshalb er denn jedesmal beim Trinken den Mund weit öffnete und tief und hörbar einen Luftzug tat, den er dem Magen zudachte, wo der Sauerstoff als auxiliäres Reizmittel nützlich sei. Indess dauerte dies Experiment nicht lange, indem er die Sache wieder aus dem Gedächtnis verlor.

Bezüglich der Entleerungen hatte wohl von jeher Unordnung bei Kant geherrscht. Seine sitzende Lebensart, besonders in einer sehr gebückten Haltung des Körpers, hatte bei ihm beständig mehr oder minder Stuhlverstopfungen zu Wege gebracht, gegen welche er schon seit geraumer Zeit eröffnende Pillen, besonders mit Aloë versetzt von seinem alten Freunde und Duzbruder, dem verstorbenen Dr. Trummer, brauchte. Diese hatten aber gewiss den Nachteil, seine Gedärme zu sehr zu reizen, weshalb denn auch Kant seit Jahren über einen sehr häufigen Drang zu Ausleerungen klagte, der ihn oft unnütz beunruhigte und zuletzt selten über eine Stunde ruhig liess.

Diese Pillen waren indessen von jeher das einzige Arzneimittel, dessen sich Kant bediente. Gegen alle übrigen hatte er als gegen Verwöhnungsmittel der Konstitution den entschiedensten Widerwillen. Seine Pillen aber sah er als diätetisches Mittel an und hörte es nicht

gern, wenn man sie ihn doch auch als Arzneimittel betrachten liess. Bei etwa eintretender Diarrhoe nahm er eine Pille weniger und heilte sich damit. Nie machte er einen Unterschied in der Wahl seiner Speisen, er mochte sich befinden, wie er wollte. Er hielt immer den nämlichen Tisch und beobachtete keine Diät.

Kant erzählte einst, dass er vor mehreren Jahren auf Anraten seines alten Freundes Green zur Magenstärkung einige Male des Morgens einen Theelöffel Chinatinktur genommen habe, welches ihm aber eine ganz deutliche Intermission seines Pulses hervorgebracht, wie er dies von mehreren Personen habe untersuchen und bestätigen lassen. Darauf habe er sogleich die Tinktur fortgelassen.

Zwei beständige Übel, worüber Kant sich seit Jahren beschwerte, waren die sogenannte Blähung auf dem Magenmunde und der Druck aufs Gehirn. Von jener muss er die Ursache wohl mehr in einem organischen Fehler des Magens gesucht haben als in einer Schwäche desselben, wie ihn seine medizinischen Freunde versichern wollten, obgleich ich mich nicht erinnere, dass er sich je über den Grund derselben ausgelassen. Schwäche wollte und konnte er nicht zugestehen, wenn er sich nicht hätte als selbstschuldig bekennen und einer Inkonsequenz zeihen wollen, da er nichts tat, um diesem Übel vorzubeugen oder abzuhelfen, was

doch bis zu einem gewissen Grade in seiner Macht stand. Es schien ihm kein ganz unangenehmer Gedanke zu sein: der Grund dieser Unbequemlichkeit liege mehr in einem organischen Fehler des Magenmundes, wogegen zwar nichts zu tun sei, wodurch er aber auch in nichts geniert würde, indem der Fehler als solcher unabänderlich sei.

Was seine Klage über einen beständigen Druck aufs Gehirn betrifft, so leitete er diesen von einer krampfhaften Zusammenziehung des Gehirns her und setzte wieder, um sich von allem Zwange irgend einer künstlichen Hilfe zu befreien, die Ursache in eine eigene, ganz besonders auf ihn wirkende Elektrizitäts-Beschaffenheit der Atmosphäre, die schon seit Jahren dauere und an einem Orte einen fast allgemeinen Katzentod wie in Kopenhagen bewirkt, an dem anderen die Sperlinge fast wie ausgerottet habe, also ihre Einflüsse auf das tierische Leben gar nicht verheimliche.

Dieser Druck des Kopfes nahm vorzüglich die Scheitel ein und lässt sich wohl erklären, wenn man bedenkt, wie fortdauernd Kant seinen Kopf angestrengt hatte, wodurch doch zuletzt eine bedeutende Erschlaffung und Schwäche der Gefässe des Gehirns und seiner Häute entstehen musste, die dem immer zuströmenden Blute keine Kraft weiter entgegensetzen konnten und so eine passive Plethora oder Kongestion

hervorbringen mussten, die diesen Druck notwendig veranlassten.

Kant ging aber noch weiter und glaubte, die Ursache fast aller Krankheiten, von denen die Rede war, in dieser eigenen Luftelektrizität zu finden, wovon ihn schwerlich jemand abbringen konnte.

In dem letzten Jahre seines Lebens etwa war Kant ein häufiger Drang zum Urinieren lästig, der öfter ohne Erfolg wieder vorüberging. Aber dergleichen Erinnerungen und Winken der Natur gegenüber war er sehr folgsam und scheute nicht die oft vergebliche Bemühung, denselben Genüge zu leisten. Denn wurde er je durch irgend etwas abgehalten, so wollte er bemerken, dass er lange nachher keine Aufforderung dazu erhielt, worüber er ärgerlich werden konnte, da er sich selbst schuld daran wusste.

Er freute sich lebhaft über sein glückliches Experimentieren mit seinem Körper und setzte grossen Wert in das Kunststück, was er bezüglich der Erhaltung seiner Kräfte und Gesundheit an sich machte. „Man muss doch sehen“, sagte er bisweilen, „wie lange das Zeug hält“, und liess sich bei dieser Gelegenheit über die Bedeutung dieser Redensart aus, was so ganz seine Sache war.

Einige Wochen lang brachte ihn einer seiner Freunde dahin, Vormittags bittere, magenstärkende Tropfen zu nehmen. Er ward ihrer

aber bald überdrüssig und setzte nun einen Schluck Rum an ihre Stelle, den er mit echtem Glauben und Vertrauen nahm, bis auch dieser ihm eines Tages Brennen im Magen zu erregen schien.

Sein Atem war bis in die letzte Zeit frei und ungehindert, nur seine Stimme nahm sehr ab und seine Sprache ward selbst in der grössten Nähe höchst unverständlich; dennoch sagte er, er habe von Jugend auf mit krankhaften Gefühlen von Druck und Beklemmung der Brust zu kämpfen gehabt und sich nur mit Mühe davon nicht überwältigen und mutlos machen lassen.

Das Rückgrat war bei Kant aber auch bedeutend verbogen und die Brust, wiewohl nicht ganz schmal, doch sehr flach und gepresst. Beim Husten, behauptete er, müsse man die Luft durch die Nase holen und den Mund soviel wie möglich verschlossen halten, und würde dies selbst durch einen vorhandenen Schnupfen sehr erschwert, so bestünde eben darin die Kur, dass man der frischen, kühlenden Luft freien Durchzug durch die Nase verschaffe und den zu grossen Luftstrom von der Nase abhielte, welcher eben zum Husten reize. Er bedauerte daher niemanden wegen des Hustens, sondern gab diese seine Methode als unfehlbar an und berief sich dabei auf eigene Erfahrung.

Sein Geruch war scharf, wie wir dies gewöhnlich bei Menschen von Geist bemerken;

natürlich ward er oft eben dadurch beleidigt. Er nannte den Sinn des Geruchs einen impertinenten Sinn, der seinem Besitzer alle Augenblicke dieses oder jenes aufdringe, ohne ihn zu fragen, ob er es auch wolle, und das schlimmste dabei sei, dass man bei einem höchst widerlichen Geruch nolens volens mit einer Art Ärger, gewissermassen par depit am allerschärfsten aufschnupfe.

Kant schnupfte stark Tabak und genoss ihn ziemlich sybaritisch — er mengte am liebsten mehrere leichte Sorten zusammen und hatte eine Zeit lang die Gewohnheit, den Tabak, ehe er ihn in die Dose brachte, am offenen Fenster auf Papier auszubreiten, damit derselbe Sauerstoff aus der Luft anziehen möchte; dieses suchte er noch dadurch zu befördern, dass er ihn mit den Fingern gewissermassen wie Getreide umstach. Er glaubte, den Tabak dadurch pikanter zu machen, was er bei der zunehmenden Reizlosigkeit seiner Organe im Allgemeinen notwendig verlangte. Der Blumenduft schien ihm keinen besonderen Genuss zu gewähren, und ich habe ihn nie mit einer Blume in der Hand gesehen oder je einen Blumentopf in seinem Zimmer bemerkt.

Kant sah bis auf die letzten Lebenswochen scharf und deutlich und las selbst schlechte Schrift noch ohne Brille, und zwar seit einigen Jahren nur mit dem rechten Auge. — Das linke

war durch einen grauen Star verdunkelt, den er spät und zufällig bemerkt hatte. Ich lasse mich hier nicht über den Geist und Sinn seines schönen, grossen, blauen Auges aus. Zeuge einer reinen, inneren Klarheit war es zugleich Ausdruck von Herzensgüte und Wohlwollen. Besonders schön strahlte es aufwärts, wenn Kant bei Tische nach einem Augenblicke vom Nachdenken in gebückter Stellung plötzlich den Kopf erhob und jemanden anredete. Es war, als ob ein ruhiges Licht aus ihm strömte, sich über seine Worte verbreitete und alles um sich erhellte und zur Aufmerksamkeit an sich heftete.

Traurig war es daher zu sehen, wie zuletzt das Auge, ohne seinen geistigen Glanz zu verlieren, doch matter wurde und ihn endlich so verliess, dass er bei Tische nicht Messer und Gabel, nicht einmal die ihm vorgelegte Speise finden konnte. Falsch greifend, bemerkte er oft nicht seinen Irrtum und verzehrte die unpassendsten Dinge mit einander, ohne durch die Zunge eines anderen belehrt zu werden.

Ich besuchte ihn kurze Zeit vor seinem Tode eines Abends und fand ihn unstät und rastlos im Zimmer am Arm seines Bedienten umherirren. Meine Gestalt schien ihm nur undeutlich vor Augen, und er fragte ohne Aufhören nach den dunklen Gründen vor sich. Was er hier durch Gründe gemeint habe, ist mir immer unbekannt geblieben; denn als er meine etwas

kühlen Hände fasste, schrie er auf über die kalten Gründe, die er nicht begriffe. — Alles, was das Auge angriff, war ihm unangenehm, besonders ärgerlich aber ein schlechter, blasser Druck einer Schrift und blasse Tinte. — Eine seiner eigenen Schriften bekam er eines Tages blass gedruckt zu Gesicht und entrüstete sich nicht wenig darüber, indem er sagte: „es sei doch abscheulich, dass man ihn auf diese Weise verhindere, sich selbst zu verstehen.

Sehr gern unterhielt er sich über den Bau und die Verrichtungen des Auges und freute sich besonders über die künstliche Einrichtung der Hornhaut, die man vermöge der schiebbaren Lamellen bald flacher bald konvexer machen könne, je nachdem man in die Ferne hinaus oder deutlich in der Nähe sehen wolle.

Das Gehör blieb bei Kant bis zuletzt gut und deutlich. Wenn er oft auf alles nicht richtig oder rasch antwortete, so kam dies mehr von einer gewissen eifrigen Beschäftigung mit sich selbst als von einer veränderten Empfindlichkeit dieses Organs her.

Kant war an sich sehr klein und mager, nahm aber in den letzten Jahren in allen Teilen seines Körpers — das Gesicht ausgenommen — auffallend ab. Fast täglich wies er dies seinen Tischfreunden und sagte jedesmal, wie er nun glaube, das Minimum von Muskular-Substanz erreicht zu haben.

Über den gänzlichen Mangel des Gesässes scherzte er oft und behauptete, auf diesem Punkte durchaus alle Eminenz verloren zu haben. Sein Stuhl musste daher sehr hoch und konvex gepolstert sein, um ihn nicht zu drücken, aber nach seinem Tode sah man in der Tat, wie seine Muskeln so ganz geschwunden waren, dass seine Schenkel nichts als die blossen Röhrenknochen zeigten, die man mit einer kleinen Hand leicht umspannen konnte. Nie hätte sich wohl ein Körper besser zur Einbalsamierung geeignet als der seine, der nur hätte ausgeweidet werden dürfen, um nicht in Fäulnis überzugehen.

Seine Kräfte nahmen in dem Masse der Abmagerung ab und hätte nicht ein zufälliger Umstand ihn einige Jahre früher bestimmt, nicht mehr aus dem Hause zu gehen, so würde die Abnahme der Kräfte ihn doch bald genötigt haben, die Stube zu hüten. Kant fiel im April oder Mai 1800 im Zimmer über etwas nieder und stiess sich die Stirn wund. — So lange er die Stelle mit einem Pflaster bedeckt hielt, wollte er sich nicht öffentlich zeigen, und nachdem dasselbe abgenommen war, hatte er sich des Gehens so entwöhnt, dass er nun schlechterdings behauptete, er hätte nicht mehr die Kräfte dazu, und sich auch durch nichts bewegen liess, einen Fuss aus dem Hause zu setzen. Zuletzt wankte er nur unsicher aus einem Zimmer ins andere, zu Tische, in sein Studierzimmer und

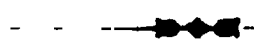
in die Schlafstube, bis im letzten Winter auch dies ihm zu beschwerlich wurde und er nun sein Studierzimmer zum Ess- und Schlafzimmer machte.

Sein Schlaf war bis vor einigen Jahren noch fest und ununterbrochen geblieben. Er erwachte nicht eher, als bis sein Bedienter ihn gegen 5 Uhr weckte, wo er dann, völlig erquickt, aus dem Bette sprang und das Schlafzimmer verliess. Er ging seit vielen Jahren regelmässig um 10 Uhr zu Bette und stand gegen 5 Uhr auf, im Sommer und auch im Winter. Er setzte eine Ehre darin, sich niemals zweimal dazu ermahnen zu lassen und hielt diesen Vorsatz treulich. So lange er noch wohl war, schlief er nie am Tage und hielt die Siesta für eine schimpfliche Trägheit. Seit etwa 2 Jahren überfiel ihn der Schlaf oft schon Morgens um 8 Uhr, ja ab und zu den ganzen Vormittag über. Auch fing er damals schon an früher zu Bett zu gehen; dies ging zuletzt so weit, dass er schon um 6 Uhr sich niederlegte. Alsdann schlief er auch die Nacht unruhig und ohne Erquickung, bis er einige Monate vor seinem Tode durchaus keine Ordnung mehr im Schlafen und Wachen beobachtete, sondern gleich nach dem Mittagessen zwar schlafen ging, aber dafür auch wohl zwanzigmal die Nacht über aufstand, sich unruhig und ohne zu wissen, was er wollte, herumführen liess und alle Augenblicke Versuche zu Ausleerungen anstellte.

Soviel von der allmählichen Abnahme der Kräfte und dem Stumpfwerden seiner Sinne. — Jetzt nur noch ein paar Worte über einen Zufall, der Kant einige Monate vor dem Tode ziemlich plötzlich begegnete und einen schnellen Tod fürchten liess. — Es war nichts besonderes vorgefallen, als dass Kant sich vielleicht durch den Genuss unverdaulicher Speisen Schaden gethan haben mochte. Plötzlich verfiel er in einen Zustand völliger Bewusstlosigkeit; seine Zunge lallte wie gelähmt, und wie in einem tief soporösen Schlafe sprach er immerwährend die Namen von zweien seiner Freunde aus, die er freilich auch schon seit einigen Wochen, wenn er mitten in der Unterredung in eine Art von Schlummer verfiel, oft im Munde geführt hatte. — Wenn man ihn zu wecken suchte, und ein Bekannter ihm hart ins Ohr redete, so schlug er wie aus einer anderen Welt die Augen auf und antwortete nur durch Wiederholung jener zwei Namen. In diesem Zustande blieb er etwa zweimal 24 Stunden und kam endlich ohne alle Arzneimittel — ein anreizendes Klystier ausgenommen — von selbst wieder zu sich und befand sich nun, indem er viele Ausleerungen bekam, wirklich besser als lange vorher. Sein Kopf war offenbar klarer und sein Bewusstsein deutlicher geworden. Es fand sich wieder einiger Appetit, und alles war so regelmässig, als es gewesen war. — Dieser Ausgang war höchst un-

vermutet, denn es war der Anfall eines nervösen Schlagflusses gewesen, der nur mit dem Tode endigen zu können schien.

Es machte dieser Vorfall aber eine strengere Diät notwendig, und es wurde ihm nun alles Harte und Stopfende in Speisen untersagt und der Käse, von dem er sich ungern trennte, ganz entzogen. So vergingen noch einige Monate, bis ihn eine grenzenlose Rastlosigkeit mit gleich grosser Schwäche überfiel, wobei man ihm nur dadurch helfen konnte, dass man ihn zu Bette brachte, wo er alsbald einschlummerte und bewusstlos, — halb träumend, halb wachend — noch einige Tage zubrachte, ohne etwas anderes als einen Salep-Aufguss theelöffelweise zu sich zu nehmen. Das Atmen ward jetzt unregelmässig, sein Puls an der Hand intermittierte nun jeden fünften bis sechsten Schlag, setzte zuletzt ganz aus und war nur noch in den Weichen zu fühlen, bis Kant endlich am 12. Februar 1804 gegen 12 Uhr Mittags so ruhig als möglich, ohne Verzerrungen und ohne die mindesten Äusserungen einer gewaltsamen Trennung, sondern, wie es schien, gern aushauchte und von hinnen schied und denen, welchen er schätzbar, lieb und teuer gewesen, ein freudiges Plaudite entlockte. —



II. Teil.

Darstellung

des

Lebens und Charakters
·· Immanuel Kants ··

von

Ludwig Ernst Borowski.

Kants äusserer Lebensgang, Elternhaus, Kindheit, Schulzeit, Studiengang, Professur.

Unser Kant ward zu Königsberg (Pr.) am 22. April 1724 geboren. Von dem Orte der Geburt, von unseren Eltern, von der Schule, die man besucht, von manchen äusseren, oft ganz unbedeutend scheinenden Umständen, unter welchen man aufwuchs, von unseren früheren Lehrern, Mitschülern u. dergl. hängt grösstenteils die ganze Richtung ab, die unsere Denk- und Verfahrensart unser ganzes Leben hindurch nimmt. Ob dies der Fall auch bei Kant war, wird sich gleich zeigen. — Der Vater unseres Weltweisen war ein sehr rechtschaffener Bürger unserer Stadt, der seinem Sohne zwar keine eigene Beihülfe, um dessen Verstand auszubilden, geben konnte, der aber des offenen geraden Verstandes genug hatte, um für diesen fremde und gute Beihülfe aufzusuchen, und auch Willigkeit dazu, einen solchen Kostenaufwand zu machen, als sein Handwerk (er war Sattlermeister, in der sog. Sattlergasse wohnhaft) ihm zuliess. Seine Mutter hatte einen mehr ausgezeichneten Charakter. Bei einem richtigen Verstande — em-

pfindungsvoll, — zum Aufschwunge zu warmen Gefühlen im Christentum geneigt, — durch den damals bei uns viel geltenden Pietismus für förmliche Betstunden, die sie streng beobachtete, und wozu sie auch ihre Kinder anhielt, gestimmt, — eine unablässige Zuhörerin und herzliche Anhängerin des verstorbenen Dr. Franz Albert Schultz, welcher gerade damals der Kaltblütigkeit der Orthodoxen, die diese gegen tätiges, eifriges Christentum ihm zu beweisen schienen (sie kämpften wirklich nur immer für Rechtgläubigkeit und hatten damit alle Hände voll zu tun) — durch Anempfehlung festgesetzter Betstunden, der Aufsuchung des Bekehrungstermins, des Kampfes bis zum Durchbruch u. s. f. entgegen ging, obwohl er sonst ein sehr kluger, vortrefflicher Kopf und ein rechtschaffener Mann war. Von diesen Eltern bekam Kant seine früheste Bildung. Der Vater drang auf einen fleissigen und durchaus rechtlich denkenden Sohn, die Mutter wollte in ihm auch einen — frommen Sohn nach dem Schema, das sie sich von der Frömmigkeit machte, haben. Der Vater forderte Arbeit und Ehrlichkeit, besonders Vermeidung jeder Lüge; die Mutter auch noch Heiligkeit dazu. So wuchs Kant vor ihren Augen auf, bei dem gerade das, was ich eben von seiner Mutter erzählte, dahin gewirkt haben mag, in seiner Moral eine unerbittliche Strenge, wie ganz recht ist, zu beweisen und das Prinzip der Heiligkeit

hoch aufzustellen, das bei seiner Unerreichbarkeit uns die Gewissheit einer anderen Welt zusichert. Diese Forderung seiner reinen praktischen Vernunft, heilig zu sein, war schon sehr früh die Forderung seiner guten Mutter an ihn selbst.*)

Mir ist Kant — aber in einem ähnlichen Grade sind mir auch seine Eltern ehrwürdig. Wie oft habe ich es aus seinem Munde gehört: „Nie, auch nicht ein einziges Mal habe ich von meinen Eltern irgend etwas Unanständiges hören dürfen, nie etwas Unwürdiges gesehen.“ Er gesteht selbst, dass vielleicht nur wenigen Kindern, besonders in diesem unseren Zeitalter, der Rückblick auf ihre Eltern in der Folge so wohltuend sein dürfte, als er ihm immer war und noch ist. Er genoss die Aufsicht derselben lange genug, um über das Ganze ihre Denkart richtig urteilen zu können. Seine Schwestern waren alle jünger — und sein einziger Bruder**) bezog erst die Universität, da unser Kant Lehrer an derselben ward.

*) Hier erinnere ich besonders daran, dass Kant diese Stelle meiner Handschrift nicht abgeändert, nichts dabei notiert, folglich gebilligt hat. Sie gibt über den Rigorismus seiner Moral ein gewiss nicht — unbedeutendes Licht.

**) Dieser ging nach vollendetem Studium 1758 als Hauslehrer nach Kurland, wurde dann Rektor der Schule in Mitau, später Landprediger unweit dieser Stadt. Ich werde weiterhin noch von ihm etwas ausführlicher sprechen müssen.

Bei der Anhänglichkeit seiner Mutter an D. Schultz, der Direktor des Collegium Fridericianum war, und bei dem Rufe, den diese Erziehungsanstalt damals aller Orten hatte, dass in ihr nicht nur geschickte, sondern auch fromme Jünglinge durch Schiffert, der Inspektor war, durch Rau, Steinkopf u. a. m. gebildet wurden, war es wohl ganz natürlich, dass Kant, der heranwachsende Knabe, nicht irgend einer anderen öffentlichen Schule, sondern gerade dieser anvertraut ward. Er trat 1732 in sie ein und besuchte sie bis ins Jahr 1740, da er um Michaelis zur Universität kam. Unter der Leitung eines vorzüglichen Lehrers, des guten Heydenreich, dessen Kenntnisse und Unterricht alle seine Schüler dankbar ehrten, ward Kant besonders auf der ersten Klasse dieser Friedrichsschule zu dem Studium der römischen Klassiker so begeistert, dass Liebe für diese ihm immer eingedrückt blieb. Auch jetzt noch ist es ihm ein Leichtes, lange Stellen, die ihm damals besonders wohlgefallen hatten, ohne Anstoss zu rezitieren. Sonst aber konnte er an dem Schema von Frömmigkeit oder eigentlich Frömmelei, zu dem sich manche seiner Mitschüler und bisweilen nur aus sehr niedrigen Absichten bequemten, durchaus keinen Geschmack finden. Aber fleissig im strengsten Sinne des Wortes war unser Kant. Hier eine zuverlässige Anekdote, die wenigstens zeigt, mit was für Schülern

er sich näher verband, und was für Pläne mit diesen Fleissigeren er schon damals machte. Rhunkenius in Leyden, dessen Name allen Literatoren bekannt ist, unser Kant und Cunde, ein Mann von herrlichen Talenten, besprachen sich, wenn sie zur gemeinschaftlichen Lesung klassischer Autoren zusammen waren, öfter darüber, wie sie, wenn sie einst Schriftsteller würden, sich auf den Titeln ihrer gelehrten Werke nennen wollten. Der Jena'sche Theologe Budde schrieb sich immer Buddeus; Menken in Leipzig Menkenius; Canz in Tübingen Canzius — und so wollte sich auf eine ähnliche Art dieses emporstrebende Schüler-Triumvirat dereinst Cundeus, Rhunkenius und Kantius nennen. Der Mittelste hat Wort gehalten. — Freilich eine geringfügig scheinende Anekdote, aber sie beweist doch, dass diese Jünglinge sich eine Bahn des Fleisses und der Tätigkeit für die gelehrte Welt schon damals vorzeichneten. Der Einzige von ihnen Cunde, sonst in Kenntnissen jenen gleich, konnte nicht nach Verdienst empor kommen. Er verblühte unter der Last der Informationsarbeiten, die man ihm bald nachher, nachdem er auf die Universität gekommen war, in der Friedrichsschule, deren Unterricht er unentgeltlich genossen hatte, als Pflicht auferlegte. Das sehr mittelmässige Rektorat der Stadtschule in Rastenburg ward, da er beinahe schon abgestumpft war, sein Lohn,

und er, den seine Schüler alle noch in der Asche segnen, welkte bald ganz dahin. Die zwei anderen traf doch ein besseres Los.

Kant kam, wie gesagt, 1740 auf die hiesige Universität. Martin Knutzen, durch mehrere zu seiner Zeit wohl aufgenommenen Schriften rühmlichst bekannt, ward gleich am Anfang der akademischen Laufbahn der Lehrer, an welchen sich Kant ganz besonders anschloss. Seinem Unterricht in Philosophie und Mathematik wohnte er unausgesetzt bei. Ausser diesem hörte er die Vorlesungen des Professors der Physik, Cons. R. Teske, eines gelehrten und überaus wackeren Mannes. Dieser gab nachher bei der Magisterpromotion unseres Kant, da er der philosophischen Fakultät eine Probeschrift von der Elastizität eingereicht hatte, das für ihn rühmliche Zeugnis ab, dass er selbst vieles aus dieser Probearbeit gelernt hätte. — Späterhin hörte er die Vorträge des schon oben erwähnten D. Schultz über Dogmatik. Auch wiederholte er diese und die philosophischen Collegia um des Gelderwerbs willen mit anderen Studierenden, die etwa nicht so gut vorbereitet wie er auf die Universität gekommen waren. — Aber sein Knutzen galt ihm doch vor allen Lehrern am meisten. Dieser zeichnete ihm und mehreren andern die Bahn vor, auf der sie dereinst Selbstdenker werden könnten. — Schade, dass dieser Knutzen durch Ungerechtigkeit des Schicksals

in seinem Vaterlande kein glücklicheres Los fand. Er starb 1756 als ausserordentlicher Professor der Philosophie — obgleich allgemein verehrt und geliebt von dem grossen Kreise seiner Schüler, die, sowie Kant, ihm den grössten Teil ihrer philosophischen und mathematischen Kenntnisse verdankten. Wie ausserordentlich tätig unser Kant in diesen Fächern in den ersten fünf Jahren seines akademischen Lebens gewesen, beweisst wohl am deutlichsten sein 1746 schon herausgegebenes ausführliches Werk von der Schätzung der lebendigen Kräfte u. s. w., von dem hernach noch die Rede sein wird. Unter seinen Commilitonen waren Wlömer, der nachmalige Geheime Finanzrat, dann Heilsberg, Kriegs- und Domänenrat, und Trummer, Dr. med., diejenigen, mit denen er näher umging und sich Stunden der Erholung erlaubte.

Kant ward durch die Lage seiner Umstände „einige Jahre hindurch“ (Kants eigenhändiger Zusatz) genötigt, Hauslehrer und zwar zunächst in einem Predigerhause ausserhalb Königsbergs zu werden; dann unterrichtete er einen jungen von Hülsen auf Arnsdorf, einige Zeit auch einen Grafen von Kaiserlingk. Der stille, ländliche Aufenthalt diente ihm zur Förderung seines Fleisses. Da wurden schon in seinem Kopfe die Grundlinien zu so manchen Untersuchungen gezogen, manches auch beinahe vollständig ausgearbeitet, womit er, wie wir weiter unten zeigen

werden, von 1754 an zur Überraschung vieler, die das von ihm wenigstens nicht in dem Masse erwartet hatten, auf einmal und schnell nacheinander hervortrat. Da sammelte er sich in seinen Miscellaneen aus allen Fächern der Gelehrsamkeit das, was ihm fürs menschliche Wissen irgendwie erheblich zu sein schien und dachte immer mit vieler Zufriedenheit an diese Jahre seines ländlichen Aufenthalts und Fleisses zurück.

Unser Kant entschied sich, da er das 30. Lebensjahr zurückgelegt hatte, immer eigentlicher für den Dienst der Universität. Um die gesammelten Kenntnisse für die Jünglinge, die an derselben studierten, nützlich anwenden zu können, erstrebte er die Magisterwürde. Ganz gern hätte die philosophische Fakultät sie ihm schon sechs Jahre früher erteilt. Nach dem gewöhnlichen Examen ward er 1755 am 12. Juni öffentlich promoviert. Es war, ich erinnere mich dessen noch lebhaft, bei dem Promotionsakt ein seltener Zusammenfluss von hiesigen angesehenen und gelehrten Männern, und bei der lateinischen Rede, die Kant nach der Promotion hielt (Vom leichteren und gründlichen Vortrage der Philosophie) legte das ganze Auditorium durch ausgezeichnete Stille und Aufmerksamkeit die Achtung an den Tag, mit der es den angehenden Magister aufnahm. Er disputierte am 27. September desselben Jahres mit Beifall, fing bald darauf an, seine Vorlesungen über Logik nach

Meier — über Metaphysik zuerst nach Baumeister, dann nach dem gründlicheren, aber schwereren Baumgarten, — über Physik nach Eberhard und über Mathematik nach Wolf zu halten. Er stellte auch Disputierübungen mit seinen Schülern an, und ein ganz geräumiger Hörsaal fasste gleich am Anfang die Menge nicht ganz, die ihm zuströmte. Er war auch schon damals der äusserst drückenden Armut nicht mehr ausgesetzt, wohnte ganz anständig und lebte zwar nicht das Leben des Überflusses, aber doch eines Mannes, der für seinen Bedarf vollständig genug hat, der keiner anderen Hülfe bedurfte, den ausserdem viele suchten und gern in ihren Häusern und an ihrem Tische bei sich hatten, nicht etwa um seinen Hunger zu stillen, sondern weil er — Kant — war. Am liebsten und öftesten verkehrte er in jenen Jahren bei dem englischen Kaufmann Green. — Zu seinen oben genannten Vorlesungen traten in der Folge noch Vorträge über Naturrecht, Moral, natürliche Theologie, späterhin über Anthropologie und physische Geographie hinzu. Sein Lehrerfleiss ward von den Kuratoren und Lehrern der Universität ganz anerkannt, und doch blieb er 15 Jahre hindurch Magister, ohne zum Professor aufsteigen zu können. Er suchte im April 1756 nach Knutzens Tode an dessen Stelle die ausserordentliche Professur der Philosophie zu erhalten. Es war ohne Erfolg, denn man hatte damals

bei Hofe die Idee, diese Art Professuren eingehen zu lassen. Im Dezember 1758 starb der seitherige ordentliche Lehrer der Logik und Methaphysik. Schultz, der schon mehrmals Genannte, wünschte, dass Kant diese Stelle anvertraut würde. Er hatte freilich seine Dogmatik ganz nach Wolfs philosophischem System eingerichtet, aber dies hinderte ihn doch nicht, auf die damals aufkommenden Crusius'schen Behauptungen und besonders auch auf unseren Kant aufmerksam zu werden, der, wie Schultz aus seiner Schrift „Über die ersten Gründe der metaphysischen Erkenntnis" ganz richtig schloss, sich eine neue Bahn eröffnen wollte. Schultz liess Kant zu sich rufen, fragte ihn beim Eintritt ins Zimmer sehr feierlich: „Fürchten Sie auch Gott von Herzen?" — wodurch er dieses Mal wohl besonders nur ein Bekenntnis, dass er ehrlich und in Ansehung des für ihn zu tuenden Vorschlages — gegen Alle verschwiegen sein wolle, abforderte. Hierauf legte er ihm als Pflicht auf, sich um diese Professur, um die sich bereits mehrere Kandidaten bemühten, denen Schultz sie nicht wünschte, zu bewerben, und versprach ihm sein tätiges Mitwirken. Die Stelle erhielt aber Dr. Buck, der auch ein mehrjähriger, fleissiger Privatlehrer war. Kant, der den Schickungen gern ihren Gang liess, — der so wenig Mäzenaten suchte, dass ihm nicht einmal der Name des damaligen Oberprokurators der preussischen Universitäten

bekannt war, — der weder nach Berlin hin korrespondierte, noch seine Schriften etwaigen Gönnern dedicierte, kurz, der jeden Schleichweg seiner unwürdig erachtete, auf dem er einen anderen hätte verdrängen können, blieb ganz ruhig in seiner Lage und wirkte durch Vorlesungen und Schriften weiter fort. Die Professur der Dichtung, welche 1764 durch Professor Bocks Tod erledigt ward, hätte ihm werden können; man fragte auch vom Hofe seinetwegen bei der hiesigen preussischen Regierung nach; aber Kant glaubte, dass er sich hier nicht in seinem rechten Fache befinden dürfte, und lehnte den Antrag ab. Indessen nahm er doch, weil sie ihm ohne sein Gesuch erteilt ward, 1766 im Februar die 2. Aufseherstelle bei der königlichen Bibliothek an, erhielt dadurch einiges, wie wohl nur geringes fixiertes Gehalt, entsagte aber 1772 dieser Funktion, weil sie für ihn zu zerstreuend und das ewige Einerlei bei dem Vorweisen der Seltenheiten dieser Bibliothek an bloss neugierige, oft gar nicht wissbegierige Menschen für ihn zu belästigend war. Im Jahre 1770 war die mathematische Professur erledigt. Man gab diese dem seitherigen Lehrer der Logik und Metaphysik Dr. Buck und stellte nun unterm 31. März Kant in dessen Stelle an. Im Jahre 1780 wurde er Mitglied des akademischen Senates. Hierzu kam 1787 die ehrenvolle Aufnahme in die Königliche Akademie der Wissenschaften zu

Berlin, die ihn lange schon geschätzt hatte, und der er bereits 1763 durch seine Schrift „Untersuchung über die Deutlichkeit der Grundsätze der natürlichen Theologie und Moral“, die das Accessit zur Mendelssohn'schen Preisschrift bekam, als ein tiefer Denker bekannt geworden war.

So fand Kant denn auf seiner vaterländischen Universität das Ziel seiner Wünsche, ihr als ordentlicher Lehrer nützlich zu werden, und wich allen Vorschlägen, die ihm von anderen Orten, namentlich von Halle (hier Kants eigenhändiges Marginale „nach Jena, nach Erlangen, Mitau und abermals Halle“) gemacht wurden, gern aus. Er liebte seine Vaterstadt mit seltener Anhänglichkeit; er sah, dass er, um für das allgemeine Beste werktätig durch Schriften zu werden, hier eben so gut, als an jedem anderen Orte Gelegenheit hatte und er — den man so gern behielt — blieb auch gern da. Er verwaltete von dem Antritt seiner Professur an, so oft ihn die Reihe traf, die mühsamen Geschäfte des Dekanats und rückte in der philosophischen Fakultät nach und nach, ohne irgend einem vorgezogen zu werden, vom jüngsten Professor zu der 4. Stelle hinauf, die ihm zugleich den Eintritt in den akademischen Senat eröffnete. Im Sommerhalbjahr 1786 erhielt er zum ersten Male das Rektorat der Universität, ein Amt, das wegen des unaufhörlichen Anlaufs, wegen der mannigfaltigen, oft auch geringfügigen Untersuchungen

und dgl. seine ihm eigenen Beschwerden und überhaupt viel Zerstreuendes hat, das Kant aber mit Würde, mit allgemeinem Beifall derer, die seine Rechtspflege suchten, und zur Ehre seines wohlwollenden Herzens verwaltete. Ihn, den Rektor, traf auch gerade das Geschäft, den König Friedrich Wilhelm II., der hier im Königreiche die Huldigung seiner Untertanen entgegennahm, im Namen der Universität anzureden, und der König erwiderte seine Begrüssungsansprache auf eine Art, die dem Philosophen sowohl als ihm selbst Ehre machte. Nicht lange darauf ward ihm ohne sein Ansuchen aus den Fonds des Oberschulkollegiums eine beträchtliche Zulage zu seinem Gehalte (220 Taler) gegeben. Im Sommerhalbjahr 1788 traf ihn das Rektorat zum zweiten Male.

Das ist nun die ungeschmückte Darstellung seines äusseren Lebens. Wir sehen hier beinahe nichts anders, als die ganz gewöhnliche Laufbahn, die ein Mann, der sich für die Dienste der Universität bestimmt, immer halten muss. Erst Vorbereitung zum Amte, — dann die ersten Ehrenstufen, — endlich weiteres Emporsteigen. Hier bei Kant kein anderer Titel als der, den ihm seine Obliegenheit verlieh; kein anderer Rang als der, den ihm die Art seiner Tätigkeit für die Welt bestimmte; — durchaus kein langer Schweif zu seinem Professorentitel von so oder so viel Akademien, deutschen oder lateinischen

Gesellschaften. Wirklich bekümmerte er sich um den Firniss gar nicht, den mancher Halbgelehrte, um nicht nackt da zu stehen, oft ängstlich sucht. Wenn auf diesen Blättern der Leser irgend etwas Hervorstechendes, Unerwartetes gesucht hat, so darf er sich ja nur selbst bescheiden, da hier nichts anderes gegeben werden sollte, als Kants Leben — und dieses hatte nun einmal, wie bei den Universitätslehrern gewöhnlich, einen einförmigeren Gang, als das Leben z. B. der Kaufleute.

Schriftstellerische Tätigkeit, Werke, wissenschaftlicher Entwickelungsgang.

Seine Tätigkeit als Schriftsteller wird vielleicht mehr interessieren. Kant hat seit beinahe 50 Jahren viel als Autor getan. Nicht ein Auszug aus diesen Schriften, nicht der Geist derselben soll hier dargestellt werden. Es ist dies um so weniger nötig, da ganz Europa alles, was Kant lieferte, aus seinen eigenen Werken las oder doch aus den gelesensten Journalen, aus Erläuterungen, Prüfungen, Wörterbüchern u. s. w. genau genug kannte oder doch kennen kann. (Statt „Europa“ setzte der bescheidene Kant „Deutschland“ an den Rand.) Ich gebe die Geschichte seiner Autorschaft in streng chrono-

logischer Ordnung. Es dürfte gerade diese Ordnung denen am willkommensten sein, die das allmähliche Aufsteigen des Kant'schen Geistes bis zur Zeit des Umschwungs, den er durch seine Kritiken der reinen Vernunft u. s. w. machte, gern kennen lernen, gern genaues wissen wollen, an was für Gegenstände sich Kant machte, und ob er da schon den ahnen liess, der er später wirklich geworden ist. — — Es ist wahrlich im Grunde nur ein Plan, den Kant in seinen jüngeren Jahren sich entwarf, und den er bis auf die letzte Stunde verfolgte; dieser nämlich, ohne die geringste Rücksicht auf Autoritäten, so wichtig sie auch erschienen, Wahrheit, reine Wahrheit aufzusuchen und die gefundene dann zu verbreiten. „Ich habe", sagte er selbst in der Vorrede seines gleich anzuführenden ersten Werkes, „mir die Bahn vorgezeichnet, die ich halten will, — ich werde meinen Lauf antreten und nichts soll mich behindern, ihn fortzusetzen." Kant hat pünktlich Wort gehalten. Er trat nicht, wie viele in unseren Tagen, die sich und ihre Kräfte viel zu früh dem Publikum zeigen wollen, mit einem Blümlein, das etwa zu einem der vielen Almanachs unserer Zeit eingesandt wird, oder mit einer Broschüre von wenigen Bogen, die so leicht an innerem Gehalt als an Gewicht sind, auf. Die erste Frucht seines Geistes war freilich wohl ein Jünglingswerk, im 22. Jahre seines Lebens erzeugt, aber Kenner fanden die Frucht

reif und vorzüglich. Er fing seine schriftstellerische Laufbahn an mit:

1746 (Nr. 1) Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte und Beurteilung der Beweise, deren sich Herr von Leibnitz und andere Mathematiker in dieser Streitsache bedient haben; nebst einigen vorhergehenden Betrachtungen, welche die Kräfte der Körper überhaupt betreffen. **(Königsberg, bei Dorn gedruckt, 240 S. in gr. 8°, mit 2 Kupfertafeln.)**

Schon das Motto aus Seneca (de vita beata. L. 1. Nihil magis praestandum est, quam ne pecorum ritu sequamur autecedentium gregem, pergentes non qua eundum est, sed qua itur) beweist, dass er seinen eigenen Weg gehen wollte. Er in jugendlichem Alter wagte es, den anerkannt grossen Männern seiner Zeit und Vorzeit, Leibnitz, Wolff, Bernoulli, Hermann, Bülfinger u. a. m., die der gedankenlosen Nachbeter so viele gefunden hatten, zu widersprechen, weil er, wie er da in der Vorrede sagte, sicher glaubte, dass Männer, die selbst die Freiheit des menschlichen Verstandes überhaupt mit Eifer verteidigten, seine Freiheit ihm nicht verargen könnten. Man würde ihm Unrecht tun, setzte er hinzu, wenn man ihm den Vorwurf machte, dass er aus Stolz ein Widersprecher wäre; denn er wüsste es zu gut, dass die Wissenschaft ein unregelmässiger Körper

ohne Ebenmass und Gleichförmigkeit sei — auch, dass ein Gelehrter von Zwerggrösse oft in diesem oder jenem Teile der Gelehrsamkeit einen andern übertreffen könne, der mit dem ganzen Umfange seiner Wissenschaft weit über jenen hervorrage. Voll edlen Bewusstseins fügte er hinzu, er wolle zwar nicht behaupten, dass sich ihm die Wahrheit mehr als andern dargestellt habe, aber er wolle doch auch diesem Gedanken nicht ganz entsagen.

1754 (No. 2) Untersuchung der Frage, welche von der Kgl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin zum Preise für das jetzt laufende Jahr aufgegeben worden. (In No. 23, 24 der hiesigen wöchentl. Frag- und Anzeigungsnachrichten 1754, Königsberg, inseriert.)

Die Aufgabe der Akademie war: „Ob die Erde in ihrer Umdrehung um die Achse, wodurch sie die Abwechslung des Tages und der Nacht hervorbringt, einige Veränderung seit den ersten Zeiten ihres Ursprunges erlitten habe, welches die Ursache davon sei, und woraus man sich ihrer versichern könne“. Kant hatte schon lange vorher, ehe diese Aufgabe bekannt gemacht worden war, hierüber nachgedacht, besonders die physikalische Seite dieses Gegenstandes erwogen und gefunden, dass er seiner Natur nach auf dieser Seite unfähig wäre, zu demjenigen Grade der Vollkommenheit gebracht zu werden, welchen seiner Meinung nach diejenige Abhand-

lung haben müsste, der der Preis zuerkannt werden könnte. — Auf die Hilfsmittel der Geschichte rechnete er wenig — fand auch diese Urkunden so dunkel und ihre Nachricht in Ansehung der vorliegenden Frage so wenig zuverlässig, dass die Theorie, die man sich erdenken möchte, um sie mit den Gründen der Natur übereinstimmend zu machen, nur nach Erdichtungen schmecken müsste. Er hielt sich also unmittelbar an die Natur, deren Verbindungen den Erfolg deutlich bezeichnen und Anlass geben können, die Bemerkungen der Geschichte auf die richtige Seite zu lenken. Dieser kurze Aufsatz lieferte die Grundlinien zu einem grösseren Werke, das er hier am Schlusse unter der Aufschrift:

„Kosmogonie oder Versuch, den Ursprung des Weltgebäudes, die Bildung der Himmelskörper und die Ursachen ihrer Bewegung aus den allgemeinen Bewegungsgesetzen der Materie, der Theorie des Neutons gemäss, herzuleiten“

der Welt versprach, und wie wir bald hören werden, ein Jahr darauf herausgab.

1754 (Nr. 3) die Frage: Ob die Erde veralte? physikalisch erwogen.

(In Nr. 32—37 der hiesigen Intelligenzblätter inseriert.)

Kant beantwortet hier die aufgeworfene Frage nicht entscheidend, wie es der unternehmende

Geist eines kühnen Naturforschers, wie er sich ausdrückte, erheischen würde, sondern prüfend, wie es die Beschaffenheit des Vorwurfs mit sich brächte. Er suchte besonders den Begriff richtiger zu bestimmen, den man sich von der Veränderung der Erde zu machen hat. Der Schluss dieses sehr merkwürdigen, populär geschriebenen Aufsatzes: — „In dem Inwendigen der Erde scheint das Reich des Vulkans und ein grosser Vorrat entzündeter und feuriger Materie verborgen zu sein, welche unter der obersten Rinde vielleicht immer mehr und mehr überhand nimmt, die Feuerschätze häuft und an der Grundfeste der obersten Gewölbe nagt, deren etwa verhängter Einsturz das flammende Element über die Oberfläche führen und ihren Untergang im Feuer bewirken könnte“ veranlasste einen grossen Teil des Königsberger Publikums gerade von Kant bei dem ein Jahr nachher erfolgten fürchterlichen Erdbeben in Lissabon eine nähere Belehrung über die Natur und Beschaffenheit dieses damals ganz Europa in Schrecken setzenden Naturphänomens zu erwünschen. Und nun, ehe Kant nähere Veranlassung zu dieser eben erwähnten Untersuchung bekam, erschien

1755 (No. 4) Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels oder Versuch von der Verfassung und dem mechanischen Ursprunge des ganzen Weltgebäudes,

nach Newton'schen Grundsätzen abgehandelt,

(Königsberg, bei Petersen, 200 S., 8°.)

Es ist dies eigentlich jene versprochene Kosmogonie, die ich schon oben unter No. 2 erwähnte. Das Werk hatte das besondere Schicksal, weder vor die Augen des Publikums noch des Königs Friedrich II zu kommen, dem es zugeeignet und lediglich in der Absicht gewidmet war, damit unter Autorität des Königs bei den Gelehrten in Berlin und anderer Orten nähere Untersuchungen über sein System veranlasst würden. Es ist meines Wissens nirgendwo sonst als in den Hamburger freien Urteilen (Jahrg. 1758 S. 405 f.) recensiert worden. Dieses Unbekanntbleiben der genannten Schrift hatte dann allerhand Folgen, die in der Geschichte der Erfindungen dieses Jahrhunderts wohl erwähnt werden sollten. Etwas Weniges nur hierüber! Der berühmte Lambert gab 6 Jahre nachher, 1761, in seinen Kosmologischen Briefen über die Einrichtung des Weltbaues gerade eben dieselbe Theorie von der systematischen Verfassung des Weltbaues im Grossen, von der Milchstrasse, den Nebelsternen u. s. w., die hier von Kant vorgetragen war. Man staunte dieses Lambert'sche System an, bewunderte seinen Erfinder — hielt ihn für den ersten, der auf solche Ideen gekommen wäre — Bode in seinen astronomischen Jahrbüchern pries diese

Lambertsche Erfindung öffentlich — — und Bode und Lambert selbst und das literarische Publikum wussten nicht, dass von Königsberg aus schon 6 Jahre vorher eben dasselbe der Hauptsache nach und noch bestimmter gesagt war, und dass somit unserem Kant die Priorität dieser Vorstellungsart durchaus zukomme. Indessen freute es unseren Weltweisen, wie er anderswo selbst bezeugt hat, die so auffallende Übereinstimmung der Gedanken des sinnreichen Lambert mit den seinigen zu lesen, und dies vergrösserte seine Vermutung, dass diese Theorie in der Folge noch mehr Bestätigung finden würde. Auch diese Vermutung ist buchstäblich — ist jetzt schon, da er noch lebt und sich dessen erfreuen kann, eingetroffen. Der grosse Astronom Herschel folgerte 30 Jahre später aus den lange fortgesetzten, genauen Beobachtungen des Himmels gerade das, was Kant aus theoretischen Gründen herleitete. Er hatte sich, wie einer seiner dankbaren Schüler, der würdige Übersetzer der Herschel'schen Abhandlungen vom Bau des Himmels, sagt, diesen Himmelsbau nach Newton'schen Gesetzen aus der ursprünglichen Genesis der himmlischen Körper durch Vernunft begreiflich, gerade so gedacht, wie ihn Herschel nach Massgabe seiner Beobachtungen wirklich auffasste und darstellte. Dieses veranlasste auch Kant, da er ungeachtet öffentlich und in Briefen geäusserter Wünsche, sich zur

Besorgung einer neuen Auflage dieses Werkes nicht entschliessen wollte, im vorigen Jahre einen Auszug aus demselben durch einen sehr geschickten hiesigen Lehrer, den Magister Gensichen, anfertigen zu lassen. Es wird weiterhin dieses Auszuges noch besonders gedacht werden.

Diese vier erheblichen Schriften, die ich bis jetzt nannte, hatte Kant während seiner Studentenjahre ausgearbeitet und dem Publikum übergeben. Nach seiner Magisterpromotion erschien:

1755 (No. 5) Principiorum primorum cognitionis metaphysicae nova dilucidatio.

(Königsberg bei Hartung gedruckt, 40 S., 4°.

Er verteidigte am 27. September 1755 diese Streitschrift, die gewiss gar nicht das Gepräge des Frohndienstes hat, das man sonst an Schriften dieser Art wohl zu erblicken pflegt. — Von nun an konnte man schon vermuten, dass der Verfasser der Metaphysik eine Revolution zu bereiten im Sinne habe, da er hier die ersten Grundsätze derselben einer unerbittlich strengen Zensur unterzog.

Aufgefordert, wie ich schon oben sagte, durch einen grossen Teil des Königsberger Publikums, liess er nun drucken.

1756 (No. 6) Geschichte und Naturbeschreibung der merkwürdigsten Vorfälle des Erd-

bebens, welches am Ende des Jahres 1755 einen grossen Teil der Erde erschüttert hat.
(Königsberg bei Hartung, 40 S., 4⁰.

Nach einer vorläufigen Betrachtung über die Beschaffenheit des Erdbebens werden die Vorboten und Ursachen desselben, die Wasserbewegung, die nachher wiederholt erfolgten Erdstösse, die unterirdischen Entzündungen, die Richtung des Erdbebens, sein Einfluss auf den Luftkreis und der Nutzen desselben auseinander gesetzt. Man las diese Schrift, die bogenweise von drei zu drei Tagen erschien, mit allgemeinem Beifall und dies veranlasste den Verfasser

1756 (No. 7) Fortgesetzte Betrachtungen der seit einiger Zeit wahrgenommenen Erderschütterungen
(1756 in No. 15 u. 16 der Intelligenz-Blätter)

folgen zu lassen.

Es wurden damals so viele neue Hypothesen zur Erklärung dieses Naturphänomens hie und da bekannt gemacht, die zum teil den gemeinen Mann noch mehr erschreckten, teils das Gepräge der völligsten Unkunde dieser Naturbegebenheiten und ihrer Veranlassung auf der Stirne trugen. Diesem Allen trat er hier entgegen und bestätigte seine vorher vorgetragene Theorie noch mehr. Bald darauf erschien aus seiner Feder:

(No. 8) Monadologia physica s. Metaphysicae cum Geometria junctae usus in philo-

sophia naturali, specimem primum [worauf aber kein zweites erfolgt ist]
(Königsbg. bei Hartung, 16 S., 4⁰)

eine akademische Schrift, die am 11. April verteidigt wurde. Bald darauf:

(No. 9) Anmerkungen zur Erläuterung der Theorie der Winde; ein Programm zur Ankündigung seiner Vorlesungen.
(Königsbg. bei Hartung, 4⁰.)

In diesen beiden letztgenannten Schriften war ein solcher Reichtum von Sachen auf wenige Blätter zusammengedrängt, dass jede Bemühung, auch nur etwas von dem Hauptsächlichsten zu sagen, für den Zweck dieses Aufsatzes zu sehr in's Weite führen würde. Es folgte

1757 (No. 10) Entwurf und Ankündigung eines Collegii der physichen Geographie nebst einer angehängten Betrachtung: Ob die Westwinde in unseren Gegenden darum feucht seien, weil sie über ein grosses Meer streichen.
(Königsbg. bei Driest gedruckt, 8 S. in 4⁰.)

Dies ist der summarische Entwurf besonderer Vorlesungen, die Kant seitdem mit nie sinkendem Beifalle gehalten hat, zu denen sich auch von da an nicht allein akademische Jünglinge, sondern auch andere Freunde der Wissenschaften besonders aus dem Militärstande zahlreich einfanden.

1758 (No. 11) Neuer Lehrbegriff der Bewegung und Ruhe und der damit verknüpften Folgerungen in den ersten Gründen der Naturwissenschaft; eine Ankündigung der Vorlesungen.

(Königsberg bei Driest, 8 S., 4⁰)

Ein Bogen, der gleich beim ersten Erscheinen viele Aufmerksamkeit erregte. Der Inhalt desselben ist in den nachfolgenden späteren Schriften unseres Kant weiter ausgeführt und gegen alle Einwürfe gesichert worden.

1759 (No. 12) Betrachtungen über den Optimismus, womit zugleich die Vorlesungen angezeigt werden.

(Königsberg bei Driest, 1 Bogen, 4⁰.)

Es war damals hier vom Magister Weymann eine Disputation de mundo non optimo gedruckt und verteidigt worden. Kant sagte hier s e i n e Meinung.

1760 (No. 13) Gedanken bei dem frühzeitigen Absterben des Herrn Joh. Friedr. von Funk, in einem Sendschreiben an dessen Mutter.

(Königsberg bei Driest, 1 Quartbogen.)

Auf Veranlassung des Hofmeisters dieses jungen Mannes, welcher glaubte, dass Kants Wort zur Beruhigung der Mutter viel wirken würde, setzte er diesem Jünglinge, von welchem er mit Recht sagt: „Sein Leben ist ein Fragment, welches uns das übrige hat wünschen lassen,

dessen uns ein früher Tod beraubt hat" ein den Schüler und seinen gutmütigen Lehrer gleich ehrendes Denkmal.

1762 (No. 14). Die falsche Spitzfindigkeit der vier syllogistischen Figuren erwiesen.
(Königsberg, bei Kanter, 35 S., 8⁰.)

Reine Vernunftschlüsse, behauptete hier Kant, sind nur in der ersten Figur möglich, die drei übrigen sind lauter vermischte Schlüsse, folglich nicht nur unnütz, sondern auch dann falsch, wenn man sie als solche Figuren ansieht, die einen reinen und einfachen Schluss enthalten. Ausserdem rügt er noch einige Fehler der gewöhnlichen Logik, z. B. dass sie eher von wirklichen und vollständigen Begriffen als von Urteilen und Vernunftschlüssen rede, dass sie Verstand und Vernunft für verschiedene Grundfähigkeiten hält und die obere Erkenntniskraft nicht ganz allein aus dem Vermögen der Seele zu urteilen, herleitet.

1763 (No. 15). Versuch, den Begriff der negativen Grössen in die Weltweisheit einzuführen. (Königsberg, bei Kanter, 72 S., 8⁰.)

Kant setzt hier deutlich auseinander, dass aus Verabsäumung des Begriffs der negativen Grössen eine Menge von Fehlern oder Missdeutungen der Meinungen anderer in der Philosophie entstanden sei. Er entwickelt den rechten Begriff derselben und zeigt ihren Gebrauch in den philosophischen Wissenschaften durch

manche erläuternde Beispiele. — Aber das Hauptwerk seiner Feder um diese Zeit war

(No. 16) Der einzig mögliche Beweisgrund zu einer Demonstration des Daseins Gottes. (Königsberg, bei Kanter, 205 S., 8°.)

Kant wollte, ohne des Menschen eigene Existenz oder das Dasein anderer Geister und der Körperwelt vorauszusetzen, lediglich darauf, dass Etwas möglich ist, seinen Beweis gründen und dann unwidersprechlich dartun, dass kein anderer Beweisgrund auch nur möglich sei. Bei dieser Schrift, gegen welche gleich nach ihrem Erscheinen hier einige unwichtige Bedenklichkeiten vom Magister Weymann geschrieben wurden, ward auch das auswärtige Publikum auf Kant aufmerksam. In den damals erscheinenden und vielgelesenen Literaturbriefen (18 T., 280 Br.) ward er als Selbstdenker laut gepriesen und der Wunsch geäussert, dass, da in dieser Schrift das Notwendige und Zufällige in der Natur mit vielem Scharfsinn und vieler Genauigkeit unterschieden und dem forschenden Verstande ganz neue Wege zu richtigeren Untersuchungen eröffnet wären, Kant nun auch selbst seine Baumaterialien sammeln und ein Gebäude daraus aufführen möchte, das durch seine Festigkeit und Regelmässigkeit unaufhörlich dauerhaft sei und dem prüfenden Auge des Verstandes ein völliges Genüge leiste. — Zu Tübingen schrieb Professor Plouquet: „Obser-

vationes in demonstrationem Kantii etc., die zum Lobe des Letzteren gereichten, Töllner in seinen theologischen Aufsätzen (I. Sammlung S. 33 u. f.) — Clemm zu Tübingen in seiner Einleitung in die Theologie (S. 442 u. f.) nahmen auf die von Kant erregten Zweifel bei ihren sogenannten Demonstrationen für das Dasein Gottes Rücksicht und zu — Wien tat man, was man tun muss, wenn man zum Widerlegen zu schwach ist. Man hinderte den Vertrieb des Buches und setzte es (nach Arnolds Anzeige in den fortgesetzten Zusätzen zur Geschichte der Königsberger Universität S. 159) in das Verzeichnis der verbotenen Bücher. — Dann erschien von Kant

1764 (No. 17) Räsonnement über einen Abenteurer Jan Pawlikowicz Idomozyrskich Kamarnicki.

(Inseriert in der Königsberger gelehrten und politischen Zeitung 1764 No. 3.)

Es betrifft einen halbverrückten Schwärmer, der sich damals nahe und in Königsberg aufhielt — einen Knaben voll Munterkeit und eine Heerde Ziegen bei sich hatte, mit denen er umherzog — und immer Bibelstellen besonders aus den Propheten im Munde hatte, weswegen er hier den Namen eines Ziegenpropheten von der ihn angaffenden Volksmenge erhielt. Dieser Mensch war die Hauptveranlassung, dass Kant bald darauf seinen

(No. 18) Versuch über die Krankheiten des Kopfes schrieb (der in der gelehrten und politischen Zeitschrift No. 4—8 erschien.)

Ein vortrefflich, leicht geschriebener und viel gelesener Aufsatz.

(No. 19) Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen. (Königsberg bei Kanter, 110 S., 8⁰. 2. Auflage 1771 in Riga bei Hartknoch.)

Man zog diese Beobachtungen den ähnlichen Versuchen des Crousaz, Hutchinson, Andre u. a. m. in den gelehrten Journalen vor und lobte ausser der Gemeinnützigkeit des Inhalts den Witz und die frohe Laune, mit der diese Bogen geschrieben waren. In den Lindauschen Nachrichten (7 St. S. 535 u. f.) wurde der Verfasser der Bruyere der Deutschen genannt. Nicht allein in den Studier-Zimmern der Gelehrten, — auch auf den Toiletten der Damen, sagten mehrere Recensenten, müsste diese Kant'sche Schrift zu finden sein. In diesem Jahre erschien auch

(No. 20) Abhandlung über die Evidenz in den metaphysischen Wissenschaften, welche bei der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1763 das Accessit erhalten hat. (Ist der Mendelssohn'schen Preisschrift, 1764 in Berlin erschienen, beigefügt.)

Eigentlich hatte Kant dieser Abhandlung die Aufschrift gegeben: Untersuchung über die

Deutlichkeit der Grundsätze der natürlichen Theologie und der Moral. Er zeichnet hier, wie die Allgemeine deutsche Bibliothek, I. Bd., S. 149 und ff. sagt, die Grundzüge der Gewissheit, welche die mathematischen und philosophischen Wissenschaften entweder mit einander gemein haben, oder die einer jeden eigentümlich sind. Kühn genug, sich selbst durch die dornigen Labyrinthe der Metaphysik einen Weg zu bahnen, verlässt und tadelt er die gewöhnlichen philosophischen Methoden und trifft zwar oft mit Mendelssohn zusammen, gerät aber auch auf neue Ideen, die den Kennern zur Prüfung da vorgelegt sind. Man sah schon offenbar, dass der Verfasser den Plan zu einem neuen System der Weltweisheit in seinem Kopfe hatte.

1765 (No. 21). Nachricht von der Einrichtung der Vorlesungen im Winterhalbjahre 1765—66. (Königsberg bei Kanter, 16 S., 8°.)

Unter diesem ganz anspruchslosen Titel gibt Kant hier seine höchst lesenswerten Ideen über Schul- und Universitätsunterricht. Mir war es immer eine seiner bedeutendsten Schriften. Man kann hieraus aufs deutlichste ersehen, wie Kant über Metaphysik, Logik, Ethik etc. seine Zuhörer belehrte. Er sagt selbst am Schlusse, dass man sich hieraus einen Begriff von seiner Lehrart machen könne.

1766 (No. 22). Träume eines Geistersehers, erläutert durch Träume der Metaphysik.

(Königsberg bei Kanter, 128 S., 8⁰, Neudruck in Riga.)

Auf Swedenborg ward Kants Aufmerksamkeit von dem Augenblicke an sehr gespannt, da im Publikum die Sage ging, dass dieser Mann sich mit Geistern unterreden könne. Hier gibt er das Resultat seiner Beobachtungen — und benutzt diese Gelegenheit, um zugleich die Metaphysik für Contrebande zu erklären. Sie ist ihm hier schon nichts weiter als eine Wissenschaft von den Grenzen der menschlichen Vernunft. Er erklärt hier schon ganz unverhohlen, dass die Fragen nach der Natur des Geistes, nach der Wirklichkeit oder auch nur Möglichkeit einfacher immaterieller Wesen, nach dem Wohnorte der Seele, nach der Gemeinschaft zwischen Geist und Körper u. s. w. alle unsere Einsicht übersteigen; — dass, so wenig er sonst auch dreist genug sei, seine Verstandesfähigkeiten an den Geheimnissen der Natur zu messen, er doch auch zuversichtlich genug sei, keinen noch so fürchterlich ausgerüsteten Gegner zu scheuen, um in diesem Falle mit ihm den Versuch der Gegengründe zu machen, der bei den Gelehrten, wie er sich ausdrückte, eigentlich die Geschicklichkeit ist, einander das Nichtwissen zu demonstrieren. Hier drang er schon bei denen, die sich für Metaphysiker ausgeben, auf das sehr vernünftige Geständnis „Ich weiss nicht“, welches in die Stelle des stolzen „Ich weiss, ich kann es de-

monstrieren“, eintreten sollte. Hier wurde nach S. 27 schon damals die Erwartung einer künftigen Welt an den moralischen Glauben angeknüpft. Überhaupt fand jeder aufmerksame Leser schon hier die Keime der Kritik der reinen Vernunft und dessen, was Kant uns späterhin gab.

1768 (No. 23). Von dem ersten Grunde des Unterschiedes der Gegenden im Raum.
(Erschien in den hiesigen Intellig. Blättern 1768 No. 6/8.)

1770 (No. 24). De Mundi sensibilis atque intelligibilis forma et principiis.
(Königsberg, Hartung, 38 S., 4°.)

Eigentlich die Inauguraldisputation bei der Übernahme der ordentlichen Professur der Logik und Metaphysik, die am 21. August öffentlich mit dem Respondenten Marcus Herz verteidigt ward. Kant erklärte hier deutlich seinen Vorsatz, die Metaphysik von der so sehr gewöhnlichen Vermischung des Sinnlichen und Intellectuellen zu reinigen und nicht nur die verschiedenen Formalprinzipe der sinnlichen und intellectuellen Welt aufzusuchen, sondern auch diesen ihre gehörigen Grenzen anzuweisen. Im vierten Abschnitt untersucht er besonders die Principe der Form der sinnlichen Welt Raum und Zeit und erweist, dass, da diese beiden Begriffe nicht von den Sinnen herrühren, sondern von ihnen schon vorausgesetzt werden, Raum und Zeit weder

etwas Objektives und Reales, noch Substanzen, Accidenzen oder Verhältnisse, sondern nichts anderes sind, als eine vermöge der Natur unserer Seele notwendige subjektive Bedingung, alles Sinnliche nach einem Gesetze zu koordinieren. — Wiederum Winke genug auf das alles, was er nach Verlauf von 11 Jahren weiter ausführte.

1775 (No. 25). Von den verschiedenen Racen der Menschen, zur Ankündigung seiner Vorlesungen im Sommerhalbjahr.
(Königsberg, bei Hartung, 12 S., 4°.)

Ist in mehreren, viel gelesenen Schriften, u. a. in Engels Philosophen für die Welt im 2. Bändchen unverändert abgedruckt.

1781 (No. 26). Briefwechsel mit Lambert in dem von — Bernoulli herausgegebenen Briefwechsel Lamberts mit deutschen Gelehrten. (Bd. I. S. 333—368.) Nun folgte

(No. 27) Kritik der reinen Vernunft.
(Riga, bei Hartknoch, in Gr. 8°, 2 Alph. 9 Bogen, dann die 2. hin und wieder verbesserte, mit einer neuen Vorrede versehene Auflage, 1787, die 3., die ein unveränderter Abdruck der 2. ist, 1790.)

Kant hatte gefunden, dass all unser Erkennen auf Gegenstände eingeschränkt sei, die der Sinnlichkeit gegeben werden, folglich alle Erkenntnis von den Dingen an sich selbst und ausser der sinnlichen Vorstellung durchaus unmöglich sei. — Da war nun freilich für viele der ganze Fleiss mehrerer und mühevoll genug

zugebrachter Jahre verloren — sie sahen sich von dem zuversichtlichen „Ich kann alles demonstrieren“ zu dem bescheidenen „Ich weiss nicht“ zurückgebracht und — nun strömten über den, nach Mendelssohns Ausdruck „alles zermalmenden Kant“ bittere Klagen, dass sein Werk durchaus unverständlich, seine Tiefe ganz unerreichbar, seine neugeschaffene, gewiss ganz zweckmässige Terminologie verwirrend für alle sei u. s. w. Um seine hier vorgetragenen Ideen noch mehr zu erläutern und zu sichern, schrieb er

1783 (No. 28) Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik, die als Wissenschaft wird auftreten können.
(**Riga bei Hartknoch.**)

Er wiederholt hier seine Behauptung, dass eigentlich noch gar keine Metaphysik als sichere Wissenschaft existiere, und dass demjenigen, was bisher so genannt war, der Name durchaus nicht zukomme. Er wies die Wege, auf welchen man sie auffinden soll, und wie sie alsdann behandelt werden müsse. — Es ist merkwürdig, wie sich Kant (S. 216) darüber erklärt, dass seine Kritik der reinen Vernunft beinahe ganz auf die Seite gelegt zu sein schiene und von vielen als ein versiegeltes Buch angesehen werde. „Dieses lange Schweigen“, sagt er, „beweist doch einen Aufschub des Urteils und

also auch einige Vermutung, dass in einem Werke, welches alle gewohnten Wege verlässt und einen neuen einschlägt, in den man sich nicht sofort finden kann, doch vielleicht etwas liegen möge, wodurch ein wichtiger, aber jetzt abgestorbener Zweig menschlicher Erkenntnis neues Leben und Fruchtbarkeit bekommen könne, mithin eine Behutsamkeit, durch kein übereiltes Urteil den noch zarten Propfreiss abzubrechen und zu zerstören.“ Aber auch diesen Prolegomenen wurde Dunkelheit und Unverständlichkeit vorgerückt. Kants Freunde nahmen daher die Erläuterungen der Kant'schen Kritik, die der würdige Hofprediger Schultz (Königsberg bei Dengel, 1784, 254 S.) herausgab, mit reger Freude auf. Da dieser Mann ganz unverhohlen sagte, dass er sich für keinen Metaphysiker von Profession ausgeben wolle, indessen ihm doch bei aufmerksamem Lesen der Kritik alles deutlich und verständlich gewesen wäre, so hofften jene nun, dass der Vorwurf der Undurchdringlichkeit der Schriften Kants von jetzt an um so weniger weiter vorkommen würde, da Kant selbst seinem Commentator das Zeugnis gab, dass dieser seinen Sinn ganz getroffen und ihn völlig verstanden habe. — Kant fertigte nun einige kleinere, aber gewiss reichhaltige Aufsätze aus. Er gab

1784 (No. 29) Betrachtungen über das Fundament der Kräfte und die Methoden,

welche die Vernunft anwenden kann, darüber zu urteilen, dann

(No. 30) Ideen zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht (Berlinische Monatsschr., November-No.) und

(No. 31) Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung? (ebenda, Dezember-No.)

1785 (No. 32) Über die Vulkane im Monde (ebenda März-No.), ferner

(No. 33) Von der Unrechtmässigkeit des Büchernachdrucks (ebenda Mai-No.)

(No. 34) Die Bestimmung des Begriffs von einer Menschenrace. — Nun erschien auch

(No. 35) Grundlegung zur Metaphysik der Sitten (Riga, bei Hartknoch)

die so schnell vergriffen war, dass im nächstfolgenden Jahre eine neue Auflage veranstaltet werden musste.

1786 (No. 36) Mutmasslicher Anfang der Menschengeschichte (Berlin, Monatsschrift, Januar-No.)

dann (No. 37) Was heisst im Denken sich orientieren? (ebenda Oktober-No.). Ferner

(No. 38) Metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft.
(Riga b. Hartknoch, Gr. 8^{0}, die 2. Auflage erfolgte schon 1787.)

Hier setzte Kant auseinander, was die Vernunft von der Beschaffenheit der Materie und der Körper ohne eigene Erfahrung und angestellte

Beobachtungen einsehen und richtig erweisen kann, und was daher auch die Mathematik, wenn sie auf die Naturlehre angewandt werden soll, aus der Metaphysik voraussetzen müsse. — Nun liess er das Werk folgen, auf welches aller Erwartung lange schon gespannt war:

1787 (No. 39) Kritik der praktischen Vernunft. (Riga, bei Hartknoch.)

Hier sprach der Verfasser schon bestimmter und nachdrücklicher gegen den ihm so oft gemachten Vorwurf der Unverständlichkeit und des Mangels an Popularität. „Es sei ihm“, war S. 21 seine Erklärung, „ganz unerwartet, solch einen Vorwurf von Philosophen zu hören, wenn es um die Existenz einer der Menschheit unentbehrlichen Erkenntnis selbst zu tun sei, die nicht anders als nach den strengsten Regeln einer schulgerechten Pünktlichkeit ausgemacht werden kann, auf welche zwar mit der Zeit auch Popularität folgen kann, aber niemals den Anfang machen darf.“ „Sollten die Leser meiner Schriften“, setzt er hinzu, „populärere Ausdrücke wissen, die doch dem Gedanken ebenso angemessen sind, als mir die meinigen zu sein scheinen, so werden sie mich sehr verbinden u. s. w.“ — Ausser diesem sehr ausführlichen Werke, in dem das Moralprinzip aufgestellt wird, das nun die Welt lange kennt, kam auch noch in eben diesem Jahre ein Aufsatz

(No. 40) Über den Gebrauch teleologischer Prinzipien (Im deutschen Merkur, Januar und Februar.)

aus seiner Feder. Dann erschien

1790 (No. 41) Kritik der Urteilskraft (Berlin und Libau bei Lagarde und Friedrich.)

und nächstdem die einzige polemische Schrift, durch welche Kant eine Ausnahme von seinem Vorsatze machte, über seine Philosophie keine Fehde anzustellen, nämlich

(No. 42) Über eine Entdeckung, nach der alle neue Kritik der reinen Vernunft durch eine ältere entbehrlich gemacht werden soll. (Königsberg bei Nicolovius.)

Diese Bogen waren bekanntlich gegen Eberhard gerichtet, dem es vorgekommen war, als ob Leibnitz schon denselben Weg eingeschlagen hätte, den Kant als neu und noch nie betreten angab. Eberhard fing darauf an, dem Fortgange der kritischen Philosophie ein ganzes Magazin entgegenzustellen. — Ein Wort, zu seiner Zeit gesprochen, war der Aufsatz

(No. 43) Über die jetzt überhand nehmende Schwärmerei und die Mittel diesem Übel abzuhelfen (der der Schrift: „Cagliostro, einer der merkwürdigsten Abenteurer unseres Jahrhunderts“ beigefügt ist).

1791 (No. 44). Authentischer Auszug aus Kants allgemeiner Naturgeschichte und Theorie des Himmels, beigefügt den vom Pfarrer

Sommer übersetzten Herschel'schen Abhandlungen über den Bau des Himmels.
(Königsberg bei Nicolovius.)

Dieser Auszug ist nicht von Kant selbst, sondern in seinem Auftrage von dem gelehrten Magister Gensichen gefertigt, aber seine Hand fügte doch einige Berichtigungen hinzu.

(No. 45.) Über die Möglichkeit einer Theodicee oder über das Missglücken aller bisherigen philosophischen Versuche hierin. (Berlin. Monatsschrift, 1791, Sept.-No.) Hierauf folgte

1792 (No. 46) Vom radikalen Bösen.
(ebenda April-No.)

Auf diesen merkwürdigen Aufsatz sollen noch drei andere folgen, nämlich 1. Der Kampf des guten Prinzips mit dem Bösen um die Herrschaft über den Menschen, 2. Sieg des guten Prinzips über das Böse und die Gründung eines Reiches Gottes auf Erden, 3. Über Religion und Pfaffentum. Wegen des erstgenannten Aufsatzes vom radikalen Bösen machte die Berliner Zensur oder eigentlich die geistliche Ober-Examinats-Kommission, der das Zensieren der theologischen Schriften aufgetragen war, Schwierigkeiten. —

So tätig war unser Kant als Schriftsteller und doch ist manches, das aus seiner Feder

floss, hier übergangen, weil die Aufzählung desselben zu mikrologisch scheinen würde. *)

Bedeutung als Universitätslehrer, wachsender Ruhm.

Wir sahen bis hierher Kants tätiges, stets reges Wirken. Es ist nur noch übrig, etwas über die Folgen dieses Wirkens zu sagen.

*) Kant hat, seitdem ich dies 1792 schrieb, noch mehrere Schriften dem Publikum geliefert und es stehe das Verzeichnis davon hier, um nur die ganze Schriftenmasse unseres Vollendeten auf einmal übersehen zu können. Ich zähle nach den obigen Nummern weiter fort:

1793 (No. 47) Religion innerhalb der Grenzen der blossen Vernunft.

(No. 48) Über den Gemeinspruch: Das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis.

1794 (No. 49) Etwas über den Einfluss des Mondes auf die Witterung.

1795 (No. 50) Das Ende aller Dinge.

(No. 51) Zum ewigen Frieden; ein philosophischer Entwurf.

1796 (No. 52) Zu Sömmering über das Organ der Seele.

(No. 53) Von einem neuerdings erhobenen vornehmen Ton in der Philosophie.

(No. 54) Metaphysische Anfangsgründe in der Rechtslehre.

(No. 55) Ausgleichung eines auf Missverstand beruhenden mathematischen Streits.

(No. 56) Verkündigung des nahen Abschlusses eines Traktats zum ewigen Frieden in der Philosophie.

1797 (No. 57) Über ein vermeintes Recht, aus Menschenliebe zu lügen.

Er wurde Lehrer an der Königsberger Universität. Mit allen Kenntnissen für das Fach, in welchem er dozieren sollte, ausgerüstet, mit der anspruchslosesten Bescheidenheit erschien er in seinem Hörsaale, — erinnerte immer daran, dass er lehren würde nicht Philosophie, sondern philosophieren, denken u. s. w. — bewies Gründlichkeit in seinem Vortrage und gesellte dieser Gründlichkeit noch Anmut und interessante Darstellung bei. Nie, nie nahm er zu dem elenden Behelfe der Satyre oder der

---

(No. 58) Metaphysische Anfangsgründe der Tugendlehre.

(No. 59) Erklärung auf Herrn Schlettweins Herausforderung in einem Briefe von Greifswald den 11. Mai 1797.

(No. 60) Von der Macht des Gemüts, durch den blossen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu sein.

1798 (No. 61) Über die Buchmacherei, zwei Briefe an Herrn Friedrich Nicolai.

(No. 62) Erneuerte Frage: Ob das Menschengeschlecht im beständigen Fortschreiten zum Bessern sei?

(No. 63) Erläuternde Anmerkungen zur Rechtslehre für die Besitzer der ersten Auflage.

(No. 64) Der Streit der Fakultäten.

(No. 65) Anthropologie in pragmatischer Hinsicht. Am Schlusse der Vorrede zur letzteren Schrift nahm er beinahe förmlich vom ferneren Autorwesen Abschied, vertraute auch seine Papiere anderen zur Wegwerfung oder Herausgabe an. Aus diesem ward abgedruckt:

1801 (No. 66) Logik, ein Handbuch zu Vorlesungen.

1802 (No. 67) Physische Geographie.

1803 (No. 68) Pädagogik.

Anstichelungen auf andere Mitlehrer seine Zuflucht; nie, wie wir alle seit einer Reihe mehrerer Jahre mit unseren Augen sahen, schlug er irgend einen niedrigen Weg ein, um Applaus zu haben. Er las, ohne sich an das Compendium, worüber er Vorlesungen anstellte, gerade zu binden, oft ohne vorliegende Hefte, Logik, Metaphysik, Ethik u. s. f. ganz in der Art, wie es sein oben angeführtes Programm von 1765 erzählt, und fügte dann in der Folge noch physische Geographie und Anthropologie hinzu. Jene Vorlesungen waren bestimmt für diejenigen, denen es um ein gelehrtes Wissen zu tun war; diese für alle, die Kopf und Herz und auch ihren Umgang zu bilden und ihre Konversation mit andern

---

1804 (No. 69) **Über die von der Königlichen Akademie der Wissenschaften in Berlin ausgesetzte Preisfrage: Welches sind die wirklichen Fortschritte, die die Metaphysik seit Leibnitzens und Wolfs Zeiten in Deutschland gemacht hat? — Kants Plan, den er unterm 6. Juni 1793 bekannt machte, eine Ausgabe seiner früheren Schriften mit Auswahl, Verbesserung und Anmerkungen selbst zu besorgen, ist nicht ausgeführt worden.**

Zusatz des Herausgebers: Seit 1895 ist die Königliche Akademie der Wissenschaften zu Berlin mit einer neuen Ausgabe der sämtlichen Werke Kants beschäftigt. In diese Gesamtausgabe, von welcher bis jetzt Band 10 und 11 „Briefe“ erschienen sind, soll alles noch erreichbare handschriftliche Material, auch Nachschriften von Vorlesungen aufgenommen werden.

anziehender und unterhaltender zu machen Lust hatten. Rege Aufmerksamkeit war freilich immer erforderlich. Ohne diese war sein Vortrag unverstanden, folglich verloren. Seinerseits wurden die Lehrstunden mit Pünktlichkeit und gewissenhafter Treue, ohne sich andere als die gesetzmässigen Ferien zu erlauben, gehalten. Konnte dieses wohl eine andere Folge haben, als die, dass von 1755 an eine grosse Menge der Studierenden und unter ihnen gerade die wissbegierigsten und edelsten ihm zuströmten, denen er auch ausser den Lehrstunden durch willige Auflösung ihrer etwaigen Zweifel, durch Auseinandersetzung dessen, was ihnen schwierig erschien u. s. w., auf Spaziergängen oder sonst bei jeder Gelegenheit nützlich ward. Die jungen Theologen besonders lernten von ihm, jener falschen, windigen, viel prahlenden und nichts fruchtenden Aufklärung (wie mancher den Hang von der Bibel und dem darauf gegründeten System sich zu entfernen, nennt) ausweichen, nicht blos das System nachbeten, sondern über alles, folglich auch die theologischen Wahrheiten selbst nachdenken. Sie überzeugten sich aus seinen Vorträgen, dass seine Moral durchaus nicht im Widerspruch mit der christlichen Sittenlehre stand, wenn auch gleich diejenige genaue Harmonie zwischen beiden nicht stattfinden sollte, die so manche, die durchaus Christum und die Apostel nur ein und dasselbe wie Kant wollten

sagen lassen, zu finden sich überredeten.*) In den Resultaten — das kann wohl nicht geleugnet werden, trifft die Kant'sche Tugendlehre mit der christlichen ganz zusammen. Die Motive sind bei der letzteren anderswoher genommen und die Popularität und Fasslichkeit für alle kommt hier noch dazu. — Auch die Studierenden anderer Fakultäten strömten ihm zu und alle wurden von ihm zur Selbst- und Menschenkenntnis, zum Streben nach Wahrheit und Sittlichkeit angeleitet. Sein viel wirkendes moralisches Beispiel kam auch hinzu. So wurden nun seit 40 Jahren in allen Ständen und Ämtern Männer angestellt, die seine Belehrungen und weisen Winke in ihrem Wirkungskreise benutzten und ihrem Kant grösstenteils ihre nutzbare Tätigkeit und die guten Folgen davon verdankten. In der späteren Zeit flossen auch Männer von Jahren, wenn ihre Amtsverhältnisse es irgend erlaubten, seinem Hörsaale zu und erweiterten gern den Vorrat ihrer schon gesammelten Kenntnisse. Es ist unstreitig, Kant hat unaussprechlich viel gewirkt für das Wohl unserer Studierenden — und allgemeines

*) Und doch, so sehr ich hier schon selbst der ungebührlichen, von vielen bis zum Ekel wiederholten Vergleichung Kants mit Christus in den Weg trat, fand es der edle Mann doch für gut, in Ansehung gerade dieser Stelle in dem an mich gerichteten Briefe (mit dem er das Manuskript zurücksandte) das ihm ehrende Bekenntnis abzulegen, dass er sich vor jenem Namen tief beuge und sich, gegen ihn gehalten, nur für einen, jenen nach Vermögen auslegenden Stümper ansehe.

Zutrauen und die Liebe aller dieser waren und blieben ihm!

Und das grosse Publikum, das seine Schriften las und studierte? — Wir wissen es, dass die Zahl derer, die ihm ganz beistimmten und derer, die nun, nachdem er die Bahn einer sicheren, gründlichen Philosophie eröffnet hat, auf dieser Bahn herrlich fortschreiten, keine geringe ist. Seit der Revolution, die er durch die Kritik der reinen Vernunft veranlasste, traten Abicht in Erlangen, Bering in Marburg, Born in Leipzig, Bouterweck und Bürger in Göttingen, auch Breyer in Erlangen, Hermann in Erfurt, Marcus Herz in Berlin, Heydenreich in Leipzig, Gottfried Hufeland in Jena, Jakob in Halle, Kiesewetter in Berlin, den Friedrich Wilhelm II, um ihn im Studium der kritischen Philosophie fester zu gründen, auf einige Zeit hierher schickte, Kosmann in Schlesien, Sal. Maimon in Berlin, Muth in Erfurt, Mutschelle, Rehberg in Hannover, Reinhold in Jena, Reuss in Würzburg, Prof. Schmid in Giessen, D. Schmid in Jena, Schübler zu Heilbronn, Schütz in Jena, Snell in Giessen, Stäudlin in Göttingen, Tieftrunk in Halle, Ulrich in Jena, Will in Altorf, Ziegler in Göttingen u. a. m. ihm zur Seite, benutzten in ihren Werken, durchaus nicht als blosse Nachbeter, sondern als Selbstdenker und Selbstforscher Kants System, bestätigten oder erläuterten es, bauten auf demselben weiter fort und zogen um unseren Kant

einen sehr ehrwürdigen Kreis, der ihm zur Schutzwehr gegen viele, die ihn nicht verstanden oder nicht verstehen, nicht benutzen wollten, dient.

Freilich waren und sind auf der anderen Seite auch viele, bei denen seine Schriften bisher nicht den Grad der Überzeugung bewirkten, den man hätte erwarten können. Man widersprach auch ihm. Allein, was wirklich zur Ehre unserem Zeitalter gereicht, man widersprach dem edlen und bescheidenen Manne grösstenteils, Einen oder ein Paar ausgenommen, auf eine edle und bescheidene Art. Hier folgen die Namen einiger, die, wenn sie auch den Menschen Kant ehren, doch von seinen philosophischen Behauptungen abwichen: Abel in Stuttgart, Bornträger in Hannover, Brafberger in Heidesheim, Eberhard in Halle, Ewald in Detmold, Feder in Göttingen, Flatt in Tübingen, Herder in Weimar, Jacobi in Düsseldorf, Lossius in Gera, Maass in Halle, Meiners in Göttingen, Obereit, Platner in Leipzig, Reimarus in Hamburg, Schulze in Helmstedt, Selle in Berlin, Tiedemann in Cassel, Tittel in Karlsruhe, Vogel in Nürnberg, Weishaupt in Gotha, Wizemann u. a. m. Ich wage es nicht, einen Stattler in München, der in unglücklichen Stunden seines Kopfes den — Antikant und die Ungereimtheiten der Kant'schen Philosophie schrieb, mitten unter jene grösstenteils sehr ehrwürdigen Namen zu stellen, die Kant selbst, obgleich sie seine Gegner

sind, wirklich sehr schätzte. — Das elende Geschmeiss, das da am Fusse des Parnasses mit Schmähschriften sumst und eine — Kritik der schönen Vernunft von einem Neger zu Fetz und Marokko, auch die nähere Notiz und Kritik der Kant'schen Kritik und dergl. ausbrütete, ist doch wahrlich nicht einmal der Erwähnung wert.

Und nicht allein eine Menge von Schriften, die sein System erläutern und weiter darauf bauen, sondern auch die immer weitere Verbreitung desselben durch Vorlesungen auf entfernten Universitäten hat unser ehrwürdige Greis erlebt. In Jena wird seine Philosophie von Ulrich und Reinhold, in Erfurt von Lossius, in Altorf von Will, in Halle von Jakob gelehrt. Das landgräfliche Verbot, Kant'sche Ideen in Marburg vorzutragen, welches D. Endemann aus Unkenntnis der Sache bewirkt hatte, ward gleich das Jahr darauf 1787 wieder aufgehoben. Seit Michaeli dieses Jahres lehrt Bouterweck in Göttingen öffentlich und unter Autorität nach Kants System. Er hat auch den, der Ausführung sehr würdigen Vorsatz gefasst, in platonischen Dialogen Kants Philosophie denen annehmbar zu machen, die vor der systematischen, schulgerechten Form zurückbeben.*) Noch be-

*) Er schrieb darüber an K., der mir seinen Brief auf der Stelle mit der lebhaftesten Freude darüber zustellte, dass er nun die Hoffnung hätte, seine Philosophie auf diese Art noch popularisiert zu sehen.

merkenswerter ist es, dass auch auf katholischen Universitäten die Frage, die Prof. Reuss in einer Schrift aufwarf: „Soll man Kants Philosophie auf katholischen Universitäten lehren?“ nun keiner weiteren Entscheidung bedarf, da sie zu Mainz von den Professoren Dorsch und Blau, zu Würzburg von dem obengenannten Reuss, und vermutlich auch schon auf mehreren katholischen Akademien gelehrt wird.*) Freilich durch die finsteren Tore mancher Klosterschulen wird der Schein des Kant'schen Lichts noch nicht so bald eindringen. Man wird sich vielleicht noch eine Zeit lang an den guten Köpfen, die die kritische Philosophie studieren wollen, durch Verketzerung rächen. Man wird noch lange da spotten, wo man zum Widerlegen viel zu unvermögend ist. Man wird zum Trutz eines oder des anderen unserem Philosophen ergebenen Klostermannes und, um diesen in einen unphilosophischen Zorn zu bringen, den Wächterhund des Klosters „Kant“ nennen (dies ist sichere Tatsache, obgleich ich den Ort selbst nicht nennen mag). Dies alles wird man vielleicht noch eine Zeit lang fortsetzen, aber es wird auch nichts als Bedauern erwecken und die

*) Am Schlusse des Jahres 1793 schickte mir Kant mit dem ausdrücklichen Verlangen, dass er dieser Skizze beigelegt würde, einen Aufsatz vom Benehmen gegen seine Philosophie in katholischen Landen zu. — Dieser Aufsatz ist als Anlage am Schlusse dieser Schrift beigefügt.

Ehrerbietung, die so viele Klügere in katholischen Landen unserem Kant widmen, nicht im mindesten behindern. — Dass seine Philosophie unter den Gelehrten der jüdischen Nation viele an sich gezogen, ist bekannt. Aber es belohnt sich nicht, davon so viel Redens zu machen, wie Denina in seinem mehrmals angeführten Werke tut. Warum sollte denn des Juden Auge anders sehen als das Auge irgend eines Andersgläubigen, wenn beide es nicht mutwillig blenden!

Auch andere Arten von Ehrenbezeugungen kamen unserem Kant entgegen. Gesucht oder veranlasst von ihm selbst waren sie gewiss nicht. Auch hiervon, um der Vollständigkeit willen, ein paar Worte!

Auf Kant ward durch den freiwilligen Beitrag seiner Verehrer und Freunde vor einigen Jahren durch den Medailleur Abramssohn eine Medaille geprägt, die sein Brustbild und seinen Namen (Kants eigenhändiger Zusatz: „doch mit dem fehlerhaften Geburtsjahr 1723 statt 1724“) auf der einen Seite, auf der andern einen erhabenen Turm (Kants eigenhändiges Marginale: „aber schief stehenden“) zeigt, von dessen Höhe ein Senkblei heruntergelassen wird, und dessen Fundament eine Sphinx bewacht. Die Umschrift dieser letzteren Seite sagt das Bedeutungsvolle und dem, zu dessen Ehre die Medaille geprägt ward, ganz Angemessene: Perscrutatis fundamentis stabilitur veritas. Auch der Kupfer-

stiche, die ihn darstellen oder doch darstellen sollen, haben wir mehrere. Ein Porträt von ihm, gestochen von Schleuen nach Beckers Zeichnung, ist dem 20. Bande der Allgemeinen deutschen Bibliothek vorgesetzt. Ein anderer Stich in Folio, nach dem Gemälde von Schnorr, durch Bausens Hand zur Seite seiner Abbildungen berühmter Gelehrten gefertigt, ist nicht ganz so ausgefallen als die, die den Mann persönlich kennen, es wünschen. Jetzt eben ist er von Werner gemalt, damit nach dieser Zeichnung ein richtiger Kupferstich für ein neues Journal, das Hufeland in Jena herausgeben will, angefertigt werde. Ein hiesiger sehr geschickter Künstler, Colin, der eines bessern Schicksals wert war, hat ein Brustbild von Kant in Gips, auch in Steingut geliefert, das wahrlich die treffendste Ähnlichkeit aufweist. Die hiesige Fayencefabrik fertigt schon seit einigen Jahren ungemein zierliche Vasen, auf deren Mitte Kants Brustbild erhöht dargestellt wird. Nie hätte er (ich weiss, kein einziger von denen, die Kant kennen, widerspricht mir darin!) dergleichen gesucht oder auch nur erwartet. Medaillen, Kupferstiche und Gypsabdrücke kamen ihm wahrlich ebenso unverhofft als ihm, vor einigen Wochen erst, der Eintritt eines Mannes in sein Zimmer war, der ihm sagte: „er käme 160 Meilen weit her, um ihn, Kant, zu sehen und zu sprechen.“ Es war der Professor der Philosophie Matern

Reuss aus Würzburg, der im September d. J. bei uns eintraf und im Oktober abreiste, ein kenntnisreicher, offener, gerader Mann, den Achtung für Kant und seinen vortrefflichen Kommentator Schultz herbrachte, und den die Achtung aller, die ihn bei seinem hiesigen Aufenthalte sprachen, auf seiner Rückreise nach Würzburg, wo er lebte und lehrte, begleitete.

Was aber unserem Kant weit mehr als jene Ehrenbezeugungen, die oft genug auch anderen, weit weniger Würdigen widerfuhren, Freude macht und seinem Herzen Freude machen muss, ist, dass man hie und da, ohne nähere persönliche Kenntnis von ihm haben, bloss auf Grund seiner moralischen Schriften ein Zutrauen zu seinem Rat und seinen Anweisungen bezeugt, welches beinahe beispiellos ist. So bekam er mehrere Mal schon Briefe, die zutrauensvollsten Briefe, worin man nicht etwa, wie das bei Gelehrten von einigem Ruf wohl vorkommt, von ihm einen guten Hauslehrer forderte oder um eine oder die andere Erläuterung seiner Schriften, sondern — um Auflösung der Zweifel gegen positive Religion, ja um Entscheidung verwickelter Gewissensskrupel bittet und dies von ihm zuversichtlich erwartet. So fest baut man auf unseren Sittenlehrer auch im Auslande. — Aber auf einem vertraulichen Briefwechsel liegt das Siegel der unverletzlichen Sicherheit und Kant ist viel zu streng in seinen

moralischen Grundsätzen, als dass er das, was ihm ins Ohr gesagt wird, von den Dächern predigen lassen würde.

Freilich hat grosse Berühmtheit, so wie Alles, auch das Beste in diesem Erdenleben, seine ihm anhangenden Beschwerden. Grosser Ruf in der Welt ist auch eine Rose in Dornen eingehüllt! Daher erfährt Kant auch oft genug Zudringlichkeiten, die man sich doch wohl nicht erlauben sollte. Da erhält er oft Briefe von Menschen, die ihm, wie es scheint, nur ihre Existenz verraten wollen oder, was noch lästiger ist, ihn mit ein paar Abhandlungen beschenken, die an sich oft ganz ungeniessbar sind und dies Geschenk ihm wohl noch dazu auf Kosten eines sehr beträchtlichen Postportos machen. O, das didicisse fideliter artes etc. wäre allen solchen wohl in Erinnerung zu bringen. Mehr als einmal ist Kant mit Aufträgen, Lotteriebillets zu verteilen, Pränumerantensammlungen anzustellen, grosse und weitläufige, bisweilen ganz unleserlich geschriebene und an sich unwichtige Abhandlungen durchzulesen und Anmerkungen zu machen, sowie mit hundert anderen Ungebührlichkeiten ähnlicher Art heimgesucht worden. Manchem jetzt berühmten und weniger berühmten Manne in Deutschland dürfte, wenn diese Blätter vor sein Auge kommen, sein Herz sagen oder es doch sagen müssen: Ich war auch deren Einer! Geldausgabe und Zeitaufwand sind doch

wirklich zu grosse Opfer, die der Gelehrte von Ruf solchen Zudringlichen darbringen muss.

Und — die Zeit; sie war unserem Kant bis zu diesem Augenblicke sehr kostbar; die bestmöglichste Anwendung derselben war ihm eine heilige und streng beobachtete Pflicht! Wie hätte er auch sonst frühe schon solche Werke schaffen können, mit denen er den Anfang auf seiner literarischen Laufbahn machte, mit denen aufzuhören andere sich zur Ehre rechnen würden? wie im Greisenalter noch vollendete Arbeiten von solchem Umfang und solcher Wichtigkeit liefern können?

Unter solcher weisen Zeitanwendung erreichte er, ehe er es selbst recht inne ward, das ehrenvolle Alter, in welchem wir ihn nun sehen und gebe Gott! noch lange sehen werden. Da wandelt er unter uns, durch alles, besonders durch die Unsträflichkeit seiner Sitten uns allen lieb und wert. Sein äusseres Leben ist so einfach, wie sein ganzes Tun und Wesen anspruchslos ist.

Kant steht täglich früh um 5 Uhr auf, — diese Ordnung ist seit einer Reihe von Jahren unablässig innegehalten — hält ein bis zwei Stunden, früher 4 bis 5, Vorlesungen des Tags (jetzt sind sie blos auf die frühen Vormittagsstunden gelegt), bearbeitet dann bis zum Mittag diejenigen Werke, von denen ich oben sagte, dass er sie der Welt noch geben will. — Seit

einigen Jahren Eigentümer eines Hauses in einer geräuschlosen Gegend, wie er sich eine solche immer wünschte, zieht er zu seinem einfachen Mittagstisch einen kleinen Kreis gewöhnlich von 3 oder 4 „guten Freunden“ (Kants eigenhändiger Zusatz) heran, deren Mahlzeit bei ihm er durch seine Unterhaltungen aus allen Fächern des Wissenswürdigen würzt. Der Sonntagsmittag ist lediglich seinem Freunde Motherby gewidmet. Gesucht an den Tafeln der Höheren und zu den frohen Mahlen seiner Freunde, versagt er sich des Mittags keinem, des Abends allen schon seit mehreren Jahren. Gegen Abend ein Spaziergang, ehedem nach der Veste Friedrichsburg zu dem Platze, der nie den Namen des Philosophenweges, wie er immer genannt ist, angemessener führte, als da Kant täglich darin wandelte; jetzt nach dem seiner Wohnung näher gelegenen Holstein'schen Damme, einem der angenehmsten aufheiterndsten Spazierwege, deren Königsberg mehrere hat. In früheren Jahren sah er die Begleitung eines Freundes oder eines Studierenden, den er dazu aufforderte, lieber als jetzt. — Zum Tagesschluss ist Kant mit Lektüre von allerhand Art und aus allen Fächern bis zum Glockenschlage 10 beschäftigt: dann überlässt er sich, ohne jetzt je eine Ausnahme zu machen, dem Schlafe, der gegen ihn nie ganz untreu war. Nie traf ihn eine schmerzhafte, nie eine anhaltende Krankheit, obwohl er von einem

Schmerz, den er unter der Brust empfindet, nie, solange er zurückdenken kann, ganz frei war.

Das ist die wahre, richtige Darstellung seines einfachen, häuslichen Wesens bei dem er sein Leben, dem er in der Jugend nicht eine so lange Dauer versprach, noch manche Jahre hindurch fortsetzen kann. Bei der nòch fortdauernden Schärfe seiner Augen, die ihm in der Nähe noch nie versagten; bei der Genauigkeit seines Gehörs, bei der seinen jetzigen Jahren angemessenen ganzen Körperkraft, bei der Gemütsruhe, die durch keinen häuslichen Verdruss, durch keine Nahrungssorgen, durch keine Anfeindungen anderer oder dergleichen je unterbrochen wird, ist er — ein froher heiterer Greis, wenn auch das Alter seinen Körper immer mehr krümmt. Er müsse — das wünschen gewiss hier alle seine Mitbürger und an entfernten Orten alle, die seine Schriften benutzen konnten — noch eine möglichst lange Reihe von Jahren unter uns wandeln, bis dann endlich der Termin kommt, der für uns alle unvermeidlich ist, der auch den Faden seiner treu verwalteten Geschäfte abschneiden und ihn wie uns, wenn wir jeder in seinem Masse im redlichen Forschen nach Wahrheit und im Rechthandeln fortschreiten, dahin bringen wird, wo wir gewiss von Erkenntnis zu Erkenntnis weiter hinaufsteigen, und auch dann, auch dann noch Kant unseren innigen Dank dafür sagen

werden, dass er unseren moralischen Glauben schon hier so fest an Gott knüpfte, den wir dann besser als hier erkennen — und an Unsterblichkeit, die wir dann erfahren werden.

Weitere Ausführung seines Lebensganges, häusliches Leben, Grundsätze, Wohnung.

So weit und in dieser Art schrieb ich vor 12 Jahren und, wie der Leser weiss, Kant billigte das Geschriebene. Aber nun noch einmal einen Blick auf ihn, wie er in seinen männlichen und kraftvollen Jahren war — dachte und handelte, worin er sich bis zuletzt gleich blieb oder etwa von der ehemaligen Weise abwich! Was er ward in der Epoche des gänzlichen Herabsinkens seiner Körper- und Geisteskräfte in den letzten Jahren, werden, wie ich höre, diejenigen, die mehr als ich da um ihn waren, dem Publikum erzählen.

Hier also noch einiges, das in dem Aufsatze, der seinem Auge vorgelegen hat, so detailliert zu sagen nicht möglich war (das ich auch oben in den Noten, die dem vor langer Zeit gefertigten Texte beigegeben wurden, nicht gehörig unterbringen konnte), das endlich erst jetzt nach seiner Vollendung ganz ausgesprochen werden kann, weil zu der vollständigen Charakteristik eines Menschen durchaus gehört, dass man

wisse, ob die Grundzüge in seinem Gemälde immer und auch da noch kenntlich und hervorstechend blieben, da die Zeit und das Alter von der Lebhaftigkeit der Farben vieles hinwegnahm. Ich hoffe durch die mir eben vorschwebende Äusserung Lessings, die ich irgendwo las: „Man muss von einem grossen Manne nicht alle Fetzen seines Schlafrocks und der Nachtmütze oder jeden Laut, der von ihm ausging ins Publikum bringen; — man bestreut alsdann das Denkmal nur mit des Verehrten eigenem Kote und beschmutzt sich selbst damit u. s. f.“, ich hoffe, sage ich, vor Kleinigkeitskrämerei ebenso bewahrt zu bleiben als vor aller Übertreibung. Mir scheint diese nirgendwo, aber am wenigsten hier recht angebracht zu sein. Man muss das Bewundern eines Mannes keinem aufdringen wollen dadurch, dass man laut ausschreit: „So gross, so edel, so übermenschlich war er!“ Kant selbst würde dies durchaus nicht billigen, er, der gewiss von den Schwächen und Fehlern des Menschen sich nicht frei erachtete. Wenn aus der einfachen Darstellung des Biographen so, wie aus dem blossen Anblick eines Gemäldes oder einer Statue die Empfindung des Behagens, der Zufriedenheit oder der hohen Achtung bei dem Leser oder Beschauer nicht von selbst hervorbricht, so hat meiner Einsicht nach der Referent oder Künstler seine Sache schlecht gemacht, und Mühe und Arbeit sind verloren.

Mit Recht fordert man von einem Biographen, dass er den Leser auf ein gewisses Herrschendes und Feststehendes bei dem Manne, den er darstellen will, auf ein Prinzip aufmerksam mache, auf welches dieser wenigstens in den meisten Fällen mit unverwandtem Blicke hinsah, und wonach er sein Handeln und Wirken möglichst lenkte. In den meisten Fällen, sage ich: denn sonste lebte auf Erden wohl nur Einer (gegen den Kant, wie wir oben von ihm selbst hörten, sich nur als einen Stümper ansah), der grosse Unübertreffliche und Unerreichbare, der seinem Prinzip, zu vollbringen sein Werk, ganz und immer bis ans Ende treu blieb. Das eigentlich Charakteristische bei Kant nach der Wahrnehmung aller, die ihn kannten, war ein stetes Bestreben, nach durchdachten und, wenigstens seiner Überzeugung nach, wohlbegründeten Grundsätzen in Allem zu verfahren; das Bestreben, bei allem — Grösserem und Kleinerem, Wichtigerem und Unwichtigerem — sich gewisse Maximen aufzustellen, von denen immer ausgegangen, und zu denen immer zurückgekehrt werden musste. Diese Maximen verflochten sich nach und nach so innig mit seinem Selbst, dass, ohne ihrer eben jetzt sich deutlich bewusst zu sein, doch darnach gehandelt wurde. Ihm war es auch um so leichter, seinem ganzen Lebensgange eine so geordnete Richtung zu geben, da er nicht wie andere, und zwar die meisten

durch häusliche Verhältnisse und Familienverbindungen je darin unterbrochen oder durch Verwickelungen in das, was man Gesellschaftsleben nennt, wobei der eine oft den anderen, selbst wider seinen Willen beengen muss und von anderen wieder beengt wird, im mindesten behindert war. — Wir wollen unseren Kant nun näher ins Auge fassen!

Verweichlichen müsse man seinen Körper freilich nicht, aber doch so mit ihm sich einrichten, dass man möglichst leidlos und lebenslänglich tätig bleiben könne, war ein Grundsatz bei Kant, der ihm immer gegenwärtig war, und auf den er vor beinahe 50 Jahren schon seine Zuhörer mit eben den Worten, die ich hier gebrauchte, bei jeder Gelegenheit hinwies. Sein eigener Körper war von mittlerer Grösse nur, war fein gebaut; im Ganzen unfehlerhaft, nur dass die rechte Schulter auch in jüngeren Jahren schon merklich höher war. Kant hatte nicht eben grosse, aber lebhafte und doch dabei sanfte Augen. Ihre Farbe war blau, worauf er, ich weiss nicht warum, etwas setzte. Das linke versagte ihm mehrere Jahre vor seinem Tode schon den Dienst, lange ihm selbst unbemerkt, auch nachher von ihm nur wenig beachtet. Es tat wirklich wohl, ihm ins Auge zu sehen. Auf der Stelle fand man beim Anblick der ausgezeichneten Stirn und im Auge, dort den tiefen Denker, hier einen sehr gutmütigen Mann. Er

war äusserst mager, solange ich ihn kenne; — zuletzt vertrocknet wie eine Scherbe. Einmal in meinem Beisein äusserte er zu einer Dame, die ihn nach seinem Befinden fragte, dass er eigentlich nie gesund und nie krank sei; jenes, weil er einen Schmerz, ein Drücken unter der Brust auf dem Magenmunde, wie er sagte, fühle, das ihn nie, nie verliess; dieses, weil er niemals auch nur einen Tag krank gelegen oder der ärztlichen Hülfe (ausser einem paar Pillen, die er sich gegen Hartleibigkeit von seinem Schulfreunde Dr. Trummer hatte verschreiben lassen) bedürftig gewesen wäre. — Häufigere Bewegung hielt er für notwendig. Er machte sie sich täglich, welche Witterung auch eintreten mochte. In früheren Jahren wandelte er nach entfernteren Orten und recht gern in Begleitung eines Freundes oder auch junger Studenten, deren einen oder zwei er in der letzten Vorlesungsstunde dazu aufforderte. Für diese waren es Stunden, wo gar nicht gelehrt zu werden schien und — doch vieles gelernt ward. In späteren Jahren ging er weit lieber ganz einsam, weil Gehen und zugleich Sprechen, obwohl er immer nur leise sprach, ihn, wie er sagte, zu sehr ermüdete. Auch wollte er dem Ausbruche des Schweisses, den er für sich nicht zuträglich hielt, vorbeugen. Zuletzt hielt er es für heilsam und zur Verhütung des Hustens und Schnupfens (und deswegen vermied er Begleitung anderer

auf Spazierwegen) — dass der Gehende den Mund verschlossen halte und nur durch die Nase atme. Jenen Schmerz unter der Brust konnte er, wie er oft äusserte, leicht vergessen, sobald er sich hinsetzte, um zu lehren oder die Feder zu führen.

Aber durchaus gab Kant dem physischen Leben keinen Wert — über die Gebühr. Freilich war er zufrieden, hielt es sogar für ein Werk der von ihm angewandten „Kunst“, wie er sich ausdrückte, zu einem hohen Alter, das zu erreichen er ehedem sich nicht vorgestellt hatte, gelangt zu sein. Er sah dem Eintritt in das 80. Jahr, da es sich ihm näherte, mit Erwartung entgegen; aber dies kam wohl nur daher, weil er nun einmal nach Goethe's Ausdruck in die süsse, freundliche Gewohnheit, zu leben und zu wirken gekommen war. Wer hat es nicht in seinen Schriften gelesen, und welcher seiner Freunde hätte es nicht überaus oft aus seinem Munde gehört, dass er um keinen Preis unter der Bedingung, ebenso noch einmal vom Anfange an zu leben, seine Existenz wiederholen möchte! „Leidenslos“ so viel als möglich wünschte er zu leben, auch das Leben leidlos, allenfalls durch einen Schlagfluss in der Nacht zu beendigen. Daher die stete Aufmerksamkeit, solange ich ihn kannte, auf seinen Körper und die Funktionen desselben, daher so gern seine Unterhaltung mit anderen über jedes Mittel,

sich gesund zu erhalten. Daher bei aller Vermeidung ärztlicher Hülfe für sich doch die Vorliebe für die Arzneikunde und warme Teilnahme an den Erweiterungen und neuen Bereicherungen derselben z. B. durch das Brown'sche System (nicht an den Schutzblattern, die er eine Zeit lang für Einimpfung der Bestialität erklärte). Daher die Freude über die Aussicht, was die Arzneikunde noch durch die Fortschritte in der Chemie gewinnen würde.

Sonst dünkten für seinen Körper 7 Stunden nächtlichen Schlafs ihm ganz ausreichend; den Mittagsschlaf erlaubte er sich nie. Dieser wollte ihn, solange er Nachmittags Vorlesungen hielt, bisweilen überraschen; aber augenblicklich stand er auf und lehrte stehend. Pünktlich um 5 Uhr morgens machte er sich aus dem Bette. Der Diener hatte angemessenen Befehl, bei dem Wecken seines Herrn unerbittlich zu sein, wenn dieser auch etwa Bedürfnis oder Notwendigkeit längeren Schlafs vorschützen sollte. Einst lenkte sich (ich habe dies sowie mehreres, das in der Folge vorkommt, von dem hiesigen, sehr würdigen Pfarrer Sommer, Kants vieljährigem Freunde und Tischgenossen) das Gespräch der Mittagsgesellschaft auf sein regelmässiges, frühes Aufstehen. Kant forderte den Diener auf zu sagen, ob er in den beinahe 30 Jahren seines Dienstes auch nur einmal sich etwa noch ein halbes Stündchen vorbehalten hätte. Der Diener antwortete: „Nein!"

Thee, etwa eine oder ein paar Tassen, und zwar äusserst schwach, war vor 50 Jahren sein Morgengenuss und eine Pfeife Tabak, schnell fortgeraucht, dazu. So blieb's bis in die spätesten Jahre. Für den guten und frohen Genuss am Mittagstische war Kant von jeher äusserst besorgt. In früheren Jahren ass er in einem öffentlichen Speisehause. Mit dem Wirte ward immer die Einrichtung getroffen, gute, anständige Gesellschaft da zu finden. Einst verliess er ein Haus dieser Art, weil ein Mann seit einiger Zeit da mitass, der sonst ganz vernünftig war, aber es sich zur Gewohnheit gemacht hatte, sehr langsam und auch das Unwichtigere mit einem gewissen Pathos zu sprechen. Kant hasste solches Gepränge, wollte bei seinen Tischgenossen bloss Konversationston ohne alle Künstelei und wich selbst gewöhnlichen, mit Provinzialismen vermischten Ausdrücken nie mit irgend einer Geflissenheit aus. — Ein anderes Speisehaus vermied er von Stund an, da mehrere sich eindrängen wollten, die ihm zu wünschen schienen, dass er auch hier dozieren, ihre Einwürfe lösen sollte. Er aber wollte, wie es auch recht ist, bei Tische sich von allem abspannen, was den Geist anstrengte und hier, wie er sich auszudrücken pflegte, „dem Körper seine Ehre geben". Sonst war ihm jedermann aus jedem Stande, wenn er diesen nur nicht merklich vor anderen Ständen emporheben, wenn er nur nicht etwas Besonderes

affektieren wollte, am Tische ganz willkommen. — Auf die Wahl der Speisen musste Aufmerksamkeit verwandt sein. Kant liebte nicht gerade sehr zusammengesetzte Schüsseln, aber er forderte, dass vor allen Dingen das Fleisch, welches es auch war, mürbe, und dass gutes Brot und guter Wein, in früheren Jahren roter, späterhin weisser, auf dem Tische sein musste. Das Eilen beim Essen, um nur bald aufzustehen, war ihm durchaus nicht lieb. Da erinnerte er gleich an das — coenam ducere der Alten. Gern, wenn das Gericht ihm schmeckte, liess er sich auch in männlicher Gesellschaft die Art der Zubereitung sagen und kritisierte, wenn sie ihm gesagt ward, dieses oder jenes, das andere als dazu notwendig ansahen, sehr scharf. Hippel sagte mehrmals scherzend zu ihm, er werde doch noch über kurz oder lang eine Kritik der Kochkunst schreiben. — In früheren Jahren ging er vor dem Mittagsessen nach Beendigung seiner Vorlesungen in ein Kaffeehaus, trank da eine Tasse Thee, unterhielt sich über Ereignisse des Tages oder spielte eine Partie Billard. Damals liebte er auch in Abendgesellschaften das L'hombre-Spiel, weil er glaubte, dass es den Geist in Tätigkeit setze. Er soll sehr fertig darin gewesen sein. — Späterhin hielt er seinen eigenen Tisch und seit 1798 ass er nie mehr an einer fremden Tafel. Zu Tisch lud er jedesmal (denn ungern hätte er einsam sein Mittagsbrot genossen) einige Freunde,

3 oder 5, nie über 9, und zwar, um sie von keiner anderen Gesellschaft abzuhalten, stets erst an dem betreffenden Tage des Morgens ein. Er sah es gern, wenn alles, was er gab, wenn besonders seine Lieblingsgerichte auch von anderen mit rechtem Behagen genossen wurden. Er dehnte die Tischfreuden von 1 Uhr bis um 4 oder 5 Nachmittags aus und legte dann das Silber, das bei Tische gebraucht worden war, mit eigener Hand, mit der er es auch dem Diener gegeben hatte, wieder in den Schrank. Nach Tische, ohne Thee oder Kaffee genossen zu haben, folgte der Spaziergang. Nach getaner Tagesarbeit, ohne sich in späteren Jahren das Mindeste zum Abendgenuss reichen zu lassen, ging er pünktlich um 10 Uhr zur Ruhe. Dies war bei Kant einen Tag wie den anderen und blieb bei ihm so bis auf die letzten Jahre, wo er auch schon um 9 Uhr oder früher seine Ruhe suchte.

Vor mehr als 40 Jahren schon hatte Kant es sich selbst und uns, seinen damaligen Zuhörern, eingeprägt, der Mensch müsse in der Kleidungsart nie ganz aus der Mode sein wollen. Es sei, setzte er hinzu, durchaus Pflicht, auf keinen in der Welt einen widerlichen oder auch nur auffallenden Eindruck zu machen. Er nannte das schon damals eine Maxime, die genau zu beobachten wäre, dass man unter anderem in der Wahl der Farben zu Kleid und Weste sich

genau nach den Blumen richten müsse. Die Natur, sagte er, bringt nichts hervor, das dem Auge nicht wohl tut; die Farben, die sie an einander reiht, passen auch immer zusammen. So gehöre z. B. zu einem braunen Oberkleide eine gelbe Weste; dieses wiesen uns die Aurikeln. Kant kleidete sich auch immer anständig und gewählt. Späterhin liebte er besonders melierte Farben. Eine Zeit lang sah man ihn in Kleidern, deren Saum mit einem goldenen Schnürchen eingefasst war. Den Degen hielt er sich beständig, so lange ihn Geschäftsmänner trugen; legte ihn aber, sobald diese Sitte aufhörte, sehr gern als ein ihm lästiges und sehr entbehrliches Anhängsel ab. Seinen Hut allein, soweit ich bemerkt habe, unterwarf er nie dem Gesetze der Mode. Dieser blieb bei allen Wandlungen gleich. Einer von diesen war seit länger als 20 Jahren von ihm gebraucht. Die eine Krempe desselben diente ihm zugleich beim Lesen und Schreiben statt eines Augenschirms. Gerade dieser ward bei der Versteigerung des Nachlasses mit einer sehr beträchtlichen Summe Geldes bezahlt, freilich — nicht wegen der Form oder des inneren Wertes, sondern weil es eine Reliquie von Kant war.

Ich habe ihn in 6 Wohnungen gekannt und gesprochen. Hier war — Ruhe im Hause und rings umher — der Grundsatz, von dem er bei der Wahl ausging. Als er Magister ward, hatte

er auf der sogenannten Neustadt einige Zimmer inne; einige Zeit nachher wohnte er in der Magistergasse nach dem Pregel hin, wo freilich das Geräusch, das von den Schiffen und den polnischen Fahrzeugen herkam, ihm gar nicht recht war; er konnte es indessen damals nicht abändern. Eine Zeit lang wohnte er bei dem Direktor Kanter, aus dessen Hause ihn aber ein Nachbar vertrieb, der auf dem Hofe einen Hahn hielt, dessen Krähen unseren Kant im Gange seiner Meditationen zu oft unterbrach. Für jeden Preis wollte er dieses laute Tier ihm abkaufen und sich dadurch Ruhe verschaffen, aber es gelang ihm bei dem Eigensinn des Nachbars nicht, dem es gar nicht begreiflich war, wie ein Hahn einen Weisen stören könnte. Kant wich also aus. Er bezog dann eine Wohnung auf dem Ochsenmarkte, später eine andere nahe dem Holztore. Zuletzt kaufte er sich in einer ziemlich geräuschlosen Gegend der Stadt nahe dem Schlosse ein Haus, wobei ein kleiner Garten war, und welches ihm bei seinen hierin sehr mässigen Wünschen genügte. Bloss das Singen in einem unweit davon liegenden Gefängnisse verleidete ihm auch hier manche Augenblicke. Er wollte durch Hippel und die Polizei auf Abstellung des Unfugs, wie er dieses Singen nannte, wirken. Es ging nicht ganz, wie er es wünschte; doch richtete er so viel aus, dass die Gefangenen angehalten wurden, bei ver-

schlossenen Fenstern ihre Singelust zu treiben. Noch eifriger beinahe schüttete er seine Galle im Gespräch mit seinen Freunden darüber aus, dass von den Strassenjungen häufig Steine über den Zaun seines Gartens geworfen wurden. Er fand es possierlich und sehr verdriesslich, als einige der Polizeiunterbedienten ihm versicherten, dass diesem Übel nicht füglich abgeholfen werden könnte, da doch weder er noch jemand seiner Leute dadurch verwundet oder beschädigt worden sei. Also, sagte er einmal im Unwillen, dann ist erst Recht zu strafen da, wenn ich krank oder tod bin! — In allen diesen Wohnungen hatte er keine Möbel von einiger, auch nur der mindesten Erheblichkeit; alles erträglich rein, aber schmucklos! Nur ein paar Tische und einige Stühle ohne Wert in jedem Zimmer. Er bedurfte nichts mehr. — Auch war es Kant kein Bedürfnis wie anderen Gelehrten und Geschäftsmännern, zur Erholung und Zerstreuung seine Wohnung auf mehrere Tage zu verlassen, sich einen ländlichen Aufenthalt zu suchen, überhaupt dann und wann Reisen zu machen. Er mochte nicht gern seiner häuslichen Lebensweise untreu werden. Kant ist nie aus der Provinz, nicht einmal bis nach dem nahe gelegenen Danzig gekommen. Die weiteste seiner Reisen war zum General von Lossow, der ihn auf sein Gut eingeladen hatte; er sehnte sich aber bald wieder zurück. Auf einem adeligen

Gute, Wohnsdorf, verlebte er einige ihm angenehme Tage. Mit seinem Freunde Green besuchte er einige Male die sogenannte Störbude und die angenehmen Gegenden um Pillau. Am öftesten und längsten hielt er sich in dem Forsthause Moditten, etwa eine Meile von Königsberg auf. Der Oberförster Wobser, der da wohnte, war ein Wirt, wie er ihn sich beim ländlichen Aufenthalt wünschte, ohne die mindeste Künstelei im Ausdruck und in Manieren, von sehr gutem natürlichen Verstande und edlem, gutem Herzen. Bei ihm hielt er sich während der akademischen Ferien gern und auch wohl über eine Woche auf. Hier in diesem Moditten ward das Werk über das Schöne und Erhabene (vielleicht die gelesenste von allen Kant'schen Schriften) ausgearbeitet; hier musste ihm der Oberförster Wobser zu dem Bilde sitzen, das Kant in dieser Schrift vom Charakter des deutschen Mannes entwarf. Nie vergass er seinen Wobser und das Gespräch ward dann sehr lebhaft, wenn er auf diesen Mann auch lange nach seinem Tode zurückkam.

Was befolgte nun unser Kant für eine Maxime in Ansehung derer, die sich seine Achtung, sein Zutrauen und seine Freundschaft wünschten? Beinahe gar zu oft äusserte ers in seinen früheren Jahren und immerfort, dass er hier strenge Zuverlässigkeit und festes Hangen an Wahrheit ganz unerlässlich fordere. Kant ver-

langte gerade nicht Übereinstimmung mit seiner ihm eigenen Denk- und Handlungsweise. Er sah wenig oder gar nicht auf die von den seinigen etwa verschiedenen Ansichten in der Philosophie. Er achtete nicht auf den Unterschied des Standes, der Jahre und am wenigsten der Konfession, nicht auf die Verschiedenheit der Meinungen über die politischen Ereignisse (nur in Ansehung der französischen Revolution sah er völlige Abweichung von seiner Ansicht ungern). Aber dafür galt ihm Zuverlässigkeit auch in unwichtig scheinenden Dingen bei jedem Menschen über alles! Sich selbst hielt er nie eine Abweichung von der Wahrheit zu gut; — war er selbst über eine Kleinigkeit irgend einmal falsch berichtet und hatte es dann wieder erzählt, so ergriff er die nächste Zusammenkunft, um sagen zu können: „So und so hatte ichs gehört — aber es ist anders!" Sogar jede Zweideutigkeit, jede Versteckung des wahren Sinnes unter Ausdrücke, die so oder anders genommen werden konnten, war ihm unerträglich. Eben deswegen fiel es manchem seiner Leser doch sehr auf, dass, da er dem König Friedrich Wilhelm II., ohne dass dieser ihn einmal dazu aufgefordert hätte, die Zusage getan „sich aller öffentlichen Vorträge, die christliche Religion betreffend, in Vorlesungen und Schriften, als Sr. Majestät getreuester Untertan zu enthalten" er doch nachher in dem „Streit der Fakultäten" mit einer Art von

Wohlbehagen es selbst erzählte, dass er bei dem Hinschreiben jener Worte, die gesperrt gedruckt sind, bei sich gedacht habe: „So lange ich nämlich Sr. Majestät getreuester Untertan sein kann und muss, das ist, solange dieser König lebt“ und nach dessen Tode auch wirklich seines Versprechens ganz entbunden zu sein glaubte. War dieses wirklich eine einmalige Abweichung von seiner Maxime? war's Selbsttäuschung? Beurteile jeder es, wie er will; ich möchte mich dafür verbürgen, dass vielleicht dieses eine Mal nur in seinem langen Leben seine Maxime ihm nicht ganz deutlich vorschwebte. Wer reiner zu sein glaubt, werfe den ersten Stein auf ihn! — Von denen, die Kant achten sollte, forderte er Pünktlichkeit, genaues Worthalten, auf die Stunde und den Augenblick, für welche man sein Wort gegeben hatte. Einst in seinen ersten Lehrerjahren war ich mit D. Funck während der Ferien in den Morgenstunden bei ihm. Ein Studierender hatte ihm auf diesen Vormittag die Abtragung des Honorars für gehörte Vorlesungen zugesagt. Wie oft und wie gern er dieses vielen ganz oder teilweise erliess, wissen alle. Kant äusserte, dass er des Geldes gar nicht so sehr bedürfe. Allein nach jeder Viertelstunde kam er darauf zurück, dass der junge Mann sich doch nicht einfinde! Nach ein paar Tagen erschien er. Kant hielts ihm so ernstlich vor und nahm ihn, als er sich zu einer Oppenentenstelle bei einer

nächstens zu haltenden Disputation erbot, nicht dazu an, mit der bitteren Bemerkung: „Sie möchten doch nicht Wort halten, sich nicht zum Disputationsakt einfinden und dann alles verderben!“ Dieses ernste, obwohl sonst sanft ausgesprochene Wort schützte nachher diesen jungen Mann, ich kannte ihn noch viele Jahre hindurch, vor jedem Fehler dieser Art.

Schenkte er jemandem seine Zuneigung und Freundschaft, so blieb er auch fest und unbeweglich. Der herzliche Umgang mit Green, Wobser, Motherby, Ruffmann u. a. bis zum Tode dieser Männer spricht entscheidend dafür. Nie war Kant weitläufig in Komplimenten, in leerem Wortgepränge, am wenigsten verschwenderisch in vertraulichen Herzensergiessungen. Immer war und blieb seine Freundschaft gute, gehaltreiche Prosa; nie lag etwas Poetisches darin. In seinem Disputatorio hatte jemand 1758 die These zum Ventilieren gegeben: „dass der Umgang überhaupt, auch unter Studierenden besonders mit Grazie verknüpft sein müsse.“ Er strich dieses nicht weg, setzte uns aber beim Disputieren mit einer Deutlichkeit und Feinheit, die mir diese Stunde bis jetzt unvergesslich macht, auseinander, was zu einem Umgang mit Grazie eigentlich gehören könnte, zeigte uns, dass das Wort Höflichkeit eigentlich nur Hofmanieren in Worten und Gebärden bedeute, ermunterte uns zu dem, was man Urbanität nennt,

die er der Höflichkeit vorzog u. s. f. Diese Stunde war sehr lehrreich für uns alle und man sah es ihm an, er gefiel sich selbst in jenen Auseinandersetzungen. In Ansehung der Korrespondenz mit entfernten Freunden hielt er sich Aufschub, auch wohl gänzliches Nachlassen zu gute, ausgenommen, wenn die Briefe nicht blos Freundschaft und Erweis des Andenkens, sondern wirkliche, tätige Förderung des Wohles und Glückes des anderen betrafen! Sein Schulfreund Rhunken klagt in dem Briefe, den D. Rink drucken liess, über gänzliche Versäumnis des Briefschreibens seit 80 Jahren. — Er sah sehr ungern seine Freunde durch den Tod aus seiner Nähe gerissen, erkundigte sich sehr sorgfältig, so lange sie krank lagen, nach dem Befinden; aber er besuchte nicht leicht einen Kranken. Bei Dr. Trummer machte er eine Ausnahme; er ging zweimal zu ihm. Es schien, als ob er vermeiden wollte, durch seinen Besuch zu rühren oder gerührt zu werden. Wenn aber die ihn vorzüglich interessierenden Freunde dann doch der Krankheit unterliegen mussten, so mochte er nicht weiter die Erinnerung an sie bei anderen wecken oder durch andere bei sich erregen lassen. „Es ist vorbei,“ sagte er dann. Nach Hippels Befinden liess er sich während dessen letzter Krankheit auf's sorgfältigste erkundigen, fragte einen jeden, der zu ihm kam, darum; sagte aber doch den Tag

nach seinem Tode in einer grossen Mittagsgesellschaft, wo man über den Heimgang Hippels ein Gespräch anknüpfen wollte: „Es wäre freilich Schade für den Wirkungskreis des Verstorbenen, aber man müsste den Toten bei den Toten ruhen lassen.“

Äusserst tätig war er für lebende Freunde, wo er nur irgend etwas für sie wirken konnte. Vor allem aber nahm er sich junger Männer an, denen er geneigt zu sein einmal Ursache gefunden hatte oder gefunden zu haben glaubte. Ich selbst verdanke ihm allein die gute Richtung, die er meiner irdischen Laufbahn gab; mehrere andere von meinen früheren Bekannten gleichfalls. — Auch im hohen Alter, wie tätig war er, um nur einige zu nennen, für den viel zu früh verstorbenen Ehrenboth, der als Inspektor der hiesigen Armenschulen hinwelkte, und den Kant so gern in einer seinen Kenntnissen angemessenen Stellung gesehen hätte. Der Tod zerriss seines Gönners Pläne für ihn. Beider Jachmanns, seiner sehr würdigen jungen Freunde, nahm er sich aufs tätigste an. Der ältere, Dr. med., lag eben sehr gefährlich krank, als ich Kant zufällig besuchte. Mit welcher Wärme sprach er seine Wünsche für dessen Genesung aus und sagte zu mir: „Dreimal des Tages muss mir genaue Nachricht vom Gange der Krankheit gegeben werden.“ Zur Förderung einer zufriedenen Laufbahn des jüngeren (jetzt

Direktor des Jenkauschen Erziehungsinstituts) wirkte er, seitdem er seine Anlagen und seinen Fleiss kannte, unablässig, wie dieser es dem Publikum in seiner Denkschrift auf Kant gewiss selbst sagen wird. — Im Jahre 1791 kam Fichte hierher. Er hatte eine Hauslehrerstelle in Pommern verlassen und bei seinem Aufenthalt in Danzig die bekannte Schrift „Versuch einer Kritik aller Offenbarung“ ausgearbeitet, die ihm in der gelehrten Welt zuerst Namen und Ruf erwarb. Er bringt eines Morgens jene Handschrift zu Kant, empfiehlt sich ihm durch Bescheidenheit, erbittet sich seine Zensur und, wenn er das Geschriebene des Druckes würdig hielte, seine Mitwirkung, um hier, wo er unbekannt sei, einen Verleger zu erhalten. Kant versprach ihm, gern zu tun, was möglich wäre. In der Abendstunde desselben Tages begegnete mir Kant auf einem Spaziergange. Das erste Wort an mich war: „Sie müssen mir helfen, recht geschwind helfen, um einem jungen, brodlosen Manne — Namen und auch Geld zu schaffen. Ihr Schwager (Hartung, der Buchhändler) muss gewonnen werden; wirken Sie auf ihn, wenn Sie die Handschrift, die ich noch heute zuschicke, durchgelesen, dass er sie verlege u. s. f.“ — Ich nahm das alles gern auf mich und ganz ungewöhnlich erfreut sah ich ihn, als alle seine und Fichtes Wünsche — und noch dazu weit über beider Erwartung erfüllt

wurden. Da liegt eben das Billet mir zur Seite, das Kant mir gleich darauf zuschickte und das, wenn ich es hier abdrucken liess, einem jeden das warmtätige Herz unseres Kant für das Wohl junger Leute, die irgend etwas von sich hoffen liessen, zeigen würde. Fichte wird sich all dieses gewiss noch dankbar erinnern.

Kant erwartete und forderte, wie es auch recht ist, in freundschaftlichen Verhältnissen und überhaupt im Umgange mit Männern eine gewisse Delikatesse. Er bewies sie selbst in einem hohen Grade. — Gerader Widerspruch beleidigte und — wenn dieser anhaltend war, erbitterte ihn. Gewiss drang er seine Meinung niemandem auf; aber der gegenseitigen Rechthaberei war er auch herzlich gram. Da wich er denn gern aus, wo er sie mehrere Mal schon bemerkt hatte. Einem Manne von Bedeutung, der über die französiche Revolution wie bekannt ganz anders als er dachte, sagte er gleich, als das Gespräch in einer Mittagsgesellschaft darauf gerichtet ward: „Wir sprechen, dächte ich, gar nicht davon“ und lenkte die Unterhaltung ganz davon ab. — Auch gegen jede Vernachlässigung oder den Schein derselben war Kant selbst in jüngeren Jahren schon empfindlich. Er hielt gewiss, das wissen wir alle, nicht mehr; aber er hielt das auf sich, was ihm gebührte, von sich zu halten. Einladungen, auch seiner vertrauteren Freunde, wenn sie an ihn ergingen, um ihn mit Reisen-

den, Vornehmen oder Gelehrten zusammenzubringen, nahm er nicht leicht an, wenn diese ihn nicht besucht hatten. „Ich glaube, sagte er dann, diesen eben nicht willkommen oder auch nur etwas interessant zu sein.“ Dachte er wohl unrecht hierin?

Mit seinen Blutsverwandten, den einzigen Bruder ausgenommen, sah ich ihn nie zusammen. Dieser, der oben schon erwähnt ist, ging nach Beendigung seiner akademischen Studien nach Kurland und kam meines Wissens nie, auch nicht einmal zu einem kurzen Besuche, wieder nach Königsberg. Wäre dieser gewiss auch originelle Kopf hier in seinem Vaterlande geblieben, er hätte Amt und Brot sicher gefunden und in späteren Jahren würden beide Brüder gewiss sich mehr und näher an einander angeschlossen haben. Ich erinnere mich jetzt noch, wo ich dies schreibe, gern der Stunden, die ich mit dem jüngeren Kant zusammen verlebt habe. Wir kamen oft, aber besonders jede Woche zweimal in der bestimmten Absicht zusammen, um das eine Mal einen klassischen Autor, das andere Mal ein theologisches Werk zu lesen. Damals erschien eben Sacks verteidigter Glaube der Christen (freilich jetzt auch beinahe schon vergessen, aber doch immer voll bleibenden Wertes) und dieses Werk belebte bei uns den Hang zum theologischen Studium. Gäbe doch irgend jemand von denen, die ihn in Kurland

als Nachbar oder Freund näher kannten, etwa in einer Zeitschrift einige Nachrichten von ihm, von seinem Charakter und Lieblingsstudium, von seiner Weise, seine Ämter zu verwalten u. dergl. Es müsste, denke ich, sehr interessant sein, das Gemälde von beiden Brüdern zusammengestellt zu sehen. Hier in Königsberg erstreckte sich ihr Verhältnis und ihr Umgang auf weiter nichts, als dass der jüngere den Vorlesungen seines Bruders Immanuel beiwohnte, und dass sie, nach Schluss derselben, ein paar Worte mit einander wechselten. — Standen Kants Schwestern auch gerade nicht in näherem Umgange mit ihm, waren sie auch nicht seine Hausgenossen, so waren sie doch, sobald seine Lage es ermöglichte, Gegenstand seiner stillen, ganz geräuschlosen Wohltätigkeit. Der einen von ihnen erkaufte er eine lebenslängliche Stelle in einer hiesigen milden Stiftung und unterstützte sie sowie die Kinder einer anderen, früher verstorbenen Schwester, hinlänglich, auch wohl reichlich. Seiner verwittweten Schwägerin und ihren Kindern liess er jährlich 200 Taler durch seinen hiesigen Freund, Kaufmann Konrad Jacobi, auszahlen. Diese seine Blutsverwandten sind — einige Legate ausgenommen — auch die Erben seines ganzen Nachlasses. Es sind gerade 14 Jahre, als ich bei einem Besuche seine mir schon damals merkwürdigen Äusserungen über letzte Willensmeinungen, Vermächtnisse u. dergl. aus seinem

Munde hörte. „Das Unsrige, sagte der edle Mann, gehört durchaus unseren Verwandten; ich werde keine anderen als die ganz gewöhnlichen Einrichtungen mit meinem Vermögen treffen.“ Er setzte noch Mehreres (es war an eben dem Tage an unserer Universität ein Gedächtnisakt) über Stipendien für Studierende, deren Verwendung, über Reden oder Disputieren der Stipendierten u. s. w. hinzu, das alles deutlich bekundete, wie wenig Wert er auf Wohltätigkeit setzte, die (so waren seine Ausdrücke) sehr laut gemacht wird und nach mehreren Jahren noch von sich sprechen lässt.

Aber Kants Grundsätze in Ansehung der Glücksgüter? — Nie, weder in seinen früheren noch in seinen späteren Jahren, haben ich oder andere bemerkt, dass er dem Reichtum nachjage. Schuldenfrei seinen Gang durchs Leben gehen, und zwar deshalb, um von anderen Menschen, nicht nur in Hinsicht auf das Geld sondern überhaupt in jeder Beziehung — unabhängig sein und bleiben zu können, das war die Maxime, die er für jeden Edeldenkenden ganz unentbehrlich hielt, und die er uns in seinen Vorlesungen und sonst bei jeder Gelegenheit dringend empfahl. Haushälterisch sollten wir alle sein — dies prägte er uns ein, denn er selbst war es in dem edelsten Sinne des Wortes. In der bekannten Wöllner'schen Epoche war er nach dem Erscheinen seiner „Religion

innerhalb der Grenzen der blossen Vernunft" in Gefahr, nicht allein die ihm von Friedrich Wilhelm II bewilligte Zulage, sondern auch sein ganzes Gehalt zu verlieren. Er sprach darüber zu mir mit grosser Ruhe und breitete sich bei dieser Gelegenheit zugleich darüber aus, welche Vorteile es bringe, guter Ökonom zu sein und auch in solchen Situationen, wie jetzt die seinige war, der Kriecherei nicht zu bedürfen. — Reich zu sein oder zu werden, hielt er bloss für günstigen Zufall, mit dem, wenn er ungesucht einträte, man wohl ganz zufrieden sein könnte; aber für glückselig müsste man sich darum doch nicht halten. — Und dennoch war sein Vermögen — ohne alle Kargheit, deren er von keinem beschuldigt werden kann; ohne je, so viel ich weiss, irgend eine Erbschaft gemacht oder irgendwo ein beträchtliches, fürstliches Geschenk, um welches er auch nicht wie so manche Autoren unserer Tage, buhlte, erhalten zu haben, ja sogar ohne die mindeste Verleugnung dessen, was er für sich bequem und behaglich hielt — zuletzt beträchtlich genug und über aller Erwartung angewachsen. Freilich aber rechnete er auch zu dem, was ihm behaglich war, bei weitem das Alles nicht, dessen Entbehrung viele in unseren Tagen als wirkliches Unglück ansehen. Unter seinen Ausgabe-Rubriken findet niemand tapezierte oder herrlich gemalte Zimmer, Gemälde, Kupferstiche, reich-

liches Hausgerät, prachtvolle oder einigen Wert nur habende Möbel — ja nicht einmal eine Bibliothek, die doch bei Vielen auch weiter nichts als Zimmerausstattung ist. Ferner wird darin nicht an geldsplitternde Lustreisen, Spazierfahrten, auch in späteren Jahren an keine Art von Spielen u. s. f. gedacht. So konnte denn, auch früh schon durch wirklich reichliche Bezahlung seiner Privatvorlesungen (diese ward, wie ich sicher weiss, ihm schon in den Jahren 1757 und 1758 zu teil), — durch die möglichst vorteilhafteste Unterbringung des Gesammelten, worauf aber sein Freund Green hundertmal mehr als er selbst bedacht war, — dann später durch seine Schriftstellerei, obgleich er sicher anfänglich gar kein, in der Folge immer nur im Vergleich mit vielen anderen Autoren ein sehr mässiges Honorar von den Verlegern erhielt und annahm, ein Vermögen zusammen kommen, das nach seiner Lage beträchtlich genannt zu werden verdient. Sicher könnte selbst der Ängstlichste in Bürgschaften sich hier doch dafür verbürgen, dass kein ungerechter Pfennig darunter ist. — Seine Asche segnen noch viele der Armen, die er erquickte. Bettlern gab er, wenn sie ihm in den Weg kamen, durchaus nichts. Einst riss er mir auf einem Spaziergange, wo wir, von einem losen Betteljungen verfolgt, durchaus nicht mit einander sprechen konnten, ein paar Pfennige aus der Hand, durch die ich mich und ihn von

dem Jungen loskaufen wollte. Er, unser Kant, gab ihm dafür mit seinem Stock einen Schlag, den er — nicht fühlte; denn nun lief er lachend davon. An wahre Arme spendete er gern. Zu den jährlichen, freiwilligen Beiträgen für die Haupt-Armen-Kasse unseres Ortes zahlte er verhältnismässig eine beträchtliche Summe. Sonst hatte er den Grundsatz (und mit ganzer Seele stimme ich ihm bei), dass jede Generation ihre Armen versorgen müsse; dass nicht für die Zukunft Kapitalien gesammelt und Armenfonds, während die gegenwärtigen leiden, für die Nachkommen angesammelt werden sollten; dass wir unseren Kindern und Kindeskindern wohl zutrauen sollten, dass auch sie sich der Armen ihrer Zeit schon annehmen werden u. s. f.

Um Titel und äusserliche Ehrenzeichen bekümmerte sich Kant ganz und gar nicht; er ehrte aber die Professorenwürde an seinen Kollegen und an sich selbst sehr. Zu seinem einfachen „Immanuel Kant“ setzte er in späteren Jahren nichts weiter auf den Titeln seiner Werke hinzu. Er bedurfte es auch nicht. An die Akademie der Wissenschaften in Berlin, in die er aufgenommen war, und an die zu Siena, die ihn als auswärtiges Mitglied zum Mitarbeiten einlud, hat er, soviel ich weiss, nichts Handschriftliches je eingeschickt. Er gab, was er schrieb, der Welt hin, ohne sich in die engen Schranken irgend einer gelehrten Gesellschaft

je einzwängen zu lassen. Auch zu keiner Ordensverbindung, welchen Namen diese auch haben mochte, gehörte unser Kant. Oft, wie schon oben in der Skizze gesagt ist, klagte er über die Leiden, die der Berühmtheit des Namens auf dem Fusse zu folgen pflegten. Wenn er hierüber sprach (und die zeittötenden Besuche auch von unbedeutenden Reisenden, die Briefe, die bei ihm einliefen, hier, um einen Einwurf gegen seine Philosophie aufzulösen, dort, um ein mitkommendes, bogenreiches Manuskript zu zensieren, da, um über Gewissensfragen zu entscheiden und dergl. gaben nur zu häufig Anlass dazu) dann bedauerte ich den hochberühmten und dabei sattgeplagten Kant jedesmal aufs innigste. Die Äusserungen darüber strömten ihm ganz unmittelbar aus dem Herzen. Hier war gewiss keine erkünstelte Bescheidenheit! kein Stolz der Demut bloss — vorgespiegelt!

Bei Kant war es festehender Grundsatz, den Stand der Obrigkeiten und Vorgesetzten zu ehren. Ihr Amt war ihm höchst schätzenswert, wenn es ihm die Personen auch nicht waren. Gegen das höhere Personal sah man bei ihm nie, auch nicht ein einziges Mal, Kriecherei. — Den Gesetzen des Landes, auch den Statuten, Polizeiverordnungen — sagte er oft — muss man im strengsten Verstande gehorsam sein und selbst dann, wenn man auch hie und da mit ihnen nicht zufrieden wäre, oder nach seiner indivi-

duellen Überzeugung nicht ganz zufrieden sein könnte. Auch schon hergebrachten Formen gab er einen Wert und wünschte, dass ein jeder um des Ganzen willen auf sie achtete. Hieraus lassen sich viele Stellen seiner Schriften, besonders im „Streit der Fakultäten“, wo er von den, dem geistlichen Stande durch die Regierung zum Vortrage anvertrauten Lehren (freilich hie und da sehr schief) spricht, ganz leicht erklären. Einmal ermahnte er den Schreiber dieser Zeilen sehr herzlich, vor einer Assessur bei der in der Wöllnerschen Epoche angeordneten geistlichen Examinations-Kommission sich zu hüten; wenn aber doch ein nicht zu umgehender Auftrag dazu erfolgte, ja an dem Buchstaben des Religionsedikts, das vom Könige sanktioniert wäre, aufs genaueste festzuhalten u. s. f. Dass er selbst in eben dieser Epoche der Berliner Zensur seiner Schriften, so sehr ihm sein Freund Biester dazu anriet, durchaus nicht ausweichen wollte, werden wir weiter unten von ihm selbst hören.

Warum aber sahen wir Kant nie in ehelicher Verbindung? Eine Frage, die oft genug bei seinen Lebzeiten von Höheren und Niedrigen, von Freunden, und auch solchen, die sonst gegen ihn gleichgültig waren, aufgeworfen ward. Wenn diese Frage an ihn selbst, besonders in seinen späteren Jahren, gerichtet ward, empfand er es nicht gut; — wich dem Gespräch darüber, das er mit Fug und Recht als Zudringlichkeit

ansah, aus; — äusserte auch wohl nachdrucksvoll, ihn mit Heiratsanträgen zu verschonen. Sollte aber Kant, der doch selbst bisweilen für seine Freunde Heiratspläne (aber freilich fast immer nur, um ihre ökonomische Lage zu bessern oder zu sichern) entwarf, sollte er selbst denn nie geliebt haben? Stand ihm vielleicht hier auch etwa eine Maxime im Wege? — — Nein, nein, denn Kant — hat geliebt. Mir sind zwei, seiner ganz würdige Frauenzimmer (wem kann an den Namen etwas gelegen sein!) bekannt, die nacheinander sein Herz und seine Neigung an sich zogen. Aber freilich war er da nicht mehr im Jünglingsalter, wo man sich schnell bestimmt und rasch wählt. Er verfuhr zu überlegt, zögerte mit dem Antrage, der wohl nicht abgewiesen worden wäre und — darüber zog eine von diesen in eine andere Gegend und die andere gab einem rechtschaffenen Manne sich hin, der schneller als Kant im Entschliessen und Zusagefordern war. Sein Leben war (keiner seiner Vertrautesten von Jugend auf wird mir hier widersprechen) im strengsten Verstande züchtig, aber deswegen war er nicht etwa ein Feind des anderen Geschlechts. Er befand sich im Umgange mit den Gebildeteren darunter sehr wohl; verlangte auch von denen, die bei ihm für Gebildete gelten wollten, durchaus nicht Gelehrsamkeit, aber was man gute, gesunde Vernunft nennt, dann Natürlichkeit, Heiterkeit, Häuslichkeit und

die mit der Häuslichkeit gewöhnlich verknüpfte tätige Aufsicht über das Haus- und Küchenwesen. Gern kam er in der Unterhaltung mit solchen auf Angelegenheiten, die zu dem letzteren gehören, zu sprechen. Von einem weiblichen Wesen, das ihn an seine Kritik der reinen Vernunft erinnern oder über die französische Revolution, über die er sonst in männlicher Gesellschaft sich leidenschaftlich unterhielt, mit ihm ein Gespräch hätte anknüpfen wollen, würde er sicher augenblicklich sich weggewendet haben. Einmal liess er gegen eine vornehme Dame, die durchaus mit ihm ganz gelehrt sprechen wollte und, da sie bemerkte, dass er immer auswich, fortwährend behauptete, dass Damen doch auch wohl ebenso gut gelehrt sein könnten als Männer, und dass es wirklich gelehrte Frauen gegeben hätte, sich den freilich etwas derben Ausdruck entfallen: „Nun ja, es ist auch darnach.“ Ein andermal in meinem Beisein, da eben sein Gespräch über Zubereitung der Speisen etwas ausführlich wurde, sagte ihm eine würdige, sonst von ihm sehr geschätzte Dame: „Es ist doch, lieber Herr Professor, wirklich, als ob sie uns alle bloss für Köchinnen ansehen.“ Und da war es nun eine Freude zu hören, mit welcher Gewandtheit und Feinheit Kant auseinandersetzte, dass Kenntnis des Küchenwesens und die Leitung desselben aller Frauen wahre Ehre sei; — dass durch Erfreuungen und Erquickungen des

Mannes, der von seinem geschäftsvollen Vormittage nun müde und matt an den Tisch käme, sie auf diese Weise sich selbst Freude für ihr Herz, erheiternde Tischgespräche u. s. f. verschaffen könnten. Wirklich, er zog die Herzen aller Damen durch solche Auseinandersetzungen, die er lebhaft und launig vortrug, ganz an sich. Jede wollte nun von ihrem Manne das Zeugnis an den Professor haben, dass sie eine solche Frau sei; jede in der Gesellschaft bot sich dazu an, ihm, wenn er Fragen, die zum Haus- und Küchenwesen gehörten, ihnen vorlegen wollte, diese willig und prompt zu beantworten. — Die Frau von der Recke hat ganz recht, wenn sie von Kants Konversation in weiblicher Gesellschaft (in ihrer neuesten Schrift: Über C. F. Neanders Leben und Schriften, Berlin 1804, S. 109 u. f.) bei Gelegenheit der ihr eben zugekommenen Nachricht von Kants Tode sagt: „Er, den Mendelssohn den alles Zermalmenden nannte, er, der unserer Denkungsart einen erschütternden Schwung gab, ist nicht mehr. Ich kenne ihn durch seine Schriften nicht, weil seine metaphysische Spekulation über den Horizont meines Fassungsvermögens ging. — Aber schöne, geistvolle Unterhaltungen dank ich dem interessanten, persönlichen Umgange dieses berühmten Mannes; täglich sprach ich diesen liebenswürdigen Gesellschafter in dem Hause meines Vaters, des Reichsgrafen von Kaiserlingk zu Königsberg.

Kant war der dreissigjährige Freund dieses Hauses und liebte den Umgang der verstorbenen Reichsgräfin, die eine sehr geistreiche Frau war. Oft sah ich ihn da so liebenswürdig unterhaltend, dass man niemals den tiefen, abstrakten Denker in ihm geahnt hätte, der eine solche Revolution in der Philosophie hervorbrachte. Im gesellschaftlichen Gespräch wusste er bisweilen sogar abstrakte Ideen in ein liebliches Gewand zu kleiden, und klar setzte er jede Meinung auseinander, die er behauptete. Anmutsvoller Witz stand ihm zu Gebote und bisweilen war sein Gespräch mit leichter Satyre gewürzt, die er immer mit der trockensten Miene anspruchslos hervorbrachte."

Eine Eigenschaft muss ich noch besonders herausheben, die einen Hauptzug in Kants Gemälde ausmacht. Dankbar war er in einem hohen Grade gegen alle, die um ihn ein Verdienst irgend einer Art hatten. Nur etwas hiervon. Den hiesigen Theologen D. Schultz ehrte er lebenslang auf eine ausgezeichnete Art. Es ist oben schon einmal dieses würdigen Mannes gedacht worden. Seiner Schriften sind wenige und diese blos Disputationen, Programme, die er von Amtswegen schreiben musste, und einige Vorreden. Aber die ungemeine und nutzbare Tätigkeit desselben in der Umformung und Verbesserung des preussischen Kirchen- und Schulwesens beweisen am stärksten die bei den

hiesigen Landeskollegien aufbewahrten Akten und dann der herrliche Erfolg seiner Bemühungen. Von seinen Einrichtungen, die König Friedrich Wilhelm I. nachdrücklich unterstützte und König Friedrich II. in ihrem ganzen Umfange aufrecht zu erhalten befahl, dürfte auch nicht leicht irgend etwas abgeändert werden können, ohne Verschlimmerung und Nachteil herbeizuführen. Einige, obwohl bei weiten nicht ganz befriedigende Nachrichten über diesen sehr interessanten Mann findet man in des Diakonus Trescho Briefen über d. n. Literatur 2. Th. S. 1—27 und in den Nachrichten vom Charakter rechtschaffener Prediger I. B. S. 196 ff. Kant wünschte, wie Pfarrer Sommer, der schon oben genannt ist, mir erzählte, noch kurze Zeit vor seiner Vollendung, dass er doch selbst diesem edlen, grossen Manne noch ein ehrenvolles Denkmal errichten könnte, oder dass ihm dieses von anderen und seiner würdig errichtet würde. So war ihm auch das Andenken seines früheren Lehrers Heydenreich und dann der Universitätslehrer Knutzen und Teske immer sehr heilig. — Ebenso lebhaft aber erfreute er sich auch seiner für die Welt nutzbar gewordenen und dabei — gegen ihn dankbaren Schüler. Freilich, solcher Art von Verehrung, wie Abendmusiken der Studierenden, Überreichung von Gedichten und dergleichen sind, wich er wohl, solange ich ihn kenne, recht geflissentlich aus. Ebenso wenig galten bei ihm

Zuneigungsschriften vor den schriftstellerischen Produkten seiner ehemaligen Schüler, die bisweilen auch wirklich weiter nichts als Schülerwerke (in einem anderen Sinne) waren. Kant sagte es wohl nie laut, dass diese durch die Anreihung ihrer Namen an den seinigen im Grunde nur — sich selbst und nicht ihn ehren wollten; aber willkommen waren sie ihm nicht. Ich bin Bürge dafür, dass er die meisten solcher Dedikationen nicht einmal durchlas. Einst war ich eben bei ihm, als ihm Marcus Herz eine Schrift über den Schwindel zuschickte, vor der Kants Name stand. Kaum hatte er den Titel angesehen und dabei geäussert, dass er vom Schwindel frei sei, als er dem Diener auch schon befahl, es zu seinen übrigen Büchern (er sagte nie in seine Bibliothek) zu tragen. Sicher hat er die Zueignungsschrift nie gelesen, obwohl er aus Herz' Briefen wusste, dass sie hinter dem Titelblatt stand. — Aber stille, ganz geräuschlose und eben deswegen um so herzlichere Erweise des Andenkens und der dankbaren Erinnerung solcher Männer, die ehedem seinen Lehrstuhl umgaben, waren ihm um so willkommener. Ich erinnere mich noch heute mit Vergnügen der herzlichen Rührung, mit welcher er die Briefe meines Freundes, des rechtschaffenen Predigers Lüdeke an der Petrikirche in Berlin, aus meinen Händen aufnahm, — mit welcher innigen Freundlichkeit er dann

den dargereichten Brief höchst vorsichtig, damit kein Wort durch Einreissen verloren ginge, eröffnete, —wie er mich dann bat, ihn ganz langsam vorzulesen, und welche warmen Dankbezeugungen an Lüdeke, den er sehr schätzte,er mir auftrug. Bei dem Mittagstisch teilte er dann die Briefe meines Freundes als Würze der Tischgespräche höchst vergnügt mit. Ein ausführliches Schreiben seines mit Recht von ihm sehr geliebten Kiesewetter, das ihm eingereicht ward, als er schon vom Mittagstisch weg zu seinem Bette eilen musste, war für Kant in diesen finsteren Abendstunden seines Lebens noch ein erfreuender Sonnenschein — und alle, die beim Eröffnen und Lesen desselben zugegen waren, mussten sich mit ihm freuen. Durch solcher Art dankbare Schüler (er hat deren gewiss viele tausende gehabt und hat sie auch jetzt noch) ward er denn freilich wohl hinreichend schadlos gehalten für so manche Undankbare, die, durch ihn freilich klüger, aber ohne seine Schuld nicht immer gutdenkend gemacht, von hier ausgingen und nun, auf Kants Schultern stehend, der Welt ein noch weiter strahlendes Licht anzünden zu können sich anmassten — und nun gewiss, da der Löwe durch den Tod niedergestreckt daliegt, um ihn her gaukeln und laut genug sagen werden: „Wie war doch Kant so inkonsequent — um wie vieles sehen wir, wir weiter, als er!“ — Doch genug hiervon. Er fühlte, wenn er von Menschen dieser

Art etwas hörte, die Unwürdigkeit dieses Betragens, er schwieg aber gern davon auch selbst gegen die, welche ganz unnötig ihm Kunde davon zutrugen. Nur ein einziges Mal habe ich ihn einige dieser Menschen, deren Namen nur diese Blätter beflecken würden, im Vorübergehen nennen und (dies auch mit vieler Milde) darüber klagen gehört.

Meine Zeichnungen bis hierher müssten doch ganz missglückt sein, wenn nicht eine gewisse liebliche, wohltuende Vorstellung von Kant einem jeden meiner etwaigen Leser vorschweben sollte. Er war freilich, wie wir sehen, ein seinen Wert durchaus nicht verkennender, dem geraden Widerspruche ausweichender, keine geflissentliche Vernachlässigung duldender, aber dabei ein äusserst gutmütiger, anspruchsloser Mann und hatte hundert Eigenschaften, die jeden, der sich auf Menschenwürde etwas versteht, zur Anhänglichkeit an ihn bringen und die ihn in grösseren Kreisen unterhaltend, folglich gesucht von allen und befriedigend für alle machen mussten. Ich pflegte ihn oft einen — kindlichen — Mann zu nennen. Noch gestern glitt mir das Wort „Kindlichkeit“ in Bezug auf ihn von der Zunge. „Recht, recht“, rief mein vieljähriger Freund Scheffner, der unseren Weisen gewiss genau kannte, mir zu, „das Wort Kindlichkeit drückt den ganzen Kant aus.“ — Oder um mit einem anderen Worte alles zusammen

zu fassen, Humanität, in dem vollen Sinne dieses nun so häufig gebrauchten von ihm selbst aber (Kritik der Urteilskraft S. 258) am richtigsten ausgelegten Wortes, war es, was von Kant in hohem Grade gerühmt werden konnte. Auf sie, auf sie führten ihn nicht nur seine natürliche, gutmütige Anlage, eine gewisse liebenswürdige Einfachheit, sondern auch alle seine angenommenen Maximen und Handlungsprinzipe hin. Dieser Humanität blieb er treu bis an sein Ende. Darum ist hier unter uns wohl kein einziger Feind Kants: — der Freunde aber hat er gewiss mehr gehabt, als je ein Mann in seinem Stande und in seinen Verhältnissen hatte.

Aber nun die Maximen bei seinem Studieren! welche leiteten ihn denn hier, dass er der Gelehrte ward, der er geworden ist? — Niemand wird wohl erwarten, dass von den Anlagen seines Kopfes, die sich frühe schon entwickelten, geredet oder dass hier abgewogen werde, welche der Seelenkräfte, ob Gedächtnis oder Witz oder richtiges Beurteilungsvermögen in grösserem oder geringerem Grade ihm eigen war. Ich denke, darüber dürfte wohl nur eine Stimme sein, dass Kant von der Natur schon ausnehmend begünstigt war durch alle jene Eigenschaften, die wir eben nannten. Dies zeigen uns seine Schriften. Die Betrachtungen über die Krank-

heiten des Kopfes, die Beobachtungen über das Schöne und Erhabene wurden gleich beim ersten Erscheinen als Produkte eines Mannes aufgenommen, dem Witz und muntre Laune ganz zu Gebote standen Seine philosophischen Werke sprechen von einer seltenen Stärke im Urteilen. Für sein herrliches Gedächtnis kann ausser dem, was die physische Geographie u. a. darüber an den Tag legt, auch dies ein Beweis sein, dass er im späten Alter noch die einst in seiner Jugend auswendig gelernten Stellen aus klassischen Dichtern, Rednern u. s. w. ganz ohne Anstoss hersagen oder, wenn andere sie recitierten, die Auslassungen oder die verfehlten Worte gleich auf der Stelle berichtigen konnte. Welch eine unglaubliche Menge von auch oft unwichtig scheinenden Anekdoten ihm jedesmal zur Aufheiterung eines freundschaftlichen Zirkels zu Gebote standen, wissen alle, die an solchen teilnahmen. In seiner frühen Kindheit sei er, das gestand er selbst zu, in manchen Dingen, die besonders den Schulfleiss nicht affizierten, vergesslich gewesen; — in ganz unbeträchtlichen oder von ihm für unbedeutend gehaltenen Dingen war er es auch wohl in höheren Jahren; — zuletzt machte er sich Denk- und Erinnerungszettel. Nebenbei bemerke ich, dass er den Studierenden frühe und anhaltende Gedächtnisübungen sehr angelegentlich empfahl und es besonders denen, die Pädagogen werden wollten,

zur Pflicht machte, hierauf vornehmlich bei ihren Zöglingen aufs strengste zu halten. In seinen ersten Magisterjahren empfahl er uns, die wir um ihn her sassen, den bis dahin etwa eingesammelten wissenschaftlichen Vorrat uns als zerteilt in verschiedene Behältnisse in unserem Kopfe zu denken — und dann bei der Lesung eines Buches oder Journals, in welchem eine neue, uns bis dahin unbekannte Idee vorkäme, immer die Frage zur Hand zu haben: In welches Fach oder Behältnis gehört dies, das du nun eben liest, hin — wo bringst du es hin? — Hierdurch würde das Gelesene oder Neugelernte sich um so unauslöschlicher einprägen; wir würden, wenn uns auch die Idee selbst in der Folge entfiele, doch immer uns zurufen: Hiervon oder davon ist etwas in dieses oder jenes Behältnis abgelegt — und bei einiger Anstrengung würde es sich alsdann wohl wieder ganz darstellen. Er glaubte, dass solche Einteilung des Neugelernten auch zu einem gehörigen Ordnen unseres Wissens viel beitrage. — Ich weiss nicht, ob ich diesen Kantischen Vorschlag hier deutlich genug darstelle, aber das ist gewiss, dass das, was er darüber sagte (und er wiederholte diesen Vorschlag oft) auf uns, seine damaligen Schüler, grossen Eindruck machte, und dass sehr viele ihm die Schärfung und Treue ihres Gedächtnisses durch Anwendung dieses Mittels noch jetzt und lebenslang verdanken.

Ebenso angelegentlich empfahl er uns auch, Miscellaneen nach den Wissenschaften geordnet anzulegen, um auch hierdurch der etwaigen Untreue des Gedächtnisses zu Hülfe kommen zu können. Über den Nutzen, den ihm selbst seine in dieser Art frühe schon angelegten Sammlungen verschafft hätten, sprach er sehr gern.

Von Kants eigenen natürlichen Anlagen kein Wort weiter — aber die Richtung nun, die er diesen gab. In der frühen Jugend, in seinen Schuljahren war er den humanistischen Studien ausschliesslich ergeben. Darin eben hatte das Friedrichs-Kollegium damals an Heydenreich einen für jene Zeit ganz vorzüglichen Lehrer. — An den in Logik und Mathematik von Siehr, Cucholovius u. a. in der Schule erteilten Unterricht dachte Kant in seinen mittleren Jahren nicht ohne Lachen. „Diese Herren“, sagte er einmal zu seinem ehemaligen Mitschüler Cunde, „konnten wohl keinen Funken, der in uns zum Studium der Philosophie oder Mathese lag, zur Flamme bringen!“ — Ausblasen, ersticken konnten sie ihn wohl, — antwortete der sehr ernsthafte Cunde. Mit Rhunken lasen diese beiden auch ausser den Schulstunden die klassischen Autoren, und zwar in guten Ausgaben, zu deren Anschaffung Rhunken, der der bemitteltste war, das Geld gab. Auch Kypke, der nachher die lateinische und die orientalischen Sprachen mit ausnehmendem Beifall an unserer

Universität lehrte und sich, wie er es auch ganz verdiente, einen berühmten Namen selbst im Auslande erwarb, trat, jedoch selten, weil er sonst in Denkart und Sitten nicht ganz zu jenen passte, zu diesen Privatübungen hinzu. Kypke — ich segne heute noch sein Andenken mit innigem Danke an ihn, hat mir mehrere Male, da Kant schon viel geschrieben hatte, gesagt, dass man in der Schule nicht die mindeste Ahnung gehabt hätte, auch wohl nicht hätte haben können, dass dieser sich je auf das philosophische Fach werfen würde. — Meine Leser werden sich aus Wyttenbachs Leben des Rhunken erinnern, wie sehr dieser (man kann's ohne Lächeln unmöglich lesen) darüber geseufzt und geklagt habe, dass Kant aus den blühenden Gefilden der humanistischen Studien sich in die dürren Steppen der Philosophie geworfen und in Ansehung jener den Apostaten gemacht habe. Wer und was gab denn unserem Kant bald nach seinem Eintritt in die Universität diese unerwartete Richtung? — Knutzen und Teske, deren oben schon mehrmals gedacht ist, waren die Männer, die dieses bewirkten. Ihre philosophischen, physischen, mathematischen Vorlesungen, die wirklich vortrefflich, für das Genie weckend und sehr unterhaltend waren, zogen Kant sehr an. Knutzen, ein weiser Prüfer der Köpfe, fand in ihm vortreffliche Anlagen, ermunterte ihn in Privatunterredungen, — lieh ihm in der Folge be-

sonders Newtons Werke und, da Kant Geschmack daran fand, alles, was er aus seiner herrlichen, reich ausgestatteten Bibliothek irgend verlangte. So ward er zu dem Studium angeregt, in welchem er sehr bald selbst seine Lehrer übertraf. Knutzen erlebte es noch, dass der junge Baum, den er gepflanzt und zärtlich gewartet hatte, Früchte, die in Erstaunen setzen mussten, trug: denn 4 Jahre nach dem Eintritt in die Universität fing unser Kant schon an, das Werk von der Schätzung der lebendigen Kräfte zu bearbeiten. Es würde gut sein, zur Erläuterung dessen, was ich hier sagte, die Vorrede der genannten Schrift nachzulesen. Von nun an lagen Philosophie, Mathematik, auch besonders Astronomie, in welcher seine 1755 bereits vorgetragenen Hypothesen durch die später erfolgten Beobachtungen Herschels bestätigt wurden, ihm immer und lebenslang am Herzen. Die Chemie ist ihm in den höheren Jahren nur erst wichtig geworden, wie denn auch dieses Studium damals Anhänger eifrigerer Art als ehedem, und Anwendung auf die übrigen Fächer des menschlichen Wissens bekam. Ausser den hier genannten Wissenschaften legte er wohl einen ganz vorzüglichen Wert auf Welt- und Menschenkunde. Daher entstanden seine ununterbrochen fortgesetzten und immer mit neuer Vorbereitung dazu wiederholten physisch-geographischen und anthropologischen Vorlesungen. — Das Verhältnis der

Staaten zu einander ward besonders bei dem Eintritt der neuen Lage der Dinge in Frankreich für ihn ein angelegentliches Studium. In dieser Zeit hatte er einen wahren Heisshunger nach den Zeitungen an den gewöhnlichen Posttagen und der Inhalt derselben bildete sein angenehmstes Tischgespräch. Vor allen Dingen war er immer auf Englands Benehmen, welche Nation er bis dahin stets mit Enthusiasmus gepriesen hatte, besonders auf Pitts Ministerialoperationen vorzüglich aufmerksam. Dieser letztere schien ihm nicht sowohl Freiheit und Kultur als Sklaverei und Barbarei fördern zu wollen. —

Einen sehr geringen Wert aber legte Kant auf Beredsamkeit. Er schätzte Wohlredenheit und bedauerte, diese ebenso wenig als den klaren, gleich fasslichen Ausdruck (den er auch in gelehrten Vorträgen eben nicht so sehr nötig hielt, damit dem Leser doch auch etwas zu eigenem Nachdenken verbleibe) sich in seinen Schriften ganz zu eigen machen zu können. Beredsamkeit war unserem Kant weiter nichts als die Kunst, zu überreden, den Zuhörer zu beschwatzen. Ein anderes Mal nannte er sie die Beflissenheit, andere zu täuschen, zu überlisten, damit das, was doch keine überzeugenden Beweisgründe sind, wenigstens dafür angesehen werde. Bei jeder Gelegenheit kam er auf diese Äusserung zurück. Der Geistliche, setzte er dann hinzu, soll Prediger, soll Lehrer sein, der

sich auf Gründe stützt; aber nie muss er heilige Reden halten, welche Art von Benennung in seiner frühen Lebenszeit von Mosheim u. a. m. den Kanzelvorträgen — freilich unschicklich genug! — gegeben zu werden pflegte. Doch sprach er, wenn er Reden halten musste, sehr gut. Oben in der Skizze ist bereits der lateinischen Rede bei seiner Magisterpromotion gedacht. — Ein Freund dagegen war unser Kant von Sprachuntersuchungen, vom Etymologisieren; er war dabei ein oft treffender, bisweilen aber auch ein sehr verunglückter Deuter der Provinzialismen u. a. Auch echte Satyren der Älteren und Neueren galten bei Kant sehr viel. Von Erasmus von Rotterdam sagte er mehrmals, dass dessen Satyren der Welt mehr Gutes gebracht hätten als die Spekulationen der Metaphysiker zusammen genommen. Liskow (jetzt vielleicht den meisten auch dem Namen nach schon unbekannt), der um die Mitte des 18. Jahrhunderts lebte und mit dem Hallenser Professor Philippi immer viel zu hadern hatte, war ihm immer noch mehr wert als der spätere Rabener. Aus jenem hat er mir mehrmals lange Stellen mit ausnehmendem Wohlgefallen hergesagt. Freilich — in den letzten Jahren ging ihm Lichtenberg noch weit über seinen geliebten Liskow. — Poesie schätzte er sehr hoch. Er selbst machte nur kleine, ganz unbedeutende Versuche darin, wenn ihm etwa zu den Gedächtnisschriften der Universität auf

verstorbene Professoren z. B. Langhans, Kowalewski und andere einige Reihen abgefordert wurden. Ausser den klassischen Dichtern des Altertums (im hohen Alter lobte er mir einmal den Persius, aus welchem er ganze Stellen hersagte, als ich ihm erzählte, dass ich auf einer Auktion eine sehr gute Ausgabe gekauft hätte) waren ihm Milton und Pope vorzüglich lieb. Das verlorene Paradies des ersteren hielt er für wahre, ganz eigentliche Poesie und setzte dabei Klopstock weit unter Milton. Aus Pope wählte er besonders gern Mottos zu seinen Schriften z. B. zur Naturgeschichte und Theorie des Himmels. Jener schien ihm in Erfindung und Ausmalung seiner Bilder, dieser im Lehrgedicht unübertrefflich. Youngs Nachtgedanken, die hier in den Jahren 1757 u. f. sehr häufig gelesen wurden, konnte er keinen Geschmack abgewinnen. Unter den deutschen Dichtern befriedigte ihn Haller am meisten; er wusste ihn grösstenteils auswendig. Später las er gern einige der Meisterwerke Wielands. Nur von Herders Gedichten und auch von seinen prosaischen Dichtungen nahm er weiter keine Notiz, nachdem er dessen Ideen zur Geschichte der Menschheit nicht hatte gutheissen können. Wahrlich war hieran nicht die Herdersche Metakritik schuld, die Kant nur, und dies auch ganz vorübergehend, durchgeblättert hat.

Freilich die Hauptlektüre waren bei ihm immer die Meisterwerke, die in seinem Hauptfache, in Philosophie und Mathematik erschienen. Wie vieles er hierin schon bis zu seinem 20. Jahre gelesen, zeigt das Erstlingswerk unter seinen schriftstellerischen Produkten. In den Jahren, da ich zu seinen Schülern gehörte, waren ihm Hutcheson und Hume, jener im Fache der Moral, dieser in seinen tiefen, philosophischen Untersuchungen ausnehmend wert. Durch Hume besonders bekam seine Denkkraft einen ganz neuen Schwung. Er empfahl diese beiden Schriftsteller uns zum sorgfältigsten Studium. Ausserdem interessierten damals schon und immer Reisebeschreibungen unsern Kant. — J. J. Rousseaus Werke kannte er alle und dessen „Emil“ hielt ihn bei seinem ersten Erscheinen einige Tage von den gewöhnlichen Spaziergängen zurück. Was soll ich hier weitläufiger sein? Kant liess nichts von dem, was zum Umfange des menschlichen Wissens gute Schriftsteller beitragen, ungekostet und ungeprüft. Er ward, da er, wie schon erwähnt ist, keine Bibliothek sammelte, mit allem, was er lesen wollte, teils durch seine Freunde teils und vornehmlich durch seine Verleger hinreichend versorgt.

Nur theologische Untersuchungen, welcher Art sie auch waren, besonders diejenigen, die Exegese und Dogmatik betrafen, berührte er nie; fand an Ernestis theologischen Werken so wenig

Geschmack als an dessen Opusculis oratoriis, in denen er kein echt Ciceronianisches Latein finden zu können behauptete, und wusste von den weiteren Forschungen Semlers, Tellers u. a. sowie den Resultaten derselben sehr wenig nur. Einst fand er einen seiner Schüler im Buchladen, der sich Jerusalems Betrachtungen über die Religion kaufte; er erkundigte sich, wer denn dieser Jerusalem wäre, ob er sonst etwas geschrieben hätte, und erwähnte dabei, dass er vor mehreren Jahren wohl Stapfers Grundlegung der Religiou gelesen habe. — In der Tat reichte sein Wissen in diesem Fache nicht über die Zeit der bei D. Schultz in den Jahren 1742 und 1743 angehörten dogmatischen Vorlesungen, in welcher Zeit auch jenes Stapfer'sche Buch erschien, hinaus. — Vielleicht findet mancher die verbürgte Anekdote merkwürdig, dass Kant, ehe er die „Religion innerhalb der Grenzen der blossen Vernunft“ zum Abdruck gehen liess, einen unserer ältesten Katechismen „Grundlegung der christlichen Lehre“ (ungefähr aus den Jahren 1732 und 1733) ganz genau durchlas. Hieraus wird sich die Sonderbarkeit mancher Behauptungen in dieser Schrift und die darin hervortretende Neigung, seine Philosopheme der in den genannten Jahren herrschenden Terminologie und Exegese unterzulegen, ganz leicht erklären lassen. — Nur einzig das Studium der Kirchengeschichte zog ihn in den späteren Jahren

sehr an. Des ehrwürdigen Planck dahin gehörige Werke befriedigten ihn ganz vorzüglich. Einst empfing er mich beim Betreten seines Zimmers mit den Worten: „Nun, da leg' ich eben den 17. Band der Schröckh'schen Kirchengeschichte weg". Auf meine Nachfrage, ob er sich durch die 17 Bände mit Behagen durchgearbeitet hätte, versicherte er ganz ernstlich, (und, was sein Mund aussprach, war zuverlässig) dass er Wort für Wort gelesen hätte. Von Spaldings Predigten hatte er einmal zufällig Notiz genommen und in den Vorlesungen hernach gerühmt, dass sie viel Menschenkenntnis enthielten. Noch späterhin, etwa 7 oder 8 Jahre vor seinem Tode, liess er sich einmal Blairs Predigten geben und äusserte über das, was er darin gelesen, Zufriedenheit.

Für seine Lektüre, von der ich bisher sprach, waren in seinem späteren Leben besonders die Abendstunden bestimmt. Die Morgenstunden gehörten den Vorlesungen und dem eigenen Nachdenken und Aufschreiben des Durchgedachten. Die Lektüre stand also nicht der Schriftstellerei und diese nicht jener entgegen. Eines hatte so wie das andere seine bestimmt angewiesenen Stunden. — Er hat doch aber seit 50 Jahren beträchtlich viel geschrieben: wie machte er dieses bei seinen pünktlich gehaltenen Vorlesungen, bei seinem oft vorkommenden Ausserhausesein zu Mittagsgesellschaften, bei seinen

Spaziergängen und dem vielfältigen Anlauf von Besuchenden u. s. f. möglich? Teils gab er in seinen Schriften vieles dem Publikum, das schon für seine Vorlesungen bearbeitet war, teils half ihm sein Frühaufstehen, auch die Kürze der etwaigen Morgenbesuche, indem niemand den arbeitenden Mann, der jedoch alle sehr freundlich aufnahm, lange unterbrechen wollte. Mit der so mühsamen und zeitraubenden Korrektur seiner Druckschriften durfte er sich auch nicht beschäftigen, da in seinen jüngeren Jahren seine ihm ergebenen Schüler diese Arbeit und Mühe gern auf sich nahmen, die späteren und grösseren Werke aber alle ohne Ausnahme im Auslande gedruckt wurden.

Über Kants Sinn für schöne Kunst wäre — ein Wort nur hier vielleicht am rechten Orte. Er hat zum Teil selbst schon in seiner Schrift über das Schöne und Erhabene und in den späteren Werken hierüber vor dem Publikum sein Herz ausgeschüttet. — Musik hielt er für unschuldige Sinnenlust. Mich selbst in meinem 16. Jahre und mehrere seiner damaligen Schüler ermahnte er sehr herzlich, sich ihr nicht hinzugeben, indem viele Zeit zur Erlernung und noch mehr zur Übung darin, um es zu einiger Fertigkeit zu bringen, immer zum Nachteil anderer ernsthafterer Wissenschaften erfordert würde. An Trauermusiken fand er nun vollends kein Behagen. Er glaubte — dass, wenn man schon

sein Ohr dieser Kunst hingäbe, man wenigstens dadurch, dass Aufheiterung und Frohsinn uns zu teil würde, belohnt werden müsse. — Auf Gemälde und Kupferstiche, auch von vorzüglicher Art, schien er nie sehr zu achten. Ich habe nie bemerkt, dass er irgendwo, auch wenn er allgemein gelobte und bewunderte Sammlungen hiervon in Sälen und Zimmern vorfand, seine Blicke besonders darauf gerichtet oder eine sich irgend wodurch auszeichnende Wertschätzung für die Hand des Künstlers gezeigt hätte. Ausser J. J. Rousseaus Kupferstich, der in seinem Wohnzimmer hing, befand sich nichts dieser Art in seinem ganzen Hause — und gewiss war auch jener ein Geschenk irgend eines Freundes, in Ansehung dessen er die Aufbewahrung als eine ihm obliegende Pflicht ansah. Eine Theetasse aus Porzellan von vorzüglichem Werte mit seinem Bilde gab er lange vor seinem Tode seinem treuen Hausfreunde, dem Diakonus Wasianski. In früheren Jahren besuchte er gern Schauspiele, später gar nicht. — Dass von Tanz, Jagd oder dergl. hier wenig oder gar nichts zu sagen ist, wird man schon vermuten; aber der Berührung dürfte es doch wohl wert sein, dass unser Kant sonst ein Künstlergenie sehr schätzte. So lebte unter uns — Collin, der eine Fayancefabrik hatte und zuletzt Makler ward. Ohne je Unterricht erhalten zu haben, arbeitete er aus

Trieb zur Sache unvergleichlich — und von ihm ist die Paste, worin Kant am besten getroffen ist, und nach welcher Abramssohn die oben schon erwähnte Medaille fertigte. Gegen diesen Collin, der gleich ihm sonntäglich Gast an Motherbys Tische war, bewies Kant ungemeine Wertschätzung und dachte oft daran, wie viel die Kunst durch seinen frühen Tod verloren habe. Um ein Gespräch an Kants Tische auch in seinen letzten Lebensjahren recht lebhaft zu machen, bedurfte es weiter nichts, als an diesen Collin oder den schon oben genannten Wobser zu erinnern. Da raffte dann der schon abgestumpfte Weise noch jede übrige Kraft zusammen, um ihr Lob zu verkünden.

Aber seine Philosophie und seine Belehrungen darüber in Vorlesungen und Schriften? — Ich würde es für Versündigung an meiner ohnehin sehr beschränkten Zeit und an der Geduld des Lesers halten, von seiner Philosophie hier ausführlich zu reden. Es könnte auch nichts überflüssiger sein als dieses. Wir haben Schriften, die wenigstens vorspiegeln, den Geist der kritischen Philosophie ganz treu darzustellen, wir haben besondere Wörterbücher darüber u. dergl. Für den Kenner würde ich durchaus nichts Neues und für den Nichtkenner in diesen Blättern nichts Hinreichendes geben können, sodass er dadurch

auch nur oberflächliche Kenntnis in diesem ihm bis dahin unbekannten Felde erlangte. Ich berühre daher nur die Maxime, von der er bei seinen Arbeiten in diesem Fache schon sehr früh ausging, und der er nie untreu ward. Diese war — nichts aufs Wort anzunehmen — auf keine Autorität, welche es auch sei, zu achten — mit eigenen Augen sehen und alles zu prüfen bis auf den Grund. Darüber hat er sich selbst in der schon oft erwähnten Vorrede zu seiner ersten, im Publikum erschienenen Schrift erklärt, auch zugleich die Namen Newton, Leibnitz, Wolff, Bilfinger u. a. genannt, deren Ideen und Werke er der strengsten Untersuchung unterwerfen wollte. Er hat — ja Kant, ein vir propositi tenax, er hat ausgeführt, was vor 50 Jahren schon sein ernster Vorsatz war, — er hat die ganze Masse des menschlichen Wissens der Läuterung unterworfen. Er hat die reine Form desselben von dem Stoffe befreit, der von aussen her dazu gegeben wird. Er hat den ganzen Umfang unserer Geistesvermögen genau ausgemessen und ihm die gehörigen Grenzen gesteckt. Er hat dem Dogmatismus, der auf mathematische Evidenz pochen zu können glaubte, sich entgegengestellt und nachgewiesen, dass alle bisherigen metaphysischen Systeme nichts als Luftgebäude der grübelnden Vernunft sind. Er hat auf der anderen Seite den kein Heil bringenden Skeptizismus siegreich bekämpft.

Er ist dem Empiriker ebenso wie dem Rationalisten in den Weg getreten und hat den Sektirer der Einseitigkeit, den Eklektiker der Willkürlichkeit angeklagt. Er hat aus Gründen, die ihm entscheidend waren, das wichtigste für den Menschen — Gott — Freiheit — Unsterblichkeit in das Gebiet der praktischen Vernunft gewiesen. Die Welt hat — und die Nachwelt empfängt seine Werke. Jene hat sie gewogen und das Gold darin zum Teil schon in ihrem Nutzen verwandt, — es ist beinahe keine einzige Wissenschaft, die nicht schon jetzt einigen Gewinn daraus für sich gezogen hätte; — die Nachwelt wird diese Werke noch unparteiischer würdigen. Freilich wird — (es ging ja immer so, wie ein jeder weiss, der auch nur einige Kenntnis von der Geschichte des menschlichen Denkens und Wissens hat) — die kritische Philosophie bald wieder von einer anderen, wenigstens dem Namen nach, verdrängt werden. Bis dahin aber wird sich das Gute und Haltbare darin schon mit dem, was der Menschheit im ganzen nützlich ist, so innig verflochten haben, dass an dem Verdrängen des Namens und dessen, was nicht haltbar und nützlich war, auch nicht das mindeste gelegen ist.

„Die Kantische Philosophie verdrängt!“ Für viele, die ausser diesem Namen kein Heil irgendwo finden, wird dieses schon viel zu viel gesagt sein. Gewiss rufen diese mir zu: „Der

Mann versteht's nicht!" — Sollte mich dies wundern oder wohl gar kränken? Haben wir denn seit einer Reihe von Jahren nicht unaufhörlich gehört, dass die Anhänger dieser Philosophie einander zuriefen: Du hast Kant nicht recht verstanden!' Es ging ja das Lärmen über das Nichtverstehen bis ins Unerträgliche. Ich halte mich für jeden dieser Vorwürfe schon dadurch ganz hinreichend schadlos, dass Kant selbst die Ansichten, die ich in der vorstehenden Skizze von seinen Schriften bis 1792 gab, nachdem er solche genau gelesen (seine Hand hat in diesem Teile des Manuskripts nur ein paar ganz unbedeutende Zeilen durchgestrichen) ganz gebilligt hat. So dürfte ich ihn denn doch wohl recht gelesen und auch recht verstanden haben.

Während seines Lebens hat seine Philosophie der Verehrer — und auch der Gegner viele gehabt. Wie benahm sich Kant gegen jene und gegen diese? — Es ist ganz zuverlässig ,dass er ausser den Erläuterungen, die sein gelehrter Kollege, Hofprediger Schultz, mit aller Beifall herausgab, die wenigsten seiner Erklärer, Epitomatoren, Verteidiger u. s. f. — und ebenso wenig die Schriften seiner Gegner gelesen oder auch nur beachtet hat. Ob er den Gang seiner Ideen etwa nicht unterbrechen oder sich das Missvergnügen ersparen wollte, wenn er sich nicht recht verstanden oder schlecht angegriffen

und ebenso schlecht verteidigt fand, weiss ich nicht. Hier ist es einem jeden bekannt, dass er von all dem Wesen und Unwesen, das man mit der kritischen Philosophie trieb, wenig und äusserst selten sprach. Nur zweimal suchte er gegen Angriffe, die seiner Meinung nach aus dem Nichtkennen*wollen* seiner Philosophie und aus dem Hange, gegen ihn einen *vornehmen Ton* anzunehmen, entstanden waren, durch Gegenschriften sich zu schützen. Aber auch hierzu, ich weiss es sicher, war er mehr durch andere gereizt, zum Teil auch von Männern, deren Willen zu befolgen er für Pflicht hielt, aufgefordert worden. Sein unpolemisches Herz hätte es ihm wahrlich nicht eingegeben. — Als in Deutschland die Epoche eintrat, in der man seine Spekulation nicht für spekulativ genug erklärte und über ihn hinaus (wie irgendwo erst vor kurzem gesagt ward) bis zur absoluten Konstruktion des gröbsten Unsinns und Mystizismus hinaufstieg, war sein Kopf nicht mehr in der Lage, an dem Wirrwarr den mindesten Anteil nehmen zu können. Wohl ihm, dass er nicht weiter Anteil daran nehmen durfte! — Er konnte auch das lange projektierte Werk „Übergang der Physik zur Metaphysik“, welches der Schlussstein seiner philosophischen Arbeiten sein sollte, nicht mehr beendigen, gab die Konzepte seiner früher gehaltenen Vorlesungen und andere Handschriften an Dr. Rink, Jesche u. a.; ant-

wortete denen, die ihn fragten, was man noch an gelehrten Arbeiten von ihm zu hoffen hätte: „Ach, was kann das sein. Sarcinas colligere! Daran kann ich jetzt nur noch denken!“ Wie oft hörten einst an einem Mittage 1794 seine Freunde Hippel, Scheffner und ich mit ihnen dieses „sarcinas colligere“ aus seinem Munde!

Als Lehrer der ihm zuströmenden Jünglinge an unserer Universität, was war da das hervorstechendste Prinzip, nach welchem Kant handelte? Hier kann ich mich auf mehrere Tausende berufen. Es war kein anderes als Pünktlichkeit und die gewissenhafteste Treue. Dass um seiner Autorschaft oder um Spazierreisen oder anderer Zerstreuung willen nie eine Vorlesungsstunde versäumt wurde, ist oben schon gesagt worden. Ausser den einmal bestimmten akademischen Ferien ward nie das Lehren ausgesetzt. Bis 1797 hielt er die öffentlichen Vorlesungen mit beispielloser Treue; die Privatkollegia hatte er schon 1793, weil die Kräfte zu erschöpft waren, um ein paar Stunden nach einander reden zu können, aufgegeben. Er verwies diejenigen, die noch immer bei ihm Unterricht nachsuchten, an die Professoren Pörschke, Gensichen und M. Jesche. Wie sehr hatte Kant durch vorherigen, unablässigen Eifer es verdient, dass ihm sein Gehalt bis ans Ende ungekürzt belassen ward!

Ich hörte ihn im Jahre 1755 in seiner ersten Vorlesungsstunde. Er wohnte damals in des Prof. Kypke Hause auf der Neustadt und hatte hier einen geräumigen Hörsal, der samt dem Vorhause und der Treppe mit einer beinahe unglaublichen Menge von Studierenden angefüllt war. Dies schien Kant äusserst verlegen zu machen. Er, ungewöhnt der Sache, verlor beinahe alle Fassung, sprach leiser noch als gewöhnlich, korrigierte sich selbst oft. Aber gerade dieses gab unserer Bewunderung des Mannes, von dem wir nun einmal die Überzeugung der umfänglichsten Gelehrsamkeit hatten, und der uns hier bloss sehr bescheiden, nicht furchtsam vorkam, nur einen desto lebhafteren Schwung. In der nächstfolgenden Stunde war es schon ganz anders. Sein Vortrag war, wie er es auch in der Folge blieb, nicht allein gründlich sondern auch freimütig und angenehm. Das Kompendium, welches er etwa zu Grunde legte, befolgte er nie strenge und nur insofern, dass er seine Belehrungen nach der Ordnung des Autors anreihte. Oft führte ihn die Fülle seiner Kenntnisse auf Abschweifungen, die aber doch immer sehr interessant waren. Wenn er bemerkte, dass er von der Hauptsache zu weit abgekommen war, brach er geschwind mit einem „Und so weiter“ oder „Und so fortan“ ab und kehrte zum Hauptthema zurück. Oft brachte er ein besonderes handschriftliches Heft ausser dem

Kompendium mit. In diesem hatte er sich Marginalien beigezeichnet. — Freilich war rege Aufmerksamkeit bei seinen Vorträgen nötig. Die manchem Gelehrten ganz eigene Gabe, die vorkommenden Begriffe und Sachen ganz ins Klare für jeden zu setzen, sie etwa durch Wiederholung in anderen Ausdrücken auch dem versäumteren und zerstreuteren Zuhörer doch fasslich zu machen, diesen nach dem jetzt üblichen Ausdrucke gleichsam „zum Verstehen zu zwingen“, war Kant freilich nicht eigen. Es musste auf alles, wie billig, genau geachtet werden. — Dem Nachschreiben war er nicht hold. Es störte ihn, wenn er bemerkte, dass das Wichtigere oft übergangen und das Unwichtigere auf das Papier gebracht ward, sowie auch manche andere Kleinigkeit, z. B. eine auffallende Kleidungsart und dergl. ihn störte. „Sie werden“, das wiederholte er unablässig, „bei mir nicht Philosophie lernen, aber — philosophieren; nicht Gedanken bloss zum Nachsprechen, sondern denken.“ Aller Nachbeterei war er herzlich gram. Selten mögen Lehrer so oft und so ernstlich davor warnen, als Kant tat. Dennoch hat er der Nachbeter seiner Meinungen, ohne diese selbst zu prüfen, vielleicht mehr gehabt als irgend einer; gewiss ist es, dass er sie nicht haben wollte. Selbst denken — selbst forschen — auf eigenen Füssen stehen — waren Ausdrücke, die unablässig wieder vorkamen. Zweifel, die

ihm zur Auflösung vorgelegt wurden; Bitten um etwas nähere Auseinandersetzungen nahm er in seinen jüngeren Jahren sehr freundlich auf. Sonst war seine Vorlesung — freier Diskurs, mit Witz und Laune gewürzt, mit Citaten und Hinweisungen auf Schriften, die er eben gelesen hatte, bisweilen mit Anekdoten, die aber immer zur Sache gehörten, belebt. Nie habe ich eine Schlüpfrigkeit, durch die wohl mancher andere Lehrer seinen Vortrag beleben will, und die gute, wohlerzogene Jünglinge aus seinem Hörsale forttreibt, in seinen Vorlesungen gehört. Dies bezeugen mir auch seine späteren Schüler. Einer von diesen, jetzt ein Mann, von dem Kant bis an sein Ende sehr freundschaftlich dachte, lobte mir in diesen Tagen noch, dass Kant in seinen Lehrstunden so höchst sorgfältig alles umgangen habe, was irgend der Jugend hätte nachteilig werden können. So musste er z. B. in der physischen Geographie freilich die aqua tofana erwähnen, aber er verschwieg die Zubereitung und sagte nachher bei Tische: „Es könnte doch irgend einer einmal Gebrauch davon machen“. Dagegen hörten wir oft väterliche Ermahnungen zum guten moralischen Sinn und Wandel, obwohl er sonst bei Jünglingen eine anständige Freiheit und manche Arten von Vergnügungen wohl begünstigte. Treibhauszucht wollte er, wie aus seiner Anthropologie bekannt ist, bei jungen Leuten nicht angewandt wissen. Oben ist in

der Skizze bereits gesagt, was er in jüngeren und späteren Jahren aus dem Umfange der Wissenschaften vortrug. Das Zutrauen zu seinen Kenntnissen und der Wunsch, von ihm Unterricht zu erhalten, ging in seinen ersten Magisterjahren so weit, dass man glaubte, er könne und müsse alles, was man nur irgend zum Gebiet der sog. philosophischen Fakultät rechnet, lehren. So baten ihn einige, besonders kurländische Studierende damals um ein ästhetisches Kollegium und Übungen in Wohlredenheit und deutschem Stil. Er hätte es gewiss vortrefflich gelesen, aber es lag ihm zu weit von seinem Wege ab; er übertrug es aus gutem Zutrauen mir, und unter seiner Direktion erteilte ich die beiden Winter 1759 und 1760 hindurch einem Kreise von 15 bis 18 jungen Leuten Unterricht dieser Art. Vierzig Jahre und darüber war er ein durchaus verehrter Lehrer an unserem Orte, dessen Hörsal man nie leer sah. Viele kamen freilich nur, um sagen zu können, dass sie bei ihm gehört hätten. — In späteren Jahren gingen zu seinen Vorträgen auch bedeutende Geschäftsmänner, Offiziere und andere, die ihre Kenntnisse berichtigen und erweitern wollten. Er hielt sich dadurch wohl nicht geehrter: es war ihm aber doch eine Freude, auch weiteren Kreisen nützlich zu werden. Fleissigen, jungen Leuten erlaubte er in früheren Jahren gern den Zutritt, ward ihr Förderer und viele, viele danken ihm

ihre jetzige zufriedene Lage. Bei den Prüfungen der Studierenden, wenn er Dekan und Rektor war, soll er vorzüglich auf Talent und Gewandtheit des Kopfes gesehen und dann immer sehr väterlich ermahnt haben, jenes ja durch anhaltenden Fleiss zu vervollkommnen. — Seine Philosophie, wenigstens der Name derselben, kann, wie gesagt, verdrängt werden; der gute Eindruck aber, der durch seine Pünktlichkeit und Lehrertreue auf Tausende gemacht ist, wird nie verwischt werden; er hat schon viele in den verschiedensten Ämtern und Lagen zur Nachfolge Kants aufgemuntert und wird durch diese auch noch auf die künftigen Generationen wirken.

Von der Entstehung seiner gelehrten Werke vor ihrem Erscheinen ist nicht viel zu sagen; sie dürfte bei vielen anderen Schriftstellern ganz die nämliche sein. Er machte sich zuvor im Kopfe allgemeine Entwürfe, dann bearbeitete er diese ausführlicher, schrieb, was da oder dort noch einzuschieben oder zur näheren Erläuterung anzubringen war, auf kleine Zettel, die er dann jener ersten, flüchtig hingeworfenen Handschrift bloss beilegte. Nach einiger Zeit überarbeitete er das Ganze noch einmal und schrieb es dann sauber und deutlich, wie er immer schrieb, für den Buchdrucker ab. Späterhin erst bediente er sich fremder Hände zum Abschreiben. Ungern bemerkte er in diesen Abschriften

etwaige Abweichungen von seiner Orthographie. Hier nur noch etwas über den eigentlichen Geburtsort des Entwurfs zu seiner Kritik der reinen Vernunft! — Dieser ist unser sog. Philosophengang, auf dem Kant fleissig spazieren ging. Einst, wie Pfarrer Sommer mir erzählt, wird er gefragt, wie sich denn eigentlich die Idee zu diesem Werke entsponnen habe u. s. f. Und da gab Kant die Erklärung, dass der Entwurf dazu dort hauptsächlich gemacht sei, wo man bei dem herumwandelnden Philosophen eher Erholung und Abspannung von der Arbeit als solche tiefe Spekulation geahnt hätte. — Noch ist hier des Erwähnens und, wie ich glaube, für alle Schriftsteller des Nachahmens wert, dass Kant das zu edirende Werk nie stück- oder bogenweise dem Verleger gab, sondern es ganz ausarbeitete, revidierte und so abdrucken liess. Nur eine einzige Ausnahme ist mir bekannt. Die Gedanken über die Erdbeben wurden Bogen für Bogen, wie diese beschrieben waren, zur Druckerei geschickt. Der Verleger wollte es so, um eiligst dem Publikum etwas über diesen Gegenstand zu geben, da die Verwüstung Lissabons beinahe das einzige Tagesgespräch war. Jeder sieht leicht ein, dass Kants Werke bei dieser Art des Verfahrens weder in einem Teile zu ausführlich, im anderen zu abgekürzt, noch auch in einem zu ungleichen Stil abgefasst erscheinen konnten, dass sie vielmehr jedes in seiner Art als

vollendete Werke vor das Auge der Leser kommen mussten. — Vielleicht gibt es wenige Autoren, denen es um die Zueignung ihrer Schriften so wenig zu tun war, als unserem Kant. Er wollte sich dadurch weder an irgend einen grossen Mann herandrängen, noch einen brillantenen Ring, wie es jetzt Mode wird darauf auszugehen, von einem Fürsten erschmeicheln. Dem D. Bohlius, der in seiner Kindheit und Jugend ihm und seinen Eltern wohlgetan hatte, widmete er die erste seiner Schriften. Das geschah aus reiner Dankbarkeit! Die „allgemeine Naturgeschichte des Himmels" trägt freilich den Namen des grossen Friedrich an der Spitze. Dazu hatten Kant seine Freunde geraten. Er bedauerte es bisweilen, dass diese Zueignungsschrift so wenig als das Werk selbst je in die Hände des Königs gekommen sei. Aber tatsächlich wusste er, weil er sich zu wenig darum bekümmerte, auch nicht, wie man sich in solchen Dingen eigentlich benehmen müsste. Der Verleger des Werkes fallierte während des Abdrucks desselben; es kam nicht an den König, es kam — nicht einmal auf die Messe, weil das ganze Warenlager des Verlegers Petersen gerichtlich versiegelt war. Später setzte Kant seinem „Streit der Fakultäten" den Namen des Göttinger Kons.-Rats Stäudlin vor, der um diese Zeit wegen seines Werkes über den Skeptizismus sich mit ihm in Verbindung gesetzt hatte. Da gerade diese

Kant'sche Schrift so viel Galle über die Theologen und den geistlichen Stand ausschüttet, so war es mir und vielen anderen ganz unerklärlich, warum der Mann, der sonst keine Dedikationen machte, hier gerade den Namen eines Theologen, den er sonst wirklich hoch schätzte, an die Spitze stellte.

Stellung zur Religion, Tod, Bestattung.

Aber vielleicht war die Aufmerksamkeit derer, denen Zufall oder Neugier diese meine unbedeutenden Blätter in die Hand bringt, schon lange darauf gespannt, was ich über Kants Meinungen und Stellung gegenüber der positiven Religion, namentlich gegenüber dem Christentum, zu sagen haben würde. Es könnte wohl sein, dass mancher sich einredet, mich hier auf einer sehr schlüpfrigen Stelle zu finden, die ich entweder ganz überhüpfen, oder auf der ich mich mit allerhand Wendungen drehen müsste. — — Durchaus nicht! — Kant war zuverlässig und wahrhaftig in jedem Worte; — er selbst hat mich als Jüngling schon mit feierlichem Ernste belehrt, selbst zuverlässig, wahr und offen zu sein, wie er es war und blieb. Und jetzt — hier, wo ich an meinem Schreibpulte sitze und mir den lieben Toten, von dem ich

auf diesen Blättern sprach, ganz vergegenwärtige; hier wo sein Geist in gewisser Art mich umschwebt; — jetzt in meinem Greisenalter und vielleicht nur ein paar Spannen vom Grabe, zu dem er vorausging, entfernt — jetzt sollte ich ganz unnötigerweise mich winden und drehen, ich, der ich durch diese Blätter weder einen Ruhm durch die Anreihung meines Namens zu dem Namen Kants, noch den Ruhm eines Biographen suche, sondern lediglich meine Papiere, von mehreren dazu aufgefordert, ganz anspruchslos hingebe! Was gewänne ich durch solches Drehen und Winden? — was kann ich durch Offenheit verlieren? Mag immerhin ein Rezensent, wenn er diese Blätter je des Erwähnens wert hält, sagen: — „der Verfasser gehört zu den Orthodoxen, zu den Unaufgeklärten, die kritische Philosophie hat kein Licht in seinen Kopf gebracht, er hat nichts von liberalen Ansichten in der Theologie und Exegese (— was doch dieses eigentlich mag sagen sollen — dies Reden von liberalen Ansichten!) — es belohnt sich nicht, auf ihn zu hören u. s. f.“ — mag er's immerhin sagen; ich las ja, wie diese Seite zeigt, mir schon selbst eine Rezension solcher Art vor. Wenn sie nun wirklich so käme, schriftlich oder mündlich: so ist der Reiz der Neuheit für mich weg.

Von Herzen wünschte ich, dass Kant die positive, namentlich die christliche Religion nicht

bloss als Staatsbedürfnis oder als eine zu duldende Anstalt um der Schwachen willen (was jetzt schon viele, auch wohl auf der Kanzel ihm nachsprechen) angesehen, sondern das Feststehende, Bessernde und Beglückende des Christentums ganz gekannt hätte; — dass ihm die Bibel nicht bloss ein ganz leidliches oder auch gutes Leitungsmittel der öffentlichen Volksunterweisung in der Landesreligion, sondern eine wahrhaft göttliche Anstalt zum Besten der Menschheit und — besonders die Urkunde des Christentums, die hinreichend dokumentiert ist, ein heiliges, teures Buch gewesen wäre; dass er dieses Buch als Leitung des Schöpfers für die Menschenvernunft, die, ganz sich selbst überlassen, immer geirrt hat und irren wird bis ans Ende der Tage (obwohl jeder die seinige für die nicht irrende hält), dankbar anerkannt und nicht für ein, einer selbstbeliebigen Deutung, die er moralisch nennt, bedürftiges Werklein erklärt hätte; — dass er Jesus nicht bloss für ein personifiziertes Idéal der Vollkommenheit, sondern für den hinlänglich beglaubigten Gesandten und Sohn Gottes, für den Heiland der Menschheit laut und öffentlich erklärt hätte. Von Herzen wünschte ich, dass das Gebet zu Gott ihm nicht als Fetischdienst und als eine unwürdige Handlung, der man sich, wenn man dabei betroffen würde, schämen müsste, vorgekommen wäre; — dass er über seiner Vor-

sicht, nicht in Mystizismus zu verfallen, den echt frommen Empfindungen ihren eigentümlichen Wert gelassen hätte; — dass er dem öffentlichen Kultus, dem er sonst doch einigen Wert zugestand, dessen liturgische Formeln, besonders die öffentlichen Kirchengebete er in seiner Jugend mit Erschütterung, Rührung und mit der festen Überzeugung, kein Theologe unserer Zeit dürfte Gebete von solch herrlicher Art fertigen können, angehört zu haben, oft versicherte, — dass er, sage ich, dem öffentlichen Kultus beigewohnt und an den segensvollen Stiftungen unseres Herrn Anteil genommen hätte. Von Herzen wünschte ich, dass er hier tausende seiner Schüler, die in der langen Reihe von 50 Jahren zu ihm aufblickten, in diesem allen ein leuchtendes Beispiel gewesen wäre; — dass er alle die beglückenden Erfahrungen von den Segnungen des Evangeliums, die jene Männer, die neben Kant genannt zu werden nicht unwert sind, Newton, Leibnitz, Locke, Euler u. a. m. hatten, auch sich zu eigen gemacht und dann allen um sich her zugerufen hätte: Kommet und erfahret es auch! — — Um wieviel mehr Gutes würde er gewirkt haben! Aber, dieses nun bei Seite gesetzt, noch weit eifriger wünschte ich, dass nicht heutigen Tages unbärtige Jünglinge, — lose Schwätzer, die in hundert anderen unbedeutenden Dingen nicht einmal wissen, was rechts oder links ist, sich

auf Kants Art das Christentum anzusehen und zu behandeln berufen möchten; — dass alle Gleichgültigen und Verächter des Evangeliums, welches Standes und in welchen Geschäftskreisen sie sein mögen, sich fragen möchten: „Kennen wir denn auch das, was wir verachten? Haben wir's auch recht geprüft? Und warum prüfen wir es nicht?" — Dass sie ausserdem auch noch die Fragen hinzufügen möchten: „Sind wir in anderen Dingen, ausser der Nichtkenntnis und Nichtachtung des Christentums, Kant auch wohl auf irgend einige Art ähnlich — in pünktlicher Berufstreue? in Uneigennützigkeit? in strenger Wahrheitsliebe? — Unser Kant kam freilich zu diesen herrlichen bürgerlichen und gesellschaftlichen Tugenden ohne die Anwendung der Motive des Christentums: aber dankte er dieses nicht, wie wir oben lasen, den unauslöschlich festbleibenden Eindrücken seiner frommen, echt christlichen Erziehung, auf die er immer und so gern in seinen Unterhaltungen auch in späteren Jahren noch zurückkam? verachtete er nicht stets alle, die bloss anbeteten — auch ihm nachbeteten und nicht selbst forschten? — Möge dieses Wort von allen Lesern recht beachtet werden! Wir — ich, der ich schreibe und alle, die dieses Blatt in dieser Minute vor Augen haben, befinden uns ja jetzt an einer heiligen Stätte, am Grabe eines Vollendeten, dem wir vielleicht bald nachgetragen werden — zur

Gruft, aus der keine Wiederkehr in dieses Leben ist!

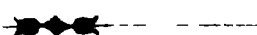
„Eine wahrhaftige Predigt!“ sagt vielleicht mancher, der in vielen Jahren keine gehört hat, — und ich antworte: „Nun gut — so hat man denn doch einmal eine gehört!“ Müssen wir, die wir Christentum lehren, doch auch oft genug die Prediger des Unglaubens, die witzig sein wollenden Spötter, die Herolde der liberalen Ansichten hören, die von Beseitigung der Bibel, von Aufklärung und von vielen anderen Dingen sprechen, davon sie — nichts wissen.

Unseres Kant Leben, das 80 Jahre währte, endigte nach langer Körper- und Geistesschwäche am 12. Februar 1804. — Man strömte von allen Orten herbei zu seinem Leichnam und sah den Überrest des Weisen an. Sein Gesicht war nicht merklich entstellt, aber sein Körper über alle Vorstellung ausgedörrt und abgemagert. Seine Begräbnisfeier ist von — Böckel besonders beschrieben. Das Geläute aller Glocken unserer Stadt verkündete am 28. Februar die Beerdigung eines Mannes, über dessen Verlust, solange man diesen auch vorhersah, allgemeine, teilnehmende Trauer herrschte. Man trug ihn aus seinem Hause zur Dom- und Universitätskirche hin. Sein Sarg ward getragen und umgeben von

Studierenden, und diese waren durchdrungen von tiefer Achtung, gleich guten Söhnen, die einen lieben, guten Vater entseelt vor ihrem Auge haben. Kein einziger von allen diesen hatte seine Vorlesungen gehört, aber sie waren doch Schüler von Kants Schülern. Alle Stände vom Gouverneur an bis zum Niedrigsten aus dem Volke begleiteten die Leiche. In der Kirche eine Trauerbühne, auf der Kants Sarg und seine Büste standen: — dann Musik, ein paar Reden und, nachdem jenes alles in respektvoller Stille angesehen und angehört war, die Einsenkung des Leichnams in das neben der Domkirche befindliche Professorengewölbe. — Die Kollegen Kants veranstalteten an dem Tage, der seinem Geburtstage folgte (dieser traf gerade auf einen Sonntag) am 23. April einen Gedächtnisakt, desgleichen sich sonst nicht in den Jahrbüchern unserer Universität findet. Seine Büste, von Hagemann, Schadows Schüler, gearbeitet, stand an dem oberen Teile des Hörsals vor dem Katheder. Nach einer vorhergegangenen Trauermusik sprach der ordentliche Redner der Akademie — Wald, von und über Kant, ganz der Würde dieses Namens angemessen. Hat diese Feierlichkeit gleich vor dem Richterstuhle der Zeitung für die elegante Welt oder vielmehr vor den Augen eines unberufenen Einsenders von hier aus nicht eben Beifall gefunden: genug, sie schien den Kollegen Kants Pflicht zu sein,

und war für sie, für die Studierenden und hundert andere, die hinzuströmten, rührend. — Von der Versteigerung seines Nachlasses, bei der das meiste weit über den Wert bezahlt ward, von dem Verkaufe des Hauses Kants, in dem nun nicht mehr philosophische Ruhe herrscht, und dergl. haben öffentliche Blätter ganz hinlänglich und vielleicht schon zu — oft und zu viel geredet.

Möchten doch die zahlreichen Schüler, Leser und Freunde, die Kant hatte, nie die Verehrung für ihn, den humansten und bescheidensten aller Philosophen, — übertreiben! Möchten doch die wahren, ganz unbestreitbaren Verdienste, die Kant um sein Vaterland und die Menschheit überhaupt hatte, immer mit Dank gegen die Vorsehung, die uns durch ihn so mancherlei Gutes gab, erkannt werden!



Anlage.

Katholische Universitäten in Beziehung auf Kant'sche Philosophie.

(Dieses Blatt, von einer unbekannten Hand geschrieben, ward mir von Kant unterm 2. Oktober 1793 mit der Bitte zugeschickt, solches meinem biographischen Kollektaneen beizufügen.)

Die Frankfurter kaiserliche Reichs-Oberpost-Amts-Zeitung vom 24. Juli 1792, Nummer 18, erzählt unter Würzburg am 19. Juli: „Gestern kamen Se. Majestät der König von Preussen nebst dem Kronprinzen hier an. Die Juristen mit blauen, — die Kaufleute mit roten Uniformen u. f. erwarteten den König. Gegen 12 Uhr Mittags ward durch einen Kanonenschuss das Zeichen der Ankunft gegeben. — Se. Majestät der König liess ein vorzügliches Vergnügen an den Studenten-Chören blicken, deren Offiziere meistenteils in glänzender Uniform, mit golddurchwirkten Bandelieren erschienen, auf welchen bei dem philosophischen Corps die Aufschrift eingenäht war: Regiomontum in Borussia et Wirceburgum in Franconia per philosophiam unita. (Die Philosophie hat Königsberg in Preussen und Würzburg in Franken verbunden.)"

Niemand hätte es sich wohl träumen lassen können, dass man die französische Revolution der kritischen Philosophie zu Schulden rechnen könne. Und doch ist es geschehen! Professor Maternus Reuss schreibt in seiner 1792 am 17. August zu Würzburg verteidigten Disputation de eo, quid ratio speculativa a priori de anima et mundo statuere possit, Seite 3 ausdrücklich: Controversia haec, nämlich ob die kritische Philosophie einen nachteiligen Einfluss auf die Religion habe, jam satis et pro religione et pro philosophia diremta est, nec perdurat, nisi in certis piis, ut ajunt, conventiculis, in quibus continuae querelae de moderna per hanc philosophiam corruptione morum, de revolutione in Gallia ex hac philosophia orta etc. et ab hoc et ab hac personant."

Hierbei zugleich eine Aufzeichnung derjenigen, welche im katholischen Deutschland die Kantsche Philosophie öffentlich oder privatim lehren. 1788 fing Professor Reuss in Würzburg an, sie vorzutragen und setzt es auch bis jetzt fort. 1789 Professor Dorsch in Mainz. In eben diesem Jahre Professor Schmitt zu Heidelberg, mit dem sich Professor Koch verband. Seit 1790 begann Professor Grafenstein Vorlesungen darüber zu Ingolstadt, die aber bald darauf von der Schulen-Kuratel untersagt wurden. Von 1791 ward Kants Philosophie gelehrt zu Erfurt von den Professoren Emes und Muth; zu Bamberg vom Professor

Damm, vor einem zahlreichen Auditorium aus allen Ständen; zu Mainz vom Professor Dietler, der auf Dorschen folgte; auch zu Dillingen, ungeachtet des grossen, allda alles dirigierenden Stattler'schen Ansehens, vom Professor Weber; dann in den meisten Reichsstiften in Bayern und Schwaben z. B. zu Kaisersheim, Neresheim, bei St. Ulrich zu Augsburg, endlich in Franken sogar schon in den Mönchsklöstern z. B. zu Münnerstädt von den Augustinern, welche Leute sonst bei jeder wissenschaftlichen Epoche immer 20 Jahre hinten nachkamen. — Grosse Kenner und Freunde, wenn auch nicht öffentliche Lehrer dieser Philosophie, sind der Regens im Priesterhause zu Salzburg, Fingerlos — und Socher, Pfarrer zu Echingen, zwei Meilen von München. — Die Salzburg'sche Literaturzeitung trägt auch zu weiterer Verbreitung viel bei.

III. Teil.

Immanuel Kant
in seinen letzten Lebensjahren.

Ein Beitrag

zur

Kenntnis seines Charakters und häuslichen Lebens aus dem täglichen Umgange mit ihm

von

E. A. Ch. Wasianski.

mmanuel Kant, ordentlicher akademischer Lehrer der Logik und Metaphysik zu Königsberg, war nicht allein seinem Zeitalter verehrungswürdig, sondern wird auch bei der spätesten Nachwelt unvergesslich bleiben und in dem Verzeichnisse grosser Männer unstreitig seinen Platz behaupten. Man mag ihn als Gelehrten mit Hinsicht auf den grossen Reichtum seiner erworbenen Kenntnisse in den meisten Fächern der oft so sehr verschiedenen Wissenschaften; oder als Selbstdenker mit Rückblick auf die Anzahl und Gründlichkeit seiner herausgegebenen Werke; oder als Mensch in Hinsicht auf seinen wahrhaft edlen, grossmütigen, menschenfreundlichen und doch so bescheidenen Charakter; oder endlich als Freund und Gesellschafter mit Rücksicht auf seinen feinen, gefälligen, angenehmen, unterhaltenden und humanen Umgang betrachten, so muss er jedem, den Eifersucht und Selbstliebe nicht blenden, oder Animosität und Parteilichkeit in seinem Urteil über ihn nicht missleiten, ein Gegenstand der Bewunderung und Verehrung bleiben. Was ihn als Gelehrten und Selbstdenker betrifft, so wird es nicht an Männern fehlen, die ihn von

diesen Seiten nach Verdienst zeichnen werden. Alles Grosse begeistert, zieht jeden, der Sinn fürs Wahre und Gute hat, unwiderstehlich an sich, lässt ihn mit Wohlgefallen bei ausgezeichneten, hervorragenden Gegenständen verweilen und erlaubt nicht, die erregten Empfindungen in sich zu verschliessen. Die volle Brust fühlt den Drang sich mitzuteilen, und gibt reichlich und gern alles hin, was sie empfing, um Teilnahme zu gewinnen. Gewiss wird dieses auch bei Kant der Fall sein, dessen Tod man nicht einmal abwartete, sondern von dem man schon bei seinem Leben eine Biographie herausgab, von der ich nicht entscheiden mag, ob Kant mit ihr habe zufrieden sein können, oder ob seine Verehrer das in ihr gefunden haben, was sie wünschten. Alle seine Freunde wissen aber, dass er bei der davon erhaltenen Nachricht sich sehr unwillig darüber äusserte.

Bei der Darstellung Kants als Gelehrten und Selbstdenker sind die Besorgnisse vor dem Verzeichnen des Gemäldes nicht so erheblich, indem seine Schriften eine sehr ergiebige Quelle sind, aus der sein Biograph schöpfen kann. Ist dieser vertraut mit dem Fache, dem Kant sich widmete, strebt er selbst, die ersten Gründe des menschlichen Wissens zu erforschen; zeichnet er sich als Selbstdenker aus, ist er unparteiisch genug, Kants Verdienste um die Wahrheit anzuerkennen; kennt er die Arbeiten des Zeitalters,

in dem Kant sich ausbildete, und vermag er den Umfang des menschlichen Wissens zu würdigen, so darf man nicht befürchten, dass ihm das Gemälde des grossen Gelehrten und seltenen Selbstdenkers missraten werde. Ganz anders verhält es sich mit dem Charakter, mit der Denk- und Handlungsweise eines merkwürdigen Mannes und Schriftstellers. Seine Schriften enthalten oft nur schwache Spuren und wer kann dafür bürgen, dass Verstand und Herz nicht in Widerstreit zu einander gestanden haben? Wer weiss nicht, dass Schriftsteller oft das Gute vortrefflich darstellen und doch schlecht handeln? Der Charakter eines Menschen kann uns durch sorgfältiges, unparteiisches, am sichersten aber durch tägliches Beobachten seiner verschiedenen Launen und kleinsten Gewohnheiten entziffert werden. Die anscheinend geringfügigsten können bisweilen viel Licht über einen Mann verbreiten und Fingerzeige auf seine Originalität geben. Einzelne Äusserungen sind indessen dazu oft nicht ausreichend, und nur ihre ganze Summe gestattet, entscheidende und befriedigende Resultate aus ihnen zu ziehen. Gehört dazu aber nicht eine genauere und längere Bekanntschaft, ja ein vertrauterer Umgang, zu dem nicht jeder gelangen kann? Man muss den Menschen nicht nur in Lagen, wo er es weiss, dass er beobachtet wird, handeln sehen, sondern auch in solchen, wenn er sich ohne Zeugen glaubt und ohne Rücksicht

auf Beobachter sich den natürlichen Ergiessungen seines Herzens überlässt. Wie sehr verengt sich nun der Kreis derer, die mit Zuverlässigkeit etwas über den Charakter eines merkwürdigen Mannes sagen können!

Mit der Charakteristik Kants hat es nun eben die Bewandtnis, wie man es zum Teil aus den Anekdoten abnehmen kann, die hie und da in öffentlichen Blättern noch bei seinem Leben erschienen, und die zu sichtbar das Gepräge der Verstümmelung an sich tragen, weil man sie entweder aus unzuverlässigen Quellen schöpfte, oder durch die Tradition vergrösserte, oder weil der Erzähler manchmal seine eigenen Einfälle, Denkweisen und Meinungen in sie übertrug. An solchen Charakterzügen Kants wird es auch in der Zukunft nicht fehlen, und höchst vermutlich wird die gelehrte Welt mit mancher Sammlung derselben beschenkt werden.

Besorgnis vor solchen Erscheinungen und der Wunsch einiger Freunde etwas ganz Zuverlässiges über Kants letzte Lebensjahre von einem täglichen Augenzeugen zu lesen, haben mich veranlasst diese wenigen Bogen aufzusetzen. Ein Vorsatz früherer Zeiten ist es nicht. Als sich aber in den letzten Tagen seines Lebens allerlei widersprechende Gerüchte über den grossen Mann verbreiteten, die ihn zum Teil verkleinerten und mich zu mündlichen Berichtigungen nötigten, so leuchtete es mir bei meiner

genaueren Bekanntschaft mit ihm als eine fast unerlässliche Pflicht ein, meine Beobachtungen und Erfahrungen auch schriftlich mitzuteilen und dadurch manchen Nachrichten vorzubeugen, durch die selbst Kants Verehrer hätten getäuscht werden können. Würde es nicht alle seine Freunde kränken, wenn menschliche Schwächen des grossen Mannes von unberufenen Anekdotenkrämern als Flecken seiner reinen Seele und seines unbescholtenen Charakters dargestellt werden sollten? Würde der selbstsüchtige Witzling sich nicht vielleicht mit grösserer Schadenfreude an den toten Löwen wagen, wenn er gar nicht besorgen dürfte, dass ein anderer, der Kant genauer beobachtete und kannte als er, den Ungrund seiner Behauptungen aufdecken könnte?

Vielleicht kann auch eine Darstellung Kants in seiner häuslichen Verfassung, im engen Kreise seiner Vertrauten, als Wirt, im Benehmen gegen seine Dienstboten, und selbst, als er schon hinfälliger Greis geworden, zu manchen anthropologischen und psychologischen Betrachtungen Anlass geben. Ausserdem weiss ich aus Erfahrung, dass besonders Durchreisende sich angelegentlich nach seinen kleinsten Gewohnheiten und häuslichen Verfassungen erkundigten. Alles dieses wird mich hoffentlich rechtfertigen, wenn ich den Mann, der auf der grossen Bühne der gelehrten Welt eine Hauptrolle und mit

beinahe allgemeinem Beifalle spielte, ohne alle Schminke und entkleidet von allem Prunk, gleichsam nur in seinem Negligé darstelle. Einen Nachteil von seinem Auftreten im häuslichen Gewande darf ich wenigstens nicht befürchten, denn er war in jedem liebenswürdig. Gewiss gibt es auch einige, die Kant näher als bloss aus seinen Schriften kennen zu lernen und ihn von mehr als einer Seite dargestellt zu sehen wünschen, um nicht bloss den grossen Mann sondern auch den Menschen in seinen Menschlichkeiten kennen zu lernen. Der Maler, der die Züge seines Originals sich recht einprägen will, beobachtet dasselbe unter mehreren Situationen, in verschiedenen Attitüden, übersieht dabei auch die dunklere Seite nicht, um ja alles recht zu zeichnen und nicht etwa durch Weglassung des Schattens ein widriges chinesisches Gemälde zu liefern oder durch eine zu starke Auftragung desselben sein Bild zu dunkel und finster zu kolorieren.

Auch Kant hatte seine Schwachheitsschatten als Mensch, die aber seinen lichten Seiten nichts von ihrer Klarheit und Sichtbarkeit benehmen konnten und werden. Die meisten waren nicht seine Schuld, sondern Folgen der menschlichen Natur, wenn sie ein hohes Alter erreicht, denen mithin weder seine Geistesgrösse noch der hohe Grad seiner Kraft der Ausbildung, ja selbst seine Herzensgüte nicht den zwar langsamen, aber

doch mächtigen Eintritt verwehren konnte. Er hatte 80 Jahre in seinem Lebenskreise gewandelt; was Wunder also, wenn er in diesem Kreislauf des Lebens endlich an den Punkt zurückkam, von dem er ausgegangen war! Auch in seiner Schwachheit behielt er, aus dem so manche Strahlen des Lichts sich verbreitet hatten, seinen Glanz, wie die Sonne in der Verfinsterung ihr eigenes Licht, wenn sie es verloren zu haben scheint, und verlor ihn nicht wie der abnehmende Mond sein erborgtes Schimmerlicht verliert. Weit entfernt etwas einer Biographie von Kant ähnliches zu liefern, sollen diese Blätter seinen Biographen keinen Eintrag tun, sondern sich nur darauf einschränken, das, was andere bei grösserer Einsicht, Geschicklichkeit und Kenntnis von Kant doch nicht so genau wissen können, und auch das, was sie von ihm anzuführen vielleicht unter ihrer Biographen-Würde halten möchten, darzulegen. Dem Gelehrten kann manches von dem, was ich mitteilen will, gleichgültig scheinen, dagegen werden viele seiner abwesenden Freunde, die ihn in den letzten Jahren seines Lebens nicht sahen, und überhaupt ein Teil des Publikums angelegentlich wünschen, dass auch selbst dies unbedeutend scheinende nicht verloren gehe. Und wollte ein Biograph mit einer gewissen Selbstverleugnung und Aufopferung seiner höheren Kunst sich auch auf die Anführung spezieller Umstände, kleinerer

Gewohnheiten und Äusserungen Kants einlassen, wo würde er sie finden, wenn sie ihm nicht einer lieferte, der mit Kant auf dem Fusse gelebt hätte, wie ich in den letzten Zeiten um ihn zu sein Gelegenheit gehabt.

Aus diesem Gesichtspunkte wünsche ich daher diese Blätter beurteilt zu sehen. Ihr Wert besteht in der reinsten und unverfälschtesten Wahrheit, von der keine Schminke, keine Übertreibung mich ableiten soll, indem ich sorgfältig über mich wachen werde, dass auch wider meinen Willen sich nicht etwas Unwahres einschleicht. Ausserdem schreibe ich vor den Augen von Männern, deren einige ihn wöchentlich ein-, auch mehrmals sahen und mit Scharfblick beobachteten, und deren Rüge unwahre Behauptungen nicht entgehen würden. Aber auch diese werden wissen, dass manche Äusserungen Kants in den letzten Jahren seines Lebens, und zu verschiedenen Zeiten verschieden ausfielen, und dass er mir manches mitteilte, was er anderen verschwieg.

Interessanter hätte man zwar diese Blätter machen können, wenn man in mancher Anekdote von Kant diesen oder jenen Umstand hätte verschönern oder durch Übertreibung heben wollen. Allein das Anziehende soll stets der Wahrheit weichen, uns lieber mag ersteres als diese fehlen, wenngleich diese Strenge in Mitteilung der Wahrheit mir notwendig machen

wird, meine stille Zurückgezogenheit zu verlassen und mehr, als ich wünschte, vor dem Publiko zu erscheinen.

Mancher edle Zug des Herzens Kants, manche seiner dankbaren Äusserungen gegen mich müssten verloren gehen, wenn ich mich des Sprechens von mir selbst zu sehr enthielte. Verkennen aber würde man mich, wenn man solche Fälle mir als Eitelkeit anrechnen und sie aus einer kleinlichen Begierde, mich an den grossen Mann anzuschliessen und bei solcher Gelegenheit etwas von seiner Berühmheit zu gewinnen, herleiten wollte. Fern sei das von mir; Kant hatte mir sein Zutrauen geschenkt. Ob ich mich desselben würdig gemacht, ob ich getan habe, was man unter den Umständen, in der Verbindung, in der ich mit ihm zu stehen das Glück hatte, und in einer solchen Lage zu tun schuldig ist, werden Kants noch lebende Freunde beurteilen. Nach ihren bisherigen Äusserungen darf ich auf ihren Beifall rechnen, da ich ihre Meinung über meine Absichten eingeholt und ihre anwendbaren Vorschläge und Verbesserungen redlich und dankbar befolgt habe.

Nun zur Sache, und zwar zuerst die Frage: Wie kam ich zu Kant?

Meine Bekanntschaft mit ihm entstand nicht erst in seiner letzten Lebenszeit. Um mit ihm vertraut zu werden, dazu gehörte mehr als ein

Jahrzehnt. In den Jahren 1773 oder 74 (genau weiss ich es nicht) wurde ich sein Zuhörer und später sein Amanuensis. Durch dieses letztere Verhältnis kam ich denn auch mit ihm in eine nähere Verbindung als seine übrigen Zuhörer. Er gestattete mir unentgeltlich ohne meine Bitte den Besuch seiner Vorlesungen. Im Jahre 1780 verliess ich die Akademie und wurde Prediger. Obgleich ich nun in Königsberg blieb, so schien ich doch von Kant in meiner neuen Stellung, wo nicht ganz vergessen, so doch wenigstens nicht mehr gekannt zu sein. Im Jahre 1790 traf ich wieder mit ihm auf der Hochzeit eines der hiesigen Professoren zusammen. Bei Tisch unterhielt Kant sich mit der ganzen Gesellschaft. Als aber nach dem Essen jeder sich einen Gesellschafter zum Gespräch wählte, setzte er sich freundschaftlich zu mir und sprach mit mir über meine damalige Liebhaberei, die Blumistik, mit vieler Sachkenntnis und zeigte zu meinem grössten Befremden eine vollkommene Bekanntschaft mit meiner ganzen Lage. Er erinnerte sich dabei der früheren Zeiten, äusserte seine wohlwollende Teilnahme an meiner Zufriedenheit mit meinen Umständen und zugleich den Wunsch, dass, wenn es meine Zeit erlaubte, ich ihn bisweilen als Tischgast auf seine Einladung besuchen möchte. Als er bald darauf die Gesellschaft verlassen wollte, schlug er mir vor, da ich einen Weg mit ihm zu machen hatte,

mit ihm nach Hause zu fahren. Ich nahm diesen Vorschlag an, begleitete ihn, wurde in der nächsten Woche zu ihm eingeladen und musste zugleich bestimmen, welcher Tag in der Woche für mich der bequemste sei, seine ferneren Einladungen anzunehmen. Unerklärbar war mir Kants zuvorkommendes Benehmen gegen mich. Anfangs vermutete ich, dass irgend einer meiner gütigen Freunde ihm mehr Gutes von mir gesagt hätte, als ich verdiene; aber die spätere, in seinem Umgange gemachte Erfahrung belehrte mich, dass er sich oft nach dem Befinden seiner ehemaligen Zuhörer erkundigte und sich herzlich freute, wenn es ihnen wohlging. Er hatte also mich nicht ganz vergessen.

Diese erneuerte Bekanntschaft mit ihm traf beinahe mit dem Zeitpunkte zusammen, in welchem er seiner häuslichen Einrichtung eine veränderte Gestalt gegeben hatte. Bis dahin hatte er an einer Table d'hote gegessen; jetzt fing er seine eigene Haushaltung an und lud täglich zwei seiner Freunde, und bei irgend einer kleinen Festlichkeit fünf derselben ein. Er beobachtete die Regel genau, dass seine Tischgesellschaft, sich selbst mitgerechnet, nicht unter der Zahl der Grazien und nicht über die Anzahl der Musen sein müsse. Überhaupt hatte seine ökonomische Einrichtung und besonders sein Tisch etwas Eigentümliches, Originelles und in manchen Stücken von der Alltagssitte und dem

Zwange des gewöhnlichen konventionellen Tones Abweichendes, doch ohne Vernachlässigung des Anstandes, der wohl bisweilen in Gesellschaften, worin Damen fehlen, etwas zu leiden pflegt. — Wenn das Essen in Bereitschaft war, trat Lampe, die Thüre mit einem gewissen Tempo öffnend, mit den Worten ins Zimmer, „die Suppe ist auf dem Tische.“ Diesem Zuruf wurde schnell Folge geleistet, und das auf dem Wege nach dem Speisezimmer gewöhnliche Gespräch über die Witterung des Tages wurde beim Beginn der Mahlzeit noch fortgesetzt. Von den wichtigsten Ereignissen des Tages, von Siegen und selbst von Friedensschlüssen durfte nicht eher, als am Tische gesprochen werden. Kant ging mit den Gegenständen der Unterhaltung haushälterisch um und mochte gern einen nach dem andern debattiert sehen. Seine Studierstube war nie der Ort, wo über politische Gegenstände gesprochen wurde. Sobald er sich aber an den Tisch gesetzt hatte, sah man es ihm ganz deutlich an, dass er sich nach der vielen Arbeit und Anstrengung auf Speisen und Unterhaltung freue.

Das: „Nun meine Herren“, wenn er sich auf den Stuhl setzte und die Serviette nahm, zeigte unverkennbar, wie Arbeit die Speisen würze. Sein Tisch war mit 3 Schüsseln, einem kleinen Nachtisch und Wein besetzt. Jeder legte sich seine Speisen selbst vor und das so-

genannte Komplimentieren dabei war ihm so unangenehm, dass er es fast jedesmal, wiewohl mit Bescheidenheit rügte. Er empfand es unangenehm, wenn man wenig ass, und hielt es für Ziererei. Der erste in der Schüssel war ihm der angenehmste Gast; denn desto eher kam die Reihe an ihn zum Zulangen. Er suchte jede Verzögerung dabei zu vermeiden, da er schon von frühem Morgen an gearbeitet und noch nichts bis zu Mittag genossen hatte. Er konnte daher besonders in den letzten Zeiten mehr aus einer Art von Übelbefinden als wirklichem Hunger kaum die Zeit erwarten, bis sein letzter Gast kam.

Der Tag, an dem man bei ihm ass, war ein Festtag für seine Tischfreunde. Angenehme Belehrungen, doch ohne, dass er sich das Ansehen eines Lehrers gegeben hätte, würzten das Mahl und verkürzten die Zeit von 1 Uhr bis 4, 5, öfters auch länger sehr nützlich und liessen keine Langeweile zu. Er duldete keine „Windstille“, mit welchem Namen er die etwaigen Augenblicke belegte, in denen das Gespräch minder lebhaft war. Er wusste stets allgemeine Unterhaltung zu schaffen, jedem seine Liebhaberei abzumerken und mit Teilnahme davon zu sprechen. Vorfälle in der Stadt mussten schon sehr merkwürdig sein, wenn an seinem Tische ihrer Erwähnung geschehen sollte. Fast nie hatte die Unterhaltung auf Gegenstände der kritischen

Philosophie Bezug. Er verfiel nicht in den Fehler der Unduldsamkeit gegen diejenigen, die mit ihm kein gleiches Lieblingsstudium hatten, wie dieses wohl bei manchem anderen Gelehrten der Fall sein möchte. Seine Unterhaltung war populär dargestellt, sodass ein Fremder, der seine Schriften studiert hätte, dem er aber von Person unbekannt geblieben wäre, aus seinem Gespräche wohl schwerlich hätte schliessen können, dass der Erzählende Kant sei. Lenkte sich das Gespräch auf Gegenstände der Physiologie, Anatomie oder die Sitten gewisser Völker, wurden dabei solche Dinge erwähnt, die der Leichtsinn wohl zur Schlüpfrigkeit hätte missbrauchen können, so wurde davon mit einem Ernste gesprochen, der es verriet, dass es nicht nur bei ihm der Fall sei, sondern dass er es auch von seinen Tischfreunden als sicher voraussetzte: Sunt castis omnia casta.

Bei der Wahl seiner Tischfreunde beobachtete er ausser den sonst gewöhnlichen Maximen unverkennbar noch zwei andere. Zuerst wählte er sie aus verschiedenen Ständen: Beamte, Professoren, Ärzte, Geistliche, gebildete Kaufleute, auch junge Studierende, um der Unterhaltung Manigfaltigkeit zu verschaffen. Zweitens waren seine gesamten Tischfreunde jüngere Männer wie er, oft sehr viel jünger. Er schien bei letzteren die doppelte Absicht zu haben: durch die Lebhaftigkeit des kraftvolleren Alters mehr

Jovialität und heitere Laune in die Gesellschaft zu bringen, sodann auch soviel als möglich sich den Gram über den früheren Tod derer, an die er sich einmal gewöhnt hatte, zu ersparen. Bei gefährlichen Krankheiten seiner Freunde war er daher äusserst besorgt und ging in dieser Ängstlichkeit soweit, dass man hätte glauben sollen, er würde ihren Tod nicht mit Fassung ertragen. Oft liess er sich nach ihrem Zustande erkundigen, erwartete mit Ungeduld die Krisis der Krankheit und wurde sogar in seinen Arbeiten darüber gestört. Sobald sie aber gestorben waren, zeigte er sich gefasst, beinahe möchte man sagen gleichgültig. Er betrachtete das Leben überhaupt, besonders die Krankheit als einen steten Wechsel, von dem Nachricht einzuholen es der Mühe verlohnte; den Tod aber als permanenten Zustand, von dem eine Nachricht statt aller hinlänglich sei, wobei sich nun nichts mehr ändern liesse. Auch arbeitete er nun ungestört fort, weil alle seine Besorgnisse ihr Ende erreicht hatten. Der letzteren Maxime und Vorsichtsregel bei der Wahl seiner Tischfreunde ungeachtet verlor er doch manchen derselben durch den Tod. Besonders stark wirkte auf ihn bei aller Fassung der Verlust des Inspektors Ehrenboth, eines jungen Mannes von durchdringendem Verstande und wahrer, ausgebreiteter Gelehrsamkeit, den er überaus hochschätzte.

Die Gegenstände der Unterhaltung waren grösstenteils aus der Meteorologie, Physik, Chemie, Naturgeschichte und Politik entlehnt. Besonders aber wurden die Geschichten des Tages, wie sie uns die Zeitungen lieferten, scharf beurteilt. Einer Nachricht, der Tag und Ort fehlte, sie mochte übrigens so wahrscheinlich sein als sie wollte, traute er nie, und hielt sie nicht der Erwähnung wert. Sein weitreichender Scharfblick in der Politik drang sehr tief ins Innere der Ereignisse, so dass man oft eine, mit den Geheimnissen der Kabinette bekannte diplomatische Person reden zu hören glaubte. Zur Zeit des französischen Revolutionskrieges warf er manche Vermutungen und Paradoxen hin, besonders in Absicht auf militärische Operationen, die so pünktlich eintrafen, wie jene seine grosse Vermutung, dass es zwischen dem Mars und Jupiter keine Lücke im Planetensystem gäbe, deren volle Bestätigung er bei Auffindung der Ceres durch Piazzi in Palermo, und der Pallas durch D. Olbers in Bremen noch erlebte. Diese Planetenentdeckungen machten grossen Eindruck auf ihn, er sprach oft und viel von ihnen, doch ohne zu erwähnen, dass er dieses schon längst vermutet hätte. Merkwürdig war seine Meinung, dass Bonaparte nicht die Absicht haben könne in Ägypten zu landen. Er bewunderte die Kunst desselben, mit der er seine wahre Absicht, in Portugal landen zu wollen, so sehr zu verschleiern

suche. Wegen des grossen Einflusses Englands auf Portugal betrachtete er dieses Land als eine englische Provinz, durch deren Eroberung England der empfindlichste Streich beigebracht werden könnte, indem dadurch die Einfuhr englischer Manufacturwaren in Portugal und die Ausfuhr des Portweins, dieses unentbehrlichen Lieblingsgetränks der Engländer aus Portugal verhindert werden müsste. Gewohnt manche Thatsachen à priori zu demonstrieren, bestritt er die Landung in Ägypten auch da noch, als die Zeitungen sie schon als glücklich vollendet ankündigten, und hielt dieses Unternehmen für völlig unpolitisch und von keiner langen Dauer. Seine Freunde waren nachgiebig genug, nicht zu widersprechen, und der Erfolg der ganzen Expedition war eine ziemliche Rechtfertigung für ihn. Es wurde über die neuesten Erfindungen und Ereignisse debattiert, die Gründe für und wider abgewögen und dadurch das Tischgespräch lehrreich und angenehm gemacht. Kant zeigte sich aber nicht bloss als unterhaltenden Gesellschafter, der er besonders in früheren Jahren ganz vorzüglich war, sondern auch als gefälligen und freigebigen Wirt, der als solcher keine grössere Freude kannte, als wenn seine Gäste froh und heiter, an Geist und Leib gesättigt, nach einem sokratischen Mahle seinen Tisch verliessen.

Gleich nach Tisch ging Kant der Regel nach aus, um sich Bewegung zu machen, die

ihm bei einer sitzenden Lebensart zur Erhaltung seiner Gesundheit so notwendig war. Doch nahm er, und zwar absichtlich, nie einen Gesellschafter bei seinen Spaziergängen mit. Von seinen beiden Ursachen dazu ist die eine leichter zu erraten als die andere. Er wollte seinen Ideen im Freien auch frei nachhängen oder nach Beendigung seiner Unterhaltung mit den Menschen sich mit irgend einer Beobachtung in der Natur beschäftigen. Die zweite Ursache ist eigener: er wollte nämlich bloss durch die Nase atmen und die atmosphärische Luft nicht so rauh und unerwärmt geradezu in die Lunge ziehen, sondern sie erst einen weiteren Umweg machen lassen. Von dieser Massregel, die er allen seinen Freunden empfahl, versprach er sich Vorbeugung des Hustens, des Schnupfens, der Heiserkeit und anderer rheumatischer Zufälle, und das vielleicht nicht ganz ohne allen Erfolg. Er wurde wenigstens höchst selten von diesen Krankheiten befallen. Auch bei mir hat die gelegentliche, obgleich nicht ängstliche Beobachtung dieser Vorschrift diese Übel seltener gemacht. Nach 6 Uhr setzte er sich an seinen Arbeitstisch, der ein ganz gewöhnlicher, durch nichts sich auszeichnender Haustisch war, und las bis zur Dämmerung. In dieser dem Nachdenken so günstigen Zeit dachte er dem Gelesenen, wenn es eines besonderen Nachdenkens wert war, nach; oder er widmete diese ruhigen

Augenblicke dem Entwurfe dessen, was er am folgenden Tage in seinen Vorlesungen sagen oder fürs Publikum schreiben wollte. Dann nahm er seine Stellung, es mochte Winter oder Sommer sein, am Ofen, von welchem er durchs Fenster den Löbenicht'schen Turm sehen konnte. Dieser wurde zur Zeit dieses Nachdenkens angesehen, oder das Auge ruhte vielmehr auf demselben. Er konnte sich nicht lebhaft genug ausdrücken, wie wohltätig seinen Augen der für dasselbe passende Abstand dieses Objektes sei. Durch diese tägliche Beobachtung in der Dämmerung mag sein Auge sich daran gewöhnt haben. Als mit der Zeit im Garten seines Nachbars einige Pappeln so hoch emporwuchsen, dass sie den Turm verdeckten, wurde er darüber unruhig und gestört in seinem Nachdenken. Er wünschte daher, dass diese Pappeln gekappt werden möchten. Zum Glück war der Eigentümer des Gartens ein gutdenkender Mann, der für Kant Liebe und Hochachtung hatte, und ausserdem mit ihm in näheren Verbindungen stand. Er opferte ihm daher die Wipfel seiner Pappeln, sodass der Turm wieder sichtbar wurde und Kant bei dessen Anblick wieder ungestört nachdenken konnte.

Bei Licht setzte er das Lesen fort bis gegen 10 Uhr. Eine Viertelstunde vor dem Schlafengehen entschlug er sich soviel als möglich alles scharfen Nachdenkens, und jeder, auch nur ge-

ringe Anstrengung erfordernden Kopfarbeit, um nicht durch sie aufgestört und zu munter zu werden; denn die kürzeste Verzögerung des Einschlafens war ihm höchst unangenehm. Zum Glück begegnete sie ihm selten. Ohne seinen Bedienten kleidete er sich in seinem Schlafzimmer ganz allein aus, doch immer nur in der Art, dass er in jedem Augenblicke, ohne verlegen zu werden, oder bei seinem Aufstehen andere verlegen zu machen, erscheinen konnte. Dann legte er sich auf seine Matratze und hüllte sich in eine Decke ein, im Sommer in eine baumwollene, im Herbst in eine wollene. — Beim Eintritt des Winters bediente er sich beider zusammen und in der strengsten Kälte nahm er eine Federdecke von Eiderdaunen, von welcher der Teil, der die Schultern bedeckt, nicht mit Federn gefüllt war, sondern aus einem Ansatz von dickem wollenen Zeuge bestand. Durch vieljährige Gewohnheit hatte er eine besondere Fertigkeit erlangt, sich in die Decken einzuhüllen. Beim Schlafengehen setzte er sich erst ins Bett, schwang sich mit Leichtigkeit hinein, zog den einen Zipfel der Decke über die eine Schulter unter dem Rücken durch bis zur andern und durch eine besondere Geschicklichkeit auch den anderen unter sich und dann weiter bis auf den Leib. So eingepackt und gleichsam wie ein Cocon eingesponnen, erwartete er den Schlaf. Oft pflegte er zu seinen Tischfreunden

zu sagen: „Wenn ich mich so ins Bett gelegt habe, so frage ich mich selbst: kann ein Mensch gesunder sein als ich?“ Seine Gesundheit war nicht blos eine gänzliche Abwesenheit allen Schmerzes; sie war die wirkliche Empfindung und der wahre Genuss des höchsten Wohlbefindens; er schlief daher auch sogleich ein. Keine Leidenschaft machte ihn munter, kein Kummer hielt seinen Schlaf auf, kein Schmerz weckte ihn. Im strengsten Winter schlief er im kalten Zimmer; nur in den letzten Jahren seines Lebens liess er auf Anraten seiner Freunde sein Schlafzimmer sehr mässig erwärmen. Er war ein Feind von allem, was man „sich pflegen und zu gute tun“ nennt. Seine oben erwähnte Decke von Eiderdaunen war alles, was ihn vor Frost schützte. Nach seiner Aussage wurden höchstens 5 Minuten zu seiner völligen Erwärmung erfordert. Wollte er im Finstern aus irgend einer Ursache sein Schlafzimmer verlassen, welches öfters geschah, so diente ihm ein, jeden Abend von neuem gezogenes Seil zum sicheren Wegweiser von und zu seinem Bette. Sein Schlafzimmer war Sommer und Winter hindurch finster. Bei Tage und bei Nacht waren die Fenster durch Laden geschlossen, und zwar aus einer ganz eigenen Ursache. Durch einen Fehler im Beobachten war er auf eine besondere Hypothese über die Erzeugung und Vermehrung der Wanzen geraten, die er aber

für feste Wahrheit hielt. Er hatte nämlich in einer anderen Wohnung zur Abhaltung der Sonnenstrahlen die Fensterladen stets geschlossen gehalten, vergass aber vor einer kleinen Reise aufs Land die Fensterladen vorlegen zu lassen und fand bei seiner Rückkehr sein Zimmer mit Wanzen besetzt. Da er nun glaubte, vorher keine Wanzen gehabt zu haben, so zog er den Schluss: Das Licht müsse zur Existenz und zum Fortkommen jenes Ungeziefers notwendig erforderlich und die Abhaltung der eindringenden Lichtstrahlen ein Mittel sein, ihrer Vermehrung vorzubeugen. Wahrscheinlich haben andere Umstände ihn in dieser Meinung bestärkt. Vielleicht hatte eine ohne sein Vorwissen besorgte Reinigung sie vertrieben, und da er in dieser Zeit die Fensterladen wieder sorgfältig verschlossen gehalten, so glaubte er, die nun verschwundenen Insekten durch die Finsternis vertilgt zu haben. Auf der Wahrheit seiner Theorie bestand er indessen so fest, dass er jeden Zweifel, so leise, jede Bedenklichkeit, so klein sie auch sein mochte, übel empfand. Selbst das für jeden andern so überzeugende Argument: dass zur Zeit seines ersten Dieners sein Bett stark mit jenen Insekten besetzt war, konnte ihm nicht entgegengestellt werden, weil er geradezu erwidert haben würde: man habe das Schliessen der Laden unterlassen, und das Tageslicht hätte seine schöpferische Macht in Heranbringung jener Insekten unge-

hindert äussern können. Nie klagte er über Beschwerden, die diese Tiere ihm zugefügt hätten, und würde nach gehabter Erfahrung ihres Daseins sie vielleicht doppelt unangenehm empfunden haben. Wer weiss, ob dadurch nicht seine Überzeugung von der Gewalt des Gemüts auf körperliche Empfindungen in etwas gewankt hätte. Ich liess ihn bei seiner Meinung, sorgte für Reinigung seines Schlafzimmers und Bettes, wodurch die Wanzen sich verminderten, obgleich die Laden und Fenster, um frische Luft zu schaffen, fast täglich — freilich ohne sein Mitwissen — geöffnet wurden. Er schlief nach der Zeit ruhiger, ohne zu wissen, warum.

Weder in der Nacht noch bei Tage transpirierte Kant. Vielleicht hatte seine Natur mehr durch ängstliche als sorgfältige Vermeidung alles dessen, was Schweiss erregen konnte, sich schon daran gewöhnt. Auffallend war es aber, dass er in seinem Wohnzimmer eine beträchtliche Wärme ertragen konnte und sich unglücklich fühlte, wenn nur ein Grad daran fehlte. 75 Grad nach Fahrenheit musste der unverrückte Stand seines Thermometers in diesem Zimmer sein, und fehlte dieser im Juli und August, so liess er seine Stube bis zu dem erforderlichen Standpunkte des Thermometers erwärmen. Im heissen Sommer ging er leicht gekleidet, stets in seidenen Strümpfen, die er nie aufband, sondern durch eine eigene künstliche Vorrichtung in gehöriger

Lage zu erhalten suchte. In einer, einem Taschenuhrgehäuse ähnlichen, jedoch kleineren Kapsel war in einem Federgehäuse, um welches sich eine Darmsaite wie die Kette in der Uhr wand, eine Uhrfeder angebracht, deren ziehende Kraft durch ein Gesperr vermehrt oder vermindert werden konnte. An beiden Enden der doppelten Saite waren zwei Häkchen, die auf beiden Seiten jedes Strumpfes eingehakt wurden. Zu den Kapseln selbst waren neben der Uhrtasche dieser ähnliche kleinere Taschen angebracht, die unten eine kleine Öffnung hatten, durch welche die Saiten mit den daran befindlichen Häkchen gingen. Wäre diese Einrichtung nicht so originell und deutete sie nicht zugleich auf Kants Ordnungsliebe und die von ihm im Auge gehabte Gesundheitsregel hin, den Umlauf des Blutes durch festgezogene Bänder nicht hemmen zu wollen, so verdiente sie kaum einer Erwähnung. Für Kant waren diese elastischen Strumpfbänder ein solches Bedürfnis, dass die Unordnung, in welche sie bisweilen gerieten, ihn in Verlegenheit setzte, der ich zum Glück sehr leicht abhalf. Da ihn indessen sein schon erwähnter leichter Anzug im Sommer bei Bewegungen im Freien doch nicht völlig vor Anwandlungen des Schweisses sichern konnte, so hatte er auch dagegen ein Vorbeugungsmittel in Bereitschaft. Er blieb in irgend einem Schatten und in der Stellung, als wenn er

jemanden erwartete, so lange still stehen, bis die Anwandlung zur Transpiration vorüber war. War aber in einer schwülen Sommernacht nur eine Spur von Schweiss bei ihm eingetreten, so erwähnte er dieses Falles mit einer Art von Wichtigkeit, als eines ihm zugestossenen widrigen Ereignisses.

Fünf Minuten vor fünf Uhr Morgens, es mochte Sommer oder Winter sein, trat sein Diener Lampe in die Stube mit dem ernsten militärischen Zuruf: „Es ist Zeit!“ Unter keiner Bedingung, auch in dem seltenen Falle einer schlaflosen Nacht, zögerte Kant nur einen Augenblick, dem strengen Kommando den schnellsten Gehorsam zu leisten. Oft that er bei Tische mit einer Art von Stolz an seinen Diener die Frage: „Lampe, hat er mich in dreissig Jahren nur an einem Morgen je zweimal wecken dürfen?“ „Nein, hochedler Herr Professor“, war die bestimmte Antwort des ehemaligen Kriegers. Mit dem Schlage fünf sass Kant an seinem Theetische, trank, wie er es nannte, eine Tasse Thee, die er aber in Gedanken und um sie warm zu erhalten, so oft nachfüllte, dass wenigstens zwei, wo nicht mehrere aus ihr wurden. Dabei rauchte er die einzige Pfeife für den ganzen Tag mit einem zu diesem Behufe schon lange gebrauchten Hut auf dem Kopfe, und zwar mit solcher Schnelligkeit, dass ein glühender Aschenkegel, den er mit dem gewöhnlichen Namen

eines Holländers belegte, zurückbleiben musste. Bei dieser Pfeife überdachte er abermals, wie abends vorher am Ofen, seine Dispositionen und ging gewöhnlich um 7 Uhr zu seinen Vorlesungen und von diesen an seinen Schreibtisch. Um $^3/_4$1 Uhr stand er auf, rief der Köchin zu: „Es ist Dreiviertel!" und ging zu Tisch. Gleich nach der Suppe nahm er einen Schluck, wie er es nannte, der aus einem halben Glase Magenwein, Ungar, Rheinwein oder auch in Ermangelung jener aus Bischof bestand. Diesen Wein brachte die Köchin dann herauf. Er ging damit ins Speisezimmer, goss sich ihn selbst ein und umschlug das Glas mit einem Sedezblatt Papier, um das Verrauchen zu hindern. Seine Tischfreunde werden wissen, dass dieses ein wichtiges Geschäft für Kant war, das er keinem so leicht anvertraut hätte, und das daher hier seinen Platz finden musste. Nun erwartete Kant seine Gäste, auch noch in den spätesten Zeiten seines Lebens, völlig angekleidet. Bei Vorträgen, in dem Kreise seiner Vertrauten, oder bei Tisch im Schlafrock zu erscheinen, fand er unschicklich und sagte: „Man müsse sich nicht auf die faule Seite legen".

So war ein Tag dem anderen ähnlich und in dieser ihm weder lästigen noch langweiligen Gleichförmigkeit gingen Kants Tage in strenger Ordnung froh dahin. Gerade diese Ordnung und seine sich stets gleiche Diät scheinen viel zu

seinem langen Leben beigetragen zu haben. Er sah daher auch seine Gesundheit und sein hohes Alter fast als sein eigenes Werk, ja als ein Kunststück an, wie er es selbst nannte: bei so vielen Gefahren, denen das Leben ausgesetzt ist, sich noch bei allem Schwanken im Gleichgewicht zu erhalten. Er tat sich darauf soviel zu gute, wie der gymnastische Künstler, der lange auf einem schlaffen Seile schwebt, ohne von demselben nur einmal hinabzugleiten. Triumphierend über jeden Anfall von Krankheit stand er fest; dennoch aber war er unparteiisch genug, bisweilen zu sagen: „Es sei immer etwas impertinent, so lange zu leben, als er, weil dadurch jüngere Leute nur erst spät zu Brote kämen“. Diese Sorgfalt für die Erhaltung seiner Gesundheit war auch die Ursache, warum ihn neue Systeme und Erfindungen in der Medizin so sehr interessierten. Er sah das Brown'sche System als eine Haupterfindung dieser Art an. Sobald Weikard dasselbe adoptiert und bekannt gemacht hatte, wurde auch Kant mit demselben vertraut. Er hielt es für einen bedeutenden Fortschritt, den nicht nur die Medizin, sondern auch mit ihr die Menschheit gemacht hätte, fand es mit dem gewöhnlichen Gange der Menschheit: nach vielen Umwegen vom Zusammengesetzten endlich zum Einfachen zurückzukehren, sehr übereinstimmend und versprach sich von ihm noch vieles andere Gute, unter

anderem auch in ökonomischer Hinsicht für den Patienten, den Armut hindert, die kostbaren und zusammengesetzten Heilmittel zu gebrauchen. Sehnlich wünschte er daher, dass dieses System bald mehr Anhänger erhalten und allgemein in Umlauf gebracht werden möchte.

Ganz entgegengesetzter Meinung war er aber im ersten Anfange, als Dr. Jenner seine Erfindung der Kuhpocken-Impfung bekannt machte, über den grossen Vorteil derselben fürs Menschengeschlecht. Er verweigerte ihnen den Namen der Schutzblattern noch sehr lange; meinte sogar, dass die Menschheit sich zu sehr mit der Tierheit familiarisiere und der ersteren eine Art von Brutalität (im physischen Sinne) eingeimpft werden könne. Er fürchtete ferner, dass durch Vermischung des tierischen Miasmas mit dem Blute oder wenigstens mit der Lymphe dem Menschen Empfänglichkeit für die Viehseuche mitgeteilt werden könnte. Endlich bezweifelte er auch aus Mangel an hinlänglichen Erfahrungen die Schutzkraft derselben gegen die Menschenblattern. So wenig alles dieses auch Grund haben machte, so war es doch angenehm, die verschiedenen Gründe für und wider abzuwägen.

Beddoes Versuche mit der Lebensluft und dem Stickgas, durch Einatmung der ersteren sich die Schwindsucht zuzuziehen und durch Einziehung der letzteren sie zu heilen, sowie

Reichs Methode, die Fieber zu heben, machten grossen Eindruck auf ihn, der aber auch mit dem Zurücksinken dieser Erfindungen und besonders der letzteren in ihr Nichts von selbst aufhörte. Die Theorie des Galvanismus und die Beschreibung der Phaenomene desselben konnte er, aller darauf verwandten Mühe ungeachtet, nicht mehr ganz fassen. Augustins Schrift über diesen Gegenstand war eine der letzten, die er las, und der er noch Bemerkungen mit Bleistift an dem Rande beifügte. Mir trug er in der letzten Zeit auf, ihm Auszüge aus dem, was ich darüber gelesen hätte, zu machen.

Allmählich schlichen sich nun bei ihm die Schwächen des Alters ein und die Spuren derselben waren auf mehr als eine Art bemerkbar. Es schien, als ob das, was Kants ganzes Leben hindurch ein Fehler an ihm, obgleich im unmerklichen Grade gewesen, nämlich eine besondere Art von Vergesslichkeit in Dingen des gemeinen Lebens, nun mit den Jahren einen höheren Grad erreicht hätte. Er selbst gestand, dass er sich diesen Fehler sehr oft habe zu Schulden kommen lassen, und führte als Belag aus den frühesten Jahren seines Lebens folgende Geschichte an. Als ein ganz kleiner Knabe hielt er sich, wie er aus der Schule kam, gewisser leicht zu erratender Ursachen wegen einige Augenblicke unter einem Fenster auf, hing seine Bücher an den Ladenriegel und ver-

gass sie wieder abzunehmen. Bald darauf hörte er den ängstlichen Nachruf einer alten, gutmütigen, ihm unbekannten Frau, die ihm keuchend nacheilte und ihm seine Bücher mit vieler Freundlichkeit aushändigte. Noch in den späteren Jahren seines Lebens vergass er das Betragen dieser Person nicht und machte auch kein Geheimnis daraus, dass er auch sonst vergesslich gewesen sei. Was früher sich seltener ereignete, trat nun im Alter öfter ein. Er fing an, seine Erzählungen mehr als einmal an einem Tage zu wiederholen. Die entferntesten Ereignisse der Vorzeit standen mit aller Lebhaftigkeit und Genauigkeit deutlich vor ihm, nur die Gegenwart machte, wie dieses oft bei Greisen der Fall ist, schwächeren Eindruck auf ihn. Er konnte lange, deutsche und lateinische Gedichte mit bewunderungswürdiger Fertigkeit rezitieren, doch nur solche, in denen Geschmack, feiner Witz und angenehme komische Darstellungen herrschten, und die dadurch zur Erheiterung der Gesellschaft vieles beitragen konnten. Kraftvolle Stellen aus den lateinischen Dichtern, besonders ganze Abschnitte aus der Aeneis standen ihm ohne Anstoss zu Gebote, während ihm das, wovon eben gesprochen wurde, entfiel. Er selbst merkte die Abnahme seines Gedächtnisses und schrieb daher zur Vermeidung der Wiederholung und aus Vorsorge für die Mannigfaltigkeit der Unterhaltung sich die Themata dazu auf kleine Zettel, Brief-Kouverts

und abgerissene Papierstückchen auf, deren Anzahl zuletzt so angewachsen war, dass der verlangte Zettel gemeiniglich nur schwer gefunden werden konnte. Beim Ausweissen seiner Studierstube 1802 wollte er sie verbrennen lassen. Ich bat um die Erlaubnis, sie an mich nehmen zu dürfen, und erhielt sie. Einige derselben besitze ich noch und bewahre sie als Reliquien auf, bei deren Ansicht ich mich des darüber Gesagten und der ehemaligen und nützlichen Unterhaltungen erinnere. Zur Probe liefere ich einen derselben, so wie ich ihn ohne Auswahl ergreife, und schreibe nach Weglassung dessen, was sich entweder auf seine Küche bezieht oder doch nicht fürs Publikum ist, wörtlich die kurzen abgebrochenen Sätze hin: „Stickstoffsäure ist eine bessere Benennung als Salpetersäure.“ „Requisita des Gesundseins.“ „Clerici, Laici.“ „Jene Regulares diese Seculares.“ „Von der ehemaligen Belehrung meiner Schüler, Schnupfen und Husten gänzlich zu verbannen (Respiration durch die Nase).“ „Das Wort Fussstapfen ist falsch; es muss heissen Fusstappen.“ „Der Stickstoff Azote ist die säurefähige Basis der Salpetersäure.“ „Den Winterpflaum (φλομος), den die Schafe von Angora, ja sogar die Schweine haben, die in den hohen Gebirgen von Caschmir gekämmt werden, weiterhin in Indien unter dem Namen Shalws, die sehr teuer verkauft werden.“ „Ähnlichkeit des Frauenzimmers mit einem Rosen-

knöspchen, einer aufgeblühten Rose und einer Hagebutte.“ „Vermeinte Berggeister, Nickel, Kobolt.“ Duroc u. s. w.“ Statt dieser Zettelchen machte ich ihm kleine Büchelchen von einem Bogen Postpapier in Sedez gebunden.

Ein zweites Zeichen seiner Schwäche war seine Theorie über das allerdings merkwürdige Phänomen, den Katzentod in Basel, Wien, Kopenhagen und anderen Orten. Er hielt ihn für eine Folge der damals nach seiner Meinung herrschenden Elektrizität von eigener Art und diese insbesondere von nachteiligen Folgen für diese an sich elektrischen Tiere. Auch wollte er in jener Epoche und in der auf sie folgenden Zeit eine besondere Figur der Wolken wahrgenommen haben. Ihm kamen die Grenzen derselben nicht so scharf gezeichnet vor, der Himmel schien ihm gleichmässiger bezogen und nicht mit gebirgsähnlichen Wolken bedeckt zu sein. Davon sollte nun diese Art der Elektrizität die Ursache sein. Aber nicht bloss die dem Seifenwasser ähnlichen Wolken, nicht bloss den Katzentod, nein, auch seine Kopfbedrückungen leitete er von derselben Ursache ab. Was er aber Kopfbedrückungen nannte, dürfte wohl eher ein vom eintretenden Alter herrührendes Unvermögen gewesen sein, nicht mehr mit der früheren Leichtigkeit und so scharf denken zu können, als er sonst gewohnt war. Einer jeden Einwendung gegen seine Theorie suchte er auszuweichen. Seine

Überzeugung von ihrer Gewissheit wurde auch dadurch noch vergrössert, dass seine Freunde aus Schonung ihm nicht geradezu widersprachen. Gern liess man ihm die individuelle Überzeugung: dass sein Zustand vom Einfluss der Witterung abhänge, weil doch nichts so leicht eine Änderung zulässt, als diese Hoffnung, auch nur im weitesten Prospekt, die demnach ihn wieder mutvoll und zufrieden machte. Wer von seinen teilnehmenden Freunden hätte gerade diesem Leidenden den noch etwas lichten Ausblick durch unnötige Zweifel verdunkeln, wer ihm die letzte Hoffnung des Besserwerdens durch Widerspruch rauben können? Seine tägliche und an einem Tage mehr als einmal wiederholte standhafte Behauptung: dass nichts anderes als diese Art Elektrizität die Ursache seines Übels sei, setzte es seinen Freunden ausser Zweifel, dass die Natur ihre Rechte über ihn behaupte, und dass er unter der Bürde der Jahre zu sinken beginne. Kant, der grosse Denker, hörte nun auf zu denken.

Vielleicht glaubt man eine Art von verborgener Eitelkeit hierin zu bemerken, als ob er, seiner ehemaligen Grösse sich bewusst, seine nun anrückende Schwäche habe ableugnen, verhehlen oder auch beschönigen wollen? Nichts weniger als dies; seine eigenen Ausdrücke sind entscheidend und rechtfertigen ihn gegen jeden Argwohn dieser Art.

Schon im Jahre 1799, da sie kaum bemerkbar wurde, sagte er einst, indem er sich über seine Schwäche erklärte, in meiner Gegenwart: „Meine Herren, ich bin alt und schwach, Sie müssen mich wie ein Kind betrachten.“

Vielleicht sollte man denken, er habe den herannahenden Tod und besonders wegen seiner zunehmenden Kopfbedrückungen einen ihn in jeder Stunde bedrohenden Schlagfluss gefürchtet? Vielleicht war mit der langen Lebensgewohnheit die Anhänglichkeit an das Leben, wie dieses oft bei Greisen der Fall ist, gewachsen? Nein! auch dieses nicht. Er blieb der Resignation auf dasselbe und der ruhigen Erwartung des Todes stets fähig. Auch hierüber sind seine Äusserungen, die schon anderwärts, aber aus ihrem rechten Gesichtspunkte verschoben, öffentlich angeführt sind, des Aufbehaltens wert. „Meine Herren“, sagte er, „ich fürchte nicht den Tod, ich werde zu sterben wissen. Ich versichere es Ihnen vor Gott, dass, wenn ich's in dieser Nacht fühlte, dass ich sterben würde, so wollte ich meine Hände aufheben, falten und sagen: Gott sei gelobt! Ja, wenn ein böser Dämon mir im Nacken sässe und mir in's Ohr flüsterte: Du hast Menschen unglücklich gemacht! Dann wäre es etwas anderes.“ Dieses sind Worte eines durchaus rechtlichen Mannes, der

mit Begehung einer Unlauterkeit sich nicht das Leben erkauft hatte, der die Worte sich oft zurief und sie sich fest zum Wahlspruch gemacht hatte: Crede summum nefas, animam praeferre pudori et propter vitam vivendi perdere causas. Wer von seinen Tischfreunden Zeuge war, wenn Kant von seinem Tode sprach, wird mir beistimmen, dass keine Heuchelei bei ihm im Hinterhalte versteckt war.

Die allmählich sinkenden Kräfte des von seinen Arbeiten ermüdeten Greises brachten nach und nach eine Änderung in seiner bisherigen Lebensweise zuwege. Seit langer Zeit war er gewohnt um 10 Uhr schlafen zu gehen und um 5 Uhr geweckt zu werden. Der letzten Gewohnheit blieb er treu, der ersteren aber nicht. Er musste doch schon anfangen, mit jeder Kraft sehr haushälterisch umzugehen. Zuerst setzte er also seiner Schlafzeit einige Minuten zu, die sich sehr bald zu Stunden vermehrten. Im Jahre 1802 ging er schon um 9 Uhr und späterhin noch früher zu Bett. Er fühlte durch diese Verlängerung seiner Ruhe sich gestärkt. Fast glaubte er, das rechte Mittel zur Vermehrung seiner Kräfte gefunden zu haben, und vermehrte daher den Gebrauch selben, aber mit wenigem Erfolg.

Seine Spaziergänge schränkte er auf eine kurze Promenade auf Königsgarten unweit seines Hauses ein. Um fester zu gehen, beobachtete

er damals eine eigene Manier. Er setzte den Fuss perpendikulär mit einem gewissen Stampfen auf die Erde, um teils, wenn er mit der ganzen Fusssohle die Erde berührte, die Basis zu vergrössern, teils auch fester in den sandigen Boden zu treten. Dennoch fiel er einst auf der Strasse. Zwei Damen eilten, ihm aufzuhelfen, weil er es selbst nicht konnte. Er dankte sehr für den tätigen Beistand diesen ihm unbekannten Personen und überreichte, noch den Grundsätzen seiner Artigkeit treu, der einen die Rose, die er eben in der Hand hatte, die sie mit überaus grosser Freude annahm und zum Andenken aufbewahrt.

Vielleicht war dieser Fall die Ursache, warum er seine Spaziergänge in der Folge ganz einstellte. Die Urteile seiner Freunde waren darüber geteilt, ob Kant aus Schwäche nicht mehr ausgehen konnte oder ob die unterlassene Bewegung ihn noch mehr geschwächt habe. Auch seine Arbeiten, die mehr im Lesen als im Schreiben bestanden, gingen ihm nun langsamer von statten. Jede Beschäftigung wurde dem bisher so tätigen Manne, besonders wenn sie mit körperlichen Bewegungen verbunden war, lästig. Seine Füsse versagten ihm den Dienst immer mehr. Er fiel sowohl im Gehen als im Stehen, aber fast stets ohne Verletzung, belachte jeden Fall und behauptete, er könne wegen der Leichtigkeit seines Körpers nicht schwer fallen. Oft, be-

sonders des Morgens, schlief er vor Mattigkeit auf seinem Stuhle ein, fiel im Schlafe herunter, konnte sich selbst nicht helfen und blieb dann ruhig liegen, bis irgend jemand kam. Später wurde der gewöhnliche Stuhl mit einem anderen, der ringsherum eine Lehne hatte, vertauscht, und seit dieser Zeit kamen dergleichen Unfälle bei Kant nicht mehr vor.

Dieses Einschlafen ausser der Zeit hätte auch noch auf eine andere Art für ihn nachteilig werden können. Er sank beim Lesen dreimal kurz nacheinander mit dem Kopfe ins Licht; die baumwollene Nachtmütze entzündete sich und stand in hellen Flammen auf seinem Kopfe. Ohne aber darüber zu erschrecken, nahm er sie mit blossen Händen ab, achtete den Schmerz des Verbrennens nicht, legte sie ruhig auf die Mitte des Fussbodens und trat sie mit den Füssen aus. Ich stellte ihm indess die Gefahr dieses Wagestückes vor, dass die Flamme seinen Schlafrock ergreifen und er leicht verbrennen könnte, hielt von nun an ein Glas und eine Flasche Wasser auf seinem Tische in Bereitschaft, liess die Form der Nachtmützen ändern und bat ihn, meinen Rat zu befolgen, dass, wenn ja wider Vermuten dieser Vorfall sich ereignen sollte, er die Flammen ja nicht mit den Füssen austreten möchte. Durch diese Vorkehrungen und weiteres Abrücken des Lichtes von seinem Platze, woran Kant sich bald

gewöhnte, wurde dem Übel, das nicht bloss für ihn, sondern auch für andere hätte gefährlich werden können, vorgebeugt.

Mit den Auszahlungen seines Geldes konnte Kant sich ohne Nachteil für sich nicht mehr befassen. Er bezahlte einer ehrlichen Frau 5 Taler für Kerzen, gab aber statt halber Gulden Guldenstücke (Mark) und folglich die doppelte Summe. Die Frau war schon im Begriff, das Geld an sich zu nehmen, als sie Kants Versehen bemerkte und die halbe Summe zurückschob. Er erzählte sogleich seinen Fehler, um die Ehrlichkeit der Frau nicht zu verschweigen. Aber von seinen Geldempfängern war vielleicht nicht jeder so ehrlich, wie diese Frau. Gewiss hat mancher die Schwäche Kants auf eine unedle Art gemissbraucht.

Jene Unfälle, manche erlittene Verluste und das Gefühl von seiner zunehmenden Schwäche, sowie die Überzeugung von der Notwendigkeit einer baldigen Unterstützung durch eine fremde Kraft neigten ihn immer mehr zu mir hin. Er hatte sich stets etwas aufgezeichnet, um mit mir darüber Rücksprache zu nehmen, mich um Rat zu fragen, oder um die Besorgung einer ihm nötigen Sache zu bitten. So ungern er es besonders in seinen früheren Jahren sah, wenn seine Freunde ihn ausser der Zeit besuchten, so fing er doch jetzt an den Wunsch lauter werden zu lassen, dass ich, wenn es meine Zeit erlaubte, im

Vorbeigehen eintreten und sehen möchte, was er mache. Die Art, mit der er dieses tat, war so einladend für mich, dass ich seinen Wunsch sehr gern erfüllte. Bald aber hätte mich ein Umstand abgeschreckt, meine Besuche zu wiederholen. Ich kam nur in der Absicht hin, um nachzusehen, ob ihm etwas zu seiner Bequemlichkeit oder irgend etwas Notwendiges fehle, ob ich durch Rat und Tat ihm könnte behilflich sein; aber er machte mit sichtbarer Anstrengung den unterhaltenden Wirt und war mehr galant als unbefangen. Ich suchte der Sache dadurch eine andere Wendung zu geben, dass ich meine folgenden Besuche auf wenige Minuten einschränkte, und überhob ihn dadurch der Mühe der Unterhaltung. Ich verweilte länger, wenn ich das Wort hatte, machte aber Miene zum Aufbruch, sobald ich merkte, dass die Unterhaltung ihn ermüde. In dieser abgemessenen Distanz gingen einige Zeiten hin.

Auch ein anderer Umstand, der öftere Besuche nötig machte, kam noch hinzu. Seine Geldgeschäfte hatte bisher Herr D. Jachmann übernommen, der Kants volles Zutrauen genoss und verdiente. Dieser Freund Kants verliess Königsberg und so hörte mit seinem Aufenthalte an diesem Orte auch natürlich sein ihm geleisteter Beistand auf. Kaum darf ich glauben, dass, wenn diese Trennung nicht erfolgt wäre, er sich sobald an mich angeschlossen hätte. Un-

entschlossenes Hin- und Herwanken, schnelles Abspringen in der Freundschaft und Wandelbarkeit in seinem Zutrauen waren nicht Fehler des Mannes, der seine Maximen sorgfältig prüfte, treulich lehrte und fest nach ihnen handelte.

Zwar beeiferten sich auch seine Tischfreunde, ihm, soweit es ihnen möglich war, treulich auszuhelfen, sodass fast jeder die Besorgung eines Zweiges seiner Ökonomie übernahm. Ja sogar ein von Kant sehr geschätzter auswärtiger Freund sorgte für seine Küche. An mich wandte er sich, wenn ihm Wäsche und Kleidungsstücke fehlten, oder Reparaturen in seinem Hause nötig waren. Bei der Besorgung aller dieser Bedürfnisse fehlte ihm aber noch jemand, der sich seiner Geldangelegenheiten und fast aller seiner häuslichen Bedürfnisse hätte annehmen können.

So geschickt Kant zu Kopfarbeiten war, so unbeholfen war er in Handarbeiten. Nur die Feder verstand er zu regieren, aber nicht das Federmesser. Ich musste ihm daher gemeiniglich die Federn nach seiner Hand schneiden. Lampe verstand es noch viel weniger, irgend einem Mangel im Hauswesen abzuhelfen. Nie sah er, woran es lag, dass eine Sache nicht Dienst tun wollte; vielmehr wandte er bloss Gewalt an und wollte, was er mit dem Kopfe nicht zwingen konnte, mit der Hand allein bewerkstelligen. Bei einem solchen Verfahren war

denn oft guter Rat teuer. Der grosse Theoretiker und der kleine Praktiker in der Mechanik, Kant und Lampe, jener ganz Kopf, dieser ganz Hand, waren oft über unbedeutende Dinge verlegen. Jener entwarf das Problem einer Sache abzuhelfen, dieser besorgte die Auflösung, aber nicht des Problems, sondern der Sache selbst, die er oft durch falsch angewandte Gewalt zertrümmerte. Es war Kant überaus angenehm, wenn kleinen Mängeln z. B. dem Knarren oder dem schwierigen Auf- und Zugehen einer Tür auf der Stelle, ohne fremde Beihülfe, mit Leichtigkeit und besonders ohne Geräusch abgeholfen, oder wenn der unregelmässige Gang seiner Uhr (die Kant so lieb hatte, dass er bisweilen sagte: wenn er in Not wäre, müsste sie das letzte Stück sein, das er verkaufen würde) verbessert wurde. Mir, der ich mich mit mechanischen Handarbeiten beschäftigt hatte, gelang so etwas leicht. Gewohnt, zuerst den Sitz des Übels und der entgegengesetzten Wirkung aufzusuchen, fand ich den Fehler bald und half ihm oft ohne Werkzeuge ab. Die Schnelligkeit, mit welcher dieses oft geschah, erregte Kants Bewunderung und Freude, besonders dann, wenn er selbst das Übel für unheilbar gehalten hatte, sodass er von mir bisweilen sagte: Ich wüsste in allen Dingen Rat. Ich würde diese Äusserung mit Stillschweigen übergangen haben, wenn sie mir nicht Aufschluss zu geben schien,

warum Kant von seinen übrigen Tischfreunden gerade mich wählte. Seine abnehmenden Kräfte veranlassten ihn wahrscheinlich, sich nach jemandem umzusehen, der nach seinem Ausdruck für so etwas Rat wüsste. Ausser dieser Ursache mochte es auch vielleicht die Wahrnehmung sein, dass die weitläufigeren Geschäfte seiner übrigen Freunde es ihnen nicht erlaubten, sich seiner täglich und so anzunehmen, wie es seine Hülfsbedürftigkeit erforderte. Hierzu kam noch die geringe Entfernung meiner Wohnung von der seinigen und die Gewissheit, dass ich nicht wie einige andere seiner Tischfreunde weite und langwierige Amtsreisen übernehmen durfte, die mich von ihm zeitweise getrennt hätten.

Dieses angeführte Zusammentreffen mehrerer Umstände setzt es ausser Zweifel, dass Kant bei der Wahl meiner Person zu seinem Beistande nicht die grösseren Vorzüge seiner übrigen Tischfreunde übersah, sondern nur durch die erwähnten Umstände zu derselben bestimmt wurde. Vielleicht mag auch die schnelle Pünktlichkeit, mit der ich seine Aufträge unter Mitwirkung meiner Familie besorgte, eine Nebenursache gewesen sein, mich zu wählen. Gerade durch schnelle Besorgung einer Sache geschah ihm ein grosser Gefallen. Wurde seine Frage: Kann das auf der Stelle geschehen? mit seinen eigenen Worten: „Ja, auf der Stelle!“ beantwortet, so rief er mit sichtbarer Freude

aus: O, das ist herrlich! Ein blosses Ja! war ihm eine zu schwache Affirmation.

Man kann es als ein drittes Kennzeichen seiner Schwäche ansehen, dass er mit der Zunahme derselben zugleich alles Zeitmass, besonders für kleinere Abschnitte derselben, verlor. Eine Minute und ohne alle Übertreibung, ein noch kleinerer Zeitraum schien eine ganz unverhältnismässig lange Zeit für ihn zu sein. Er konnte sich durchaus nicht davon überzeugen, dass die Besorgung einer mit der grössten Geschwindigkeit beendigten Sache nicht lange gedauert hätte.

Am Anfange seines letzten Lebensjahres fiel es ihm wider seine sonstige Gewohnheit bisweilen ein, nach vollbrachter Mahlzeit am Tische — noch in der völligen Stellung der Speisenden — mit seinen Tischgästen, insbesondere wenn ich bei ihm speiste, eine Tasse Kaffee, wobei ich wider meinem Wunsch eine Pfeife Tabak rauchen musste, zu trinken. Er freute sich schon den Tag vorher auf meine Anwesenheit, den Kaffee und die Pfeife, bei welcher letzteren er aber nie Gesellschaft leistete, ausserordentlich. Er sprach bei Tische schon oft davon, und hatte diesen Umstand sich in sein Büchelchen, das ich ihm statt jener Zettel anfertigen liess, aufgezeichnet. Da dieser neuerfundene, der Verdauung nicht eben vorteilhafte Nachtisch die Mahlzeit oft verlängerte und mir

zu viel Zeit nahm, so suchte ich, wenn's möglich war, demselben auszuweichen. Oft war er bei Tische in Gespräche so vertieft, dass er es vergass, dass ich, sein ex officio rauchender Gast, am Tische sässe. Die Sache blieb dann bisweilen auf sich beruhen, was ich um so lieber sah, weil ich vom Kaffee, diesem ihm ungewöhnlichen Getränke, mehr Beunruhigung in der Nacht für ihn befürchtete. Gelang aber der Versuch nicht, den Kaffee ihm vergessen zu machen, so kam die Sache etwas übel zu stehen; besonders, wenn es schon spät an der Zeit war. Die Äusserungen einer doch noch immer sanften Ungeduld waren bisweilen sehr naiv und reizten zum Lächeln. Es sollte der Kaffee auf der Stelle (ein ihm geläufiger Ausdruck) geschafft werden. Alle Vorkehrungen waren an dem Tage, an welchem ich bei ihm speiste, schon zur schnellsten Bereitung desselben getroffen. Es durfte an dieses ihm so wichtige Werk zu seiner Vollendung nur die letzte Hand angelegt werden. Pfeilschnell eilte der Bediente, den Kaffee in das schon kochende Wasser zu schütten, ihn aufsieden zu lassen und heraufzubringen; doch währte ihm diese kurze dazu erforderliche Zeit unausstehlich lange. Auf jede Vertröstung erwiderte er etwas anderes, und war wegen Abänderung der Formeln nie verlegen. Sagte man: Der Kaffee wird gleich gebracht werden, so erwiderte er: „Ja, wird; das ist der Knoten,

dass er erst gebracht werden wird". Hiess es: Er kommt bald! so fügte er hinzu: „Ja! bald, eine Stunde ist auch bald, und so lange hat es schon nach der Zeit gedauert, als es auch bald hiess". Endlich sagte er mit stoischer Fassung: „Nun, darüber kann ich sterben; und in jener Welt will ich keinen Kaffee trinken". Er stand auch wohl vom Tische auf und rief zur Thüre hinaus, und das ziemlich verständlich: „Kaffee! Kaffee!" Hörte er endlich den Diener die Treppe heraufkommen, so rief er jauchzend: „Ich sehe Land!" wie der Matrose vom Mastkorbe. Auch das Kaltwerden des Kaffees erforderte eine für ihn zu lange Zeit, ob er gleich in mehrere Tassen umgegossen wurde. War er endlich zum Genuss völlig fertig, so hörte man auch wohl ein „Heisa Courage meine Herren!", bei dessen Aussprache, besonders des zweiten Wortes, er das r aus Freude ausserordentlich schärfte, und wenn Alles genossen war, ein: „Und hiermit Basta!" welchen Ausdruck er mit einem Tempo, mit dem er die Tasse stark hinsetzte, gewöhnlich begleitete.

Um ihm manche Ungeduld zu ersparen, hielt ich jede von ihm etwa verlangte und dem Verderbnis nicht so leicht ausgesetzte Sache vorrätig oder liess sie von mir holen. Diese Massregel erleichterte ihm seine sonst so freudenleeren Tage ungemein; ja er fing an zu glauben, dass er ohne meine Beihülfe nicht wohl bestehen

könnte. Ich richtete mich daher so ein, ihn täglich eine halbe Stunde zu besuchen.

Nach dem bereits Angeführten war zu vermuten, dass die bemerkten Idiosynkrasien Kants bei zunehmender Schwäche leicht in eine Art von Eigensinn übergehen würden, der in einem vertrauteren Umgange mit ihm manche Unannehmlichkeiten hätte herbeiführen können. Ich bestimmte mir also die nötigen Grundsätze, die ich beobachten wollte, um ihm und mir die Lage zu erleichtern. So sehr ich den grossen Mann verehrte, so erlaubte ich mir doch nie irgend eine Schmeichelei, urteilte mit Freimut, jedoch ohne auf die entfernteste Weise anmassend zu sein, und bestand mit Beharrlichkeit auf dem, was ich als entschieden nützlich und gut für ihn erkannte. Dieses Betragen war es ohne Zweifel, was mir sein Vertrauen immer mehr erwarb. Kant, als edler Mann, verabscheute nichts so sehr als elende Kriecherei. Mit seinen zunehmenden Jahren schlichen sich manche irrige Meinungen, mancher unbegründete Verdacht, manche mürrische Äusserungen gegen sein Gesinde ein. In den meisten Fällen, wo er fehlte, beobachtete ich ein tiefes Schweigen. Fragte er mich, wo er Unrecht hatte, um meine Meinung, so sagte ich mit Freimut, dass ich aus diesen oder jenen Gründen, die ich nach Massgabe der Sache anführte, nicht seiner Meinung sein könnte. Ein entgegengesetztes Be-

tragen, Schmeichelei und Parteilichkeit, wären gewiss die sichersten Mittel gewesen, mich seines Vertrauens und seiner Achtung verlustig zu machen, weil jeder edle Mensch sich lieber sanften und mit Gründen unterstützten Widerspruch als feige und parteiische Nachgiebigkeit gefallen lässt, und man diejenigen, die sich jemandes übereilten Urteilen und unzulässigen Wünschen bequemen, nach kälterer Beurteilung und ruhigerer Prüfung gewöhnlich mit tiefer Verachtung bestraft.

In früheren Jahren war Kant zwar keinen Widerspruch gewohnt. Sein durchdringender Verstand, sein ihm stets zu Gebote stehender, nach Umständen oft kaustischer Witz, seine ausgebreitete Gelehrsamkeit, vermöge welcher er sich in jedes Gespräch einlassen, sich keine fremde Meinung oder keine Unwahrheit aufbinden lassen durfte, seine allgemein anerkannte edle Gesinnung, sein strengmoralischer Lebenswandel hatten ihm eine solche Superiorität über andere verschafft, dass er vor ungestümem Widerspruch sicher war. Wagte es dennoch jemand in Gesellschaften ihm zu laut oder auf eine witzig sein sollende Art zu widersprechen, so wusste er durch unerwartete Wendungen das Gespräch so zu leiten, dass er alles für seine Meinung gewann, und so der kühnste Witzling schüchtern und stumm gemacht wurde. Es war daher eine kaum zu vermutende Erscheinung,

dass er meine vorgebrachten Gründe zwar mit prüfendem Ernst, jedoch ohne Unwillen, ruhig anhörte. So liebenswürdig blieb der grosse Mann auch selbst als schwacher Greis. Oft ohne den mindesten Anstand, ohne Einwendung gab er seinen heissesten Wunsch auf, wenn ich ihm denselben als seiner Gesundheit nachteilig vorstellte, und entsagte selbst langen Gewohnheiten, wenn ich ihn darauf aufmerksam machte, dass sein jetziger Zustand eine Änderung in denselben erfordere. Hatte er sich dann einmal an die neue bessere Ordnung der Dinge gewöhnt und die Vorteile meiner Vorschläge eingesehen, so dankte er mir mit vieler Rührung für meine Beharrlichkeit. Ich vermied es sorgfältig, ihm geradezu zu widersprechen, wartete vielmehr einen gelegeneren Zeitpunkt, eine ruhigere Lage bei ihm ab, wiederholte aber dennoch unermüdlich meine Vorschläge, wenn er je einige derselben sogleich anzunehmen Bedenken trug, bis sie endlich durchgingen. Er schlug mir daher auch nie etwas rundweg ab. Seine Bitte um Aufschub der Ausführung eines Vorschlags war oft rührend, besonders wenn Wäsche gewechselt werden sollte. Ich machte daher schon früher Anträge dazu, um durch einigen Aufschub doch nichts für seine Reinlichkeit zu verlieren. So sehr Kant zu dieser geneigt war, so angelegentlich protestierte er doch gegen die Anwendung jener Reinlichkeits-

regel unter dem Vorwande, dass er nie transpiriere.

Mit jedem Tage nahm meine Anhänglichkeit an ihn zu. Welches empfindende Herz fühlte nicht das Ehrenvolle des Berufes, die Stütze eines ehrwürdigen Greises zu sein, der die Bürde des Alters so mutvoll und standhaft trug? Wer hätte nicht willig für ihre Erleichterung eintreten wollen? Ein vorteilhafter Umstand war es für mich, dass ich ihn schon morgens um 5 Uhr sprechen konnte. Erlaubten es meine Geschäfte nicht, die gewöhnliche Zeit zwischen 9 und 10 Uhr einzuhalten, so wählte ich die früheren Morgenstunden zu seinem Besuche. Jeder Tag brachte mir Gewinn, denn täglich entdeckte ich eine liebenswürdige Seite mehr seines guten Herzens; täglich erhielt ich neue Versicherungen seines Zutrauens. So verschieden auch die Lagen und Verhältnisse waren, in denen ich ihn zu beobachten Gelegenheit hatte, so habe ich doch stets grosse Tugenden neben nur kleinen Fehlern an ihm wahrgenommen.

Kants Grösse als Gelehrter und Denker ist der Welt bekannt, ich kann sie nicht würdigen; aber die feinsten Züge seiner bescheidenen Gutmütigkeit hat keiner so zu beobachten Gelegenheit gehabt als ich. Er wusste alles sorgfältig dem Auge anderer unbemerkbar zu machen, was zu seinem Lobe gereichen konnte. Nicht

jedem ist es gegeben, die gutgemeinten Vorschläge eines anderen, der tief unter ihm steht, mit Bereitwilligkeit anzunehmen und mit Festigkeit zu befolgen; und dennoch tat es dieser Mann. Denn bei seinem grossen Verstande, der zwar bisweilen nur noch unter der Asche loderte, aber auch oft in lichten, selbst blendenden Flammen wieder aufschlug, masste er sich in diesen lichteren Augenblicken keine Untrüglichkeit an, sondern benutzte sie vielmehr nur dazu, seinem Freunde für seine Vorkehrungen zu danken, und die Versicherungen des gegen ihn fortdauernden und vermehrten Zutrauens zu erneuern. Wie ausgezeichnet tritt hier Kant aus der Reihe gewöhnlicher Menschen, die viele um Rat fragen und keinen Rat befolgen! Er handelte konsequenter, und von den beiden Alternativen: entweder nach seinem eigenen Gutdünken selbstständig und unerschüttert fest zu handeln, oder im Fall er dieses nicht tunlich fand, dem Rate dessen, dem er einmal sein Zutrauen geschenkt hatte, unbedingt zu folgen. wählte er die letztere. Nie verdarb er mir den kleinsten Plan durch eigene Dazwischenkunft, und nie machte er ein Geheimnis daraus, sich mir ganz hingegeben zu haben. Dieses Betragen sowohl, als manches vorteilhafte Zeugnis über meine Verfahrungsart jagte mir dann oft eine Schamröte ab; und da Kant in diesem Falle keine Schonung für mich gestatten wollte, so

empfand ich oft, dass zu viele Güte peinigt. Was bisher nur Verbindung aus Bedürfnis und Umgang gewesen war, bildete sich nach und nach, ich darf es der Wahrheit gemäss sagen, zum freundschaftlichen Wohlwollen aus, dessen herzliche und fast zärtliche Äusserungen wörtlich anzuführen die Bescheidenheit verbietet, welches sich aber meinem Herzen um so stärker eindrückte, je ausgemachter es war, dass dieser gerade Mann nichts anderes sagen konnte, als was er wirklich empfand.

Kant hatte das blendende Paradoxon des Aristoteles adoptiert: Meine lieben Freunde, es gibt keine Freunde. Er schien dem Ausdrucke Freund nicht den gewöhnlichen Sinn unterzulegen, sondern ihn so etwa, wie das Wort Diener in der Schlussformel des Briefes oder im gewöhnlichen Empfehlungsgruss zu nehmen. Hierin war ich mit ihm nicht einerlei Meinung. Ich habe einen Freund im vollen Sinne des Wortes, dessen Wert es mir unmöglich machte, Kants Meinung beizustimmen. Bisher war Kant sich selbst genug gewesen und hatte, da er Leiden nur dem Namen nach kannte, keines Freundes bedurft. Jetzt durch seine Schwäche fast bis zum Hinsinken niedergedrückt, sah er sich nach einer Stütze um, ohne die er sich nicht mehr aufrecht erhalten konnte. Als ich daher bei Gelegenheit seiner sehr eindringlichen Freundschaftsversicherung meinen Unglauben

mit Beziehung auf jenes Paradoxon äusserte, war er offenherzig genug zu gestehen, dass er jetzt mit mir einerlei Meinung sei und Freundschaft für keine blosse Chimäre halte.

Bei seiner Delikatesse und der sorgfältigsten Vermeidung alles Lästigwerdens stand er noch immer an, mir seine gesamten Angelegenheiten anzuvertrauen, sowie ich andererseits auch nie für ihn mehr tat, als er von mir verlangte, oder was er mir freiwillig zugestanden hatte: nämlich ihm meine Vorschläge zur Erleichterung seines Zustandes selbst unaufgefordert vorzulegen. Im November 1801 machte er mich mit seinem Wunsche bekannt, sein Vermögen und alles, was auf ihn näheren oder ferneren Bezug haben könnte, gänzlich abzugeben und sich, wie man zu sagen pflegt, in Ruhe zu setzen. Er eröffnete mir dieses nach und nach, bat mich zuerst um die Gefälligkeit, sein vorrätiges Geld durchzuschiessen und es nach den verschiedenen Münzsorten abzuteilen. Vermutlich hatte sich kurz vor diesem Antrage ein Kant auffallendes und ihm nicht so recht erklärbares Ereignis mit dem Gelde zugetragen. Er übergab mir zuerst die Schlüssel, die er sein Heiligtum zu nennen pflegte, zur Vollziehung seines Auftrages und ging ins andere Zimmer. Ich wurde über diesen neuen Beweis seines Zutrauens verlegen, weil es mir nicht unbekannt war, dass in diesem Schranke die auf sein Vermögen sich beziehen-

den Papiere lagen, deren Inhalt er als ein Geheimnis bewahrte. Er kehrte bald aus seinem Zimmer zurück und bot mir die auf ihn geprägte Medaille zum Andenken an, gab mir auch, um sein Gesinde vor Verdacht der Entwendung nach seinem Tode zu sichern, eine schriftliche Schenkungsurkunde darüber. Von wem und bei welcher Gelegenheit ihm diese Medaille gegeben worden, ist mir unbekannt. Wie man aber hat behaupten können, dass sie ein Geschenk der Judenschaft gewesen für die Erklärung schwerer Stellen des Talmuds, worüber er ihnen Vorlesungen gehalten habe, ist mir unbegreiflich. Kant und der Talmud scheinen mir wenigstens zu heterogen, als dass sich beides mit einander auf irgend eine Art vereinigen liesse. Ungeachtet der feierlichsten Versicherung seines Zutrauens zu mir, die er mir in dieser Stunde gab, und welches er, wie der Erfolg bewies, auch wirklich in mich setzte, unternahm ich nicht leicht etwas von Bedeutung für ihn, ohne vorher wenigstens einen seiner übrigen Freunde zu Rate zu ziehen. Ich wählte dazu besonders Herrn R. R. V. —, einen durch seine ausgebreiteten Kenntnisse, sein edles Herz und seine grosse Bescheidenheit ausgezeichneten Mann, auf den Kant einen überaus grossen Wert legte, und mit dem ich in den ersten Jahren der Tischfreundschaft Kants lange Zeit hindurch an einem Tage in der Woche bei Kant ass. Da ich

seinen Namen nur mit dem Anfangsbuchstaben bezeichnete, so erlaube ich mir Kants eigenes Urteil über ihn, das er am Anfange seines 80. Jahres in sein Tagebüchlein geschrieben hatte, herzusetzen: „Herr V. sowohl in Ansehung seiner Laune und Denkungsart, als auch seiner Einsicht, als Menschenfreund und in Geschäften eine seltene Erscheinung.“ Diesem Manne legte ich jeden meiner Entwürfe zur Kenntnisnahme, Prüfung, Verbesserung und Genehmigung vor. Ich konnte mich dadurch teils gegen die vielleicht sonst entstehenden Vorwürfe eines zu übereilten und willkürlichen Verfahrens gegen andere und mich selbst rechtfertigen, teils wirklichen Gewinn für Kant aus der Vorsicht und Erfahrung dieses achtungswerten Mannes ziehen. Kant nahm überdies meine Vorschläge mit noch grösserem Zutrauen an, sobald er erfuhr, dass ich mit Herrn R. R. V. darüber Rücksprache genommen hatte.

Nachdem mir Kant seine Angelegenheiten einmal übergeben hatte, enthielt er sich, so viel es nur möglich war, aller eigenen Auszahlungen, tat schlechterdings nichts ohne meinen Rat, wenigstens nie etwas ohne mein Vorwissen. Die untere Behörde durfte nie übergangen werden, und das Urteil der niedrigeren Instanz erhielt stets die Bestätigung der höheren.

Die erste Zeit nach der Übergabe wandte ich dazu an, um mit seinen Angelegenheiten

und Papieren bekannt zu werden. Von letzteren war nichts mehr vorhanden, als was auf sein Vermögen Bezug hatte. Er machte mich mit dem Bestande desselben bekannt und fügte hinzu: dass, ob er gleich alles ehrlich erworben habe, die Grösse desselben doch keiner wisse als der, der es auf Zinsen an sich genommen hätte. Er wünschte, dass nur ich die Summe wissen, aber auch als Geheimnis bewahren möchte. Späterhin erlaubte er mir, Herrn R. R. V. von allem Auskunft zu geben, da eintretende Umstände, über welche ich mit ihm Rücksprache zu nehmen hatte, es notwendig machten. Seine übrigen gelehrten Arbeiten und Papiere hatten zwei jetzt abwesende Gelehrte in Empfang genommen. Von gelehrter Korrespondenz war kein Blatt vorhanden. Von seinem noch unvollendeten Manuskript soll unten Erwähnung geschehen.

Über manche zu meiner Kenntnis nötige Dinge und Familiennachrichten holte ich von ihm Nachricht ein, die er mir mit vieler Genauigkeit und ohne Zurückhaltung gab.

Zuerst fand ich aus Gründen notwendig sein Geld an einen anderen Ort und in einen anderen Schrank in versiegelten und mit Aufschriften versehenen Beuteln zur Aufbewahrung zu verlegen. Ich erlaube mir hier zur Rechtfertigung dieser Vorkehrung eine Unterbrechung des Zusammenhanges. Laut Testament betrug

Kants Vermögen im Jahre 1798 42930 Gulden oder 14310 Taler, sein Haus und seine Mobilien nicht mitgerechnet. Seit dieser Zeit waren die Einkünfte von seiner Schriftstellerei und seinen Vorlesungen unbedeutend, weil er nunmehr weder schrieb noch las. Ein Kapital von 10000 Talern, das zu 6 % ausgetan war, ging ein und wurde nur zu 5 % wieder ausgeliehen; daraus entstand ein jährlicher Ausfall von 100 Talern in seinen Einkünften. Er gab 200 Taler jährlich zur Unterstützung seiner Verwandten mehr aus, und mit seiner zunehmenden Schwäche wurden seine Ausgaben vermehrt. Lampe erhielt noch 40 Taler jährlich nach seiner Entlassung, und bei Kants Tode betrug dennoch sein baares Geld über 17000 Taler. Abgezählte Summen und ein hineingelegter Zettel, auf dem ihr Bestand verzeichnet war, lagen in dem Schreibtisch, in dem vorher alles bare Geld aufbewahrt wurde, zu seinen laufenden Ausgaben bereit. Ich überschoss sie wenigstens zweimal in der Woche und verglich den Bestand mit den etwaigen Ausgaben, die Kant selbst jetzt nur notgedrungen machte. Ich glaube nicht zu irren, dass durch diese Vorkehrungen etwas gewonnen wurde. Die Schlüssel von beiden Geldbehältnissen hatte Kant selbst. Ich nahm sie nur bei Auszahlungen an mich und, sobald ich die ausgezahlte Summe abgeschrieben hatte, händigte ich sie ihm wieder ein. Als

einst eine Summe in meiner Abwesenheit ausgezahlt werden sollte, deren Grösse den abgezählten Geldvorrat in seinem Schreibtisch überstieg, so war Kant durch die dringendsten Vorstellungen seines Dieners nicht zu bewegen, das noch Fehlende aus seinem grösseren Gelddepôt, zu dem er doch den Schlüssel hatte, zu nehmen und verschob die ganze Zahlung, bis ich kam, um meine Vorkehrungen nicht zu stören. Dieser Umstand kennzeichnete deutlich den Mann von festen Grundsätzen und feiner Denkungsart, eröffnete mir eine beruhigende Aussicht für .die Zukunft und bestärkte mich in der sicheren Vermutung, dass ich auch bei seiner zunehmenden Schwäche keine erniedrigende Zumutung oder Beleidigung von ihm zu fürchten hätte. Vielmehr zeigten andere Umstände, wie genau und scharfsichtig er jede mit kleinen Aufopferungen verbundene Gefälligkeit zu würdigen wusste.

Bei meinen täglichen Besuchen traf mich oft, wie natürlich, auch schlechte Witterung. Er verkannte es aber nicht, dass ich mich nie über dieselbe beklagte; bemerkte es vielmehr, dass, wenn ich vom Regen durchnässt oder von der Kälte erstarrt zu ihm kam, ich die Spuren der üblen Witterung vor dem Eintritte in sein Zimmer entweder zu vertilgen oder zu verhehlen suchte. Liberal bot er mir zu meinem jedesmaligen Besuche, ohne dass ich auf die Witterung Rück-

sicht zu nehmen hätte, einen Wagen auf seine Kosten an. Zwar machte ich von diesem Anerbieten nie Gebrauch, kann es aber zum Beweise seiner Feinheit und Erkenntlichkeit nicht füglich mit Stillschweigen übergehen.

Eben diese seine edle Dankbarkeit hält mich in der Erzählung seiner häuslichen Verfassung auf, den Faden derselben zu verfolgen; sie macht's, dass ich mir eine kleine Abschweifung erlaube und einige Züge aus Kants früherem Leben hinzeichne. Bis zum höchsten Alter blieben seinem edlen Herzen die genossenen Wohltaten unvergesslich, und das Andenken an seine Wohltäter war ihm heilig. Er tat jederzeit, was er sollte, und daher war Reue über unterlassene Pflicht eine ihm fremde Empfindung. Aber eine mehr ehrenvolle als tadelnswerte Ausnahme fand statt. Er bedauerte es sehr, dass er es bis zur Zeit seines Unvermögens verschoben hatte, dem verdienstvollen Franz Albert Schulz, Doktor der Theologie, Pfarrer in der Altstadt und zugleich Direktor des Kollegii Fridericiani ein Ehrendenkmal, wie er es nannte, in seinen Schriften zu setzen. Dieser grosse Menschenkenner entdeckte zuerst Kants grosse und seltene Anlagen und zog das unbemerkte Genie, das ohne seine Dazwischenkunft vielleicht verkümmert wäre, hervor. Ihm verdankt Kant das, was er wurde, und die gelehrte Welt das, was sie durch seine Ausbildung gewann. Schulz beredete

Kants Eltern, ihren Sohn studieren zu lassen, und unterstützte selbst ihn in einer Weise, die mit Kants und seiner Eltern Ehrgefühl bestehen konnte, da sie einer baren Unterstützung auswichen. Er versorgte Kants Eltern mit Holz, das er ihnen gewöhnlich unverhofft und unentgeltlich anfahren liess. Die eigene Äusserung Kants gegen mich über den Vermögenszustand seiner Eltern, von denen man so verschieden spricht, verdienen hier eine Stelle. Seine Eltern waren nicht reich, aber auch durchaus nicht so arm, dass sie Mangel leiden durften oder gar, dass Not und Nahrungssorgen sie hätten drücken sollen. Sie verdienten soviel, als sie für ihr Hauswesen und die Erziehung ihrer Kinder nötig hatten. Dessen ungeachtet erinnerte sich Kant jener freilich für die damalige Zeit nicht eben so bedeutenden Unterstützung und der schonenden Zartheit, mit welcher Schulz sie seinen Eltern und ihm, da er auf der Akademie war, zufliessen liess; lobte seinen edlen Charakter, den er schon im Hause seiner Eltern, die Schulz oft besuchte, kennen gelernt hatte und dankte ihm die Empfehlung an seine Eltern: auf die Talente ihres Sohnes aufmerksam zu sein und ihre Ausbildung zu befördern, mit vieler Rührung. Mit den wärmsten Gefühlen einer aufrichtigen Verehrung und kindlichen Zärtlichkeit dachte Kant an seine Mutter. Ich liefere die Geschichte so, wie ich sie aus einer doppelten

Quelle geschöpft habe, teils aus dem, was mir Kant in Stunden vertrauter Unterhaltung über Familienangelegenheiten, unter Weglassung von Umständen, deren Erwähnung seine Bescheidenheit verbot, erzählte, teils aus dem, was seine noch lebende Schwester hinzufügte, der die Erzählung aller zum Lobe Kants gereichenden Umstände eher anstand als ihm. Nach Kants Urteil war seine Mutter eine Frau von grossem, natürlichem Verstande, den ihr Sohn als mütterliches Erbteil von ihr erhielt, einem edlen Herzen und einer echten, durchaus nicht schwärmerischen Religiosität. Mit der innigsten Erkenntlichkeit verdankte Kant ihr ganz die erste Bildung seines Charakters und zum Teil auch die ersten Grundlagen zu dem, was er später wurde. Sie hatte ihre Anlagen selbst nicht vernachlässigt und besass eine Art von Bildung, die sie wahrscheinlich sich selbst gegeben hatte. Sie schrieb, nach dem Wenigen zu urteilen, was ich als Familiennachrichten von ihrer Hand aufgezeichnet sah, ziemlich orthographisch. Für ihren Stand und ihr Zeitalter war das viel und selten. Durch Schulz aufmerksam gemacht, entdeckte sie auch selbst bald die grossen Fähigkeiten ihres Sohnes, die natürlich ihr mütterliches Herz an ihn fesselten und sie veranlassten, auf seine Erziehung alle nur mögliche Sorgfalt zu verwenden. Da sie eine durchaus rechtliche Frau, ihr Gatte ein redlicher Mann und beide Freunde der Wahrheit

waren; da aus ihrem Munde keine einzige Lüge kam; da kein Missverständnis die häusliche Eintracht störte; da endlich keine gegenseitigen Vorwürfe in Gegenwart der Kinder die Achtung derselben für ihre gutgesinnten Eltern schwächten, so wirkte dieses gute Beispiel sehr vorteilhaft auf Kants Charakter. Keine Fehler der Erziehung erschwerten ihm daher das Geschäft späterer Selbstbildung, die oft unvermögend ist, es gänzlich zu verhindern, dass jene nicht durchschimmern sollten. Seine Mutter nahm früh ihre Pflicht wahr; sie wusste bei ihrem Erziehungsgeschäft Annehmlichkeit mit Nutzen zu verbinden, ging mit ihrem Manelchen (so verstümmelte mütterliche Zärtlichkeit den Namen Immanuel, mit dem sein Geburtstag, der 22. April, im Kalender bezeichnet ist) oft ins Freie, sie machte ihn auf die Gegenstände in der Natur und manche Erscheinungen in derselben aufmerksam, lehrte ihn manche nützlichen Kräuter kennen, erzählte ihm sogar vom Bau des Himmels so viel, als sie selbst wusste und bewunderte seinen Scharfsinn und seine Fassungskraft. Bei manchen Fragen ihres Sohnes geriet sie dann freilich oft etwas ins Gedränge. Wer aber sollte eine solche Verlegenheit sich nicht sehr gern gewünscht haben? Sobald Kant in die Schule ging, noch mehr aber, als er auf der Universität war, erhielten diese fortgesetzten Spaziergänge eine veränderte Gestalt. Was ihr unerklärbar

war, konnte der Sohn ihr begreiflich machen. So eröffnete sich für diese glückliche Mutter eine doppelte Quelle der Freude. Sie erhielt neue ihr unbekannte Aufschlüsse, nach denen sie so begierig war und sie erhielt diese von ihrem Sohne und mit denselben zugleich Beweise seiner so schnell gemachten Fortschritte, die ihre Aussichten für die Zukunft ungemein erheiterten. Wahrscheinlich waren bei aller mütterlichen Vorliebe, welche die an Kinder geknüpften Erwartungen so leicht zu vergrössern pflegt, doch diese nicht so weit gegangen, als Kant sie hernach übertraf, und deren Erfüllung sie leider nicht mehr erleben sollte. Kant bedauerte ihren Tod mit der liebevollen und zärtlichen Wehmut eines gutgearteten und dankbaren Sohnes und war in seinem letzten Lebensjahre bei der Erzählung der ihn veranlassenden Umstände jedesmal noch innig über ihren, für ihn zu frühen Verlust tief gerührt. Ein merkwürdiger Umstand hatte ihn beschleunigt. Kants Mutter hatte eine Freundin, die sie zärtlich liebte. Diese war mit einem Manne verlobt, dem sie ihr ganzes Herz, doch ohne Verletzung ihrer Unschuld und Tugend, geschenkt hatte. Ungeachtet der gegebenen Versicherung, sie zu ehelichen, wurde er aber treulos und gab bald darauf einer andern die Hand. Die Folge davon für die Getäuschte war ein tötliches, hitziges Fieber, in welches Gram und Schmerz sie stürtzten. Sie weigerte sich in dieser Krankheit die ihr ver-

ordneten Heilmittel zu nehmen. Ihre Freundin die sie auf ihrem Sterbebette pflegte, reichte ihr den angefüllten Löffel hin. Die Kranke weigerte sich die Arznei zu nehmen und schützte vor: dass sie einen widerlichen Geschmack habe. Kants Mutter glaubte sie nicht besser vom Gegenteil überzeugen zu können, als wenn sie denselben Löffel mit Medizin, den die Kranke schon gekostet hatte, selbst nehme. Ekel und kalter Schauder überfielen sie aber in dem Augenblicke, als sie dieses getan hatte. Die Einbildungskraft vermehrt und erhöht beides, und da noch der Umstand hinzukam, dass sie Flecken am Leibe ihrer Freundin entdeckte, die sie als Petechien (Nervenfieber) erkannte, so erklärt sie sofort: diese Veranlassung sei ihr Tod, legt sich noch an demselben Tage hin und stirbt bald darauf als ein Opfer der Freundschaft.

So erkenntlich Kant gegen die Wohltaten seiner verstorbenen Freunde war, so billig war er auch in Beurteilung seiner übrigen Nebenmenschen. Er sprach von keinem schlecht. Den Gesprächen, die auf grobe Laster der Menschen Bezug hatten, wich er gern aus, als wenn die Erwähnung ihrer schlechten Handlungen den Wohlanstand in der Unterhaltung redlicher Leute beleidigte. Minder strafbare Vergehungen und Verletzung der Pflichten schienen ihm wenigstens ein unwürdiger Gegenstand des Gespräches zu sein, den er bald

gegen einen würdigen vertauschte. Jedem Verdienste liess er Gerechtigkeit widerfahren und suchte Leuten von Verdienst, ohne dass sie es merkten, zur Anstellung zu verhelfen. Keine Spur von Rivalität, vielweniger von Brodneid war bei ihm zu bemerken. Er bemühte sich dem Anfänger zu helfen und sein Fortkommen zu befördern. Mit der grössten Achtung sprach er von seinen Kollegen. Sehr angelegentlich erkundigte er sich nach dem Befinden des Herrn P. P. S. bei dem Hausfreunde desselben, der wöchentlich an seinem Tische speiste. Von einem anderen seiner Mitarbeiter und ehemaligen würdigen Zuhörer, der zwar nicht durch viele Schriften, desto mehr aber durch seine unermüdlichen Vorlesungen und der darin bewiesenen Gelehrsamkeit in den verschiedensten Fächern zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse wirkte, legte Kant als grosser Menschenkenner ein sehr ehrenvolles Zeugnis ab. Er versicherte nämlich, dass in seiner vieljährigen Menschenbeobachtung ihm kein scharfsinnigerer Kopf, kein grösseres Genie vorgekommen sei. Er behauptete, dass er zu jeder und der tiefsten Wissenschaft aufgelegt, und dass er alles, was der menschliche Verstand zu fassen fähig wäre, sich zu eigen machen könnte, und dass mit einer solchen Schnelligkeit, wie er es vermochte, nicht leicht jemand ins Innere der Wissenschaften eindringen würde. Er stellte ihn Kepplern an

die Seite, von dem er behauptete, dass er nach seinem Urteile der scharfsinnigste Denker gewesen sei, der je geboren worden. Viele seiner Kollegen zog er an seinen Tisch und wusste eines jeden Vorzug gehörig zu würdigen. Dieses sein allgemeines Wohlwollen gegen Menschen machte es ihm daher unmöglich, von irgend einem Stande verächtlich zu denken oder zu sprechen; seine Verachtung traf unwürdige Mitglieder eines jeden Standes, ging aber selten in laute Äusserungen über.

Nach dieser Einschaltung knüpfe ich den abgerissenen Faden der Erzählung von Kants häuslichem Leben wieder an. Kant zeigte mir einige frühere Entwürfe seines Testaments, das er selbst entworfen hatte, in denen bald dieser bald jener seiner Tischfreunde zu seinem Testamentsvollzieher ernannt aber wieder ausgestrichen, und in denen zuletzt mein Name allein stehen geblieben war. Er erklärte dabei, dass er sich jetzt nicht erinnere, ob er einen Testamentsvollzieher, vielweniger wen er hierzu wirklich bestimmt habe, verlangte aber von mir, dass ich dieses Geschäft nach seinem Tode übernehmen sollte. Ich übernahm es mit der Bedingung, dass, wenn ein Testamentsvollstrecker in seinem niedergelegten letzten Willen bestimmt wäre, dem er etwas für seine Bemühungen zugesichert hätte, dieser auch das für ihn Bestimmte nach seinem Tode nicht verlieren

dürfte. Kant fand diesen Vorschlag der Billigkeit gemäss und übergab im Jahre 1801 den Abgeordneten des akademischen Senats einen Nachtrag zu seinem Testamente, in dem er mich mit aller nach den Landesgesetzen möglichen Vollmacht als Testamentsvollzieher bestätigte. Den Tag zuvor war er ängstlich, ob er auch etwas zu meinem Nachteil bei der Übergabe versehen würde, verlangte bei diesem Akt meine Gegenwart, an welche er bei allen seinen Unternehmungen sich gewöhnt hatte; liess sich aber bedeuten, als ich ihm die Sache als unzulässig vorstellte, und willigte ein, dass ein anderer seiner Tischfreunde der Übergabe beiwohnte. Als ich nach vollbrachtem Akt Mittags bei ihm ass, leerte er ein Glas Wein mit dem Trinkspruche: „Weil heute alles so gut gegangen“, und setzte scherzend und lächelnd hinzu, „und ohne Spektakel abgelaufen ist.“ Er sprach viel und froh über die heute vollbrachte Sache, doch so verblümt, dass der zweite Tischgenosse nicht wusste, wovon die Rede sei. Diese tropische Art, sich in Gegenwart eines anderen auszudrücken, war sonst Kant nicht eigen, nur heute erlaubte er sich eine Ausnahme. Durch kein förmliches Versprechen hatte ich mich irgend etwas für ihn zu tun verpflichtet. Dieses mir abzufordern, dazu war Kant zu diskret und ich zu behutsam, ihm ein solches bestimmt zu geben, weil die Hindernisse es zu halten, nicht voraus-

zusehen waren. Ohne vorhergegangene Erklärung waren wir beide fest mit einander einverstanden, und jeder Teil wusste, was er von dem anderen zu erwarten hatte. Hätte Kants Schwäche eine solche Richtung genommen, dass ein freier Mann seine etwaige Behandlung und die Äusserungen seines Unwillens schlechterdings nicht hätte ertragen können, so war mir durch kein Versprechen der Rückzug zu einer verhältnismässigen Entfernung benommen. Mit Offenherzigkeit gestehe ich meinen Zweifel, wie ich bei seiner damaligen Schwäche es nicht für ganz unmöglich hielt, dass er etwa durch einen Machtspruch meine guten Vorkehrungen z. B. in Absicht seines Gesindes — durch seine Schwäche verleitet — hätte vernichten, — durch Nachgiebigkeit in ihren unerlaubten und ihm nachteiligen Zumutungen — die Partei desselben nehmen und mich dadurch hätte kompromittieren können. Aber ich gestehe, dass ich ihm durch diese Vermutung Unrecht tat und zu schwach war, seine wahre Grösse ganz zu fassen. Wenn er wegen seiner jetzigen Kurzsichtigkeit mich bisweilen mit seinem Diener verwechselte und zu mir in einem Tone sprach, den er sonst gegen denselben anzunehmen gewohnt war, so war er jedesmal, sobald er seinen Irrtum erkannte, in einer peinlichen Verlegenheit, aus der deutlich zu ersehen war, dass er gern die Meinung bei mir hervorbringen wollte, als hätte

er sich im Gespräche nicht an mich gewandt, sondern wirklich zu seinem Diener gesprochen. Ich vermied daher so viel als möglich ihm diese Verwechselung bemerkbar zu machen. Gelang aber dieser Versuch nicht, so war sein Widerruf des Gesagten für mich beschämend und peinigend.

In sein häusliches Verhältnis gehört auch sein erster Diener Martin Lampe. Dieser war aus Würzburg gebürtig, Soldat in preussischen Diensten gewesen und nach erhaltenem Abschiede vom Regiment in den Dienst bei Kant getreten, dem er gegen 40 Jahre vorstand. Anfänglich bei seiner guten Führung hielt Kant sehr viel auf ihn und bezeigte sich gegen ihn sehr wohltätig. Aber gerade diese Liberalität Kants wurde auch die Ursache, warum Lampe sich einer üblen Gewohnheit, zu welcher sein reichliches Auskommen ihn verleitete, hingab. Er missbrauchte die Güte seines Herrn auf eine unedle Art, drang ihm Zulagen ab, kam zur unrechten Zeit nach Hause, zankte sich mit der Aufwärterin und wurde überhaupt mit jedem Tage unbrauchbarer zur Bedienung seines Herrn. Dieses veränderte Betragen brachte eine veränderte Gesinnung Kants gegen ihn unvermeidlich zuwege. Kant fasste daher den Entschluss, sich von ihm zu trennen, und dieser reifte mit jedem Tage immer mehr seiner Ausführung entgegen. Ich hatte Ursache zu vermuten, dass die Äusserung desselben nicht bloss eine leere Drohung

oder ein Besserungsversuch für Lampe, sondern Kants wahrer Ernst sei, suchte letzteren indessen mit Gründen wieder zu besänftigen und den Aufschub der Ausführung zu bewirken, besonders da ich voraussah, dass die Trennung unvermeidlich, aber auch mit grossen Schwierigkeiten für Kant, für mich, Lampe und seinen neuen Diener verbunden sein würde. Es sollte ein mit Kant grau, aber anstössig gewordener Diener abgeschafft werden. Beide hatten sich an einander gewöhnt. Ich sollte die Mittelsperson zwischen beiden sein. Kant hätte der Schritt gereuen, und er hätte darauf bestehen können, ihn wieder in sein Haus zu nehmen. — Wie weit wäre dann Lampes Brutalität gegen Kant und mich gegangen, wenn er einen so deutlichen Beweis seiner Unentbehrlichkeit erhalten hätte? Und wo war so leicht ausser der Zeit ein treuer, an Eingezogenheit gewohnter Diener herzunehmen, der in Kants lange Gewohnheiten sich zu schicken gewusst haben würde? Ich suchte also diesen drohenden Blitzschlag oft und noch immer unschädlich abzuleiten, obgleich die Kenntnis von Kants Charakter sicher vermuten liess, dass, wenn es ihm einmal rechter Ernst würde Lampe zu entlassen, ihn nichts von diesem Vorsatze so leicht abbringen würde, wie es ja auch die Zeit lehrte.

Mit dem weichsten Herzen verband Kant den festesten Charakter aufs innigste. Gab er

einmal sein Wort, so war dieses bei seiner unerschütterlichen Festigkeit mehr wert als Eidschwüre anderer. Und diese Zuverlässigkeit hat es mir oft erleichtert, seinen Wünschen, deren Erfüllung Erkältung, Indigestion oder andere Nachteile für ihn zur Folge gehabt haben würde, eine andere Richtung zu seinem Vorteile zu geben. Hatte ich nach Darlegung der Gründe, insbesondere durch Hinweis darauf, dass sein Körper das, was demselben in früheren Jahren möglich gewesen wäre, in den späteren nicht ertragen könnte, sein Wort zur Annahme meines Vorschlages einmal erhalten, dann war selbst sein sehnlichster Wunsch vernichtet. Er hatte mir sein Versprechen gegeben, mir in nützlichen Dingen zu folgen und — er hielt's.

Einige seiner Tischfreunde behaupteten, dass sie die Beschwerden, die ich mit Kant hatte, um alles in der Welt nicht übernehmen wollten, und bedauerten mich. Ich aber bedauerte mich selbst nie und versichere, dass ich den Beistand, den ich Kant geleistet habe, keine Beschwerde nennen kann. Bei seiner Schwäche und Hülfsbedürftigkeit war ich ihm freilich Bedürfnis geworden, aber er mir gewiss noch weit mehr. Er sah mich gern, ich ihn gewiss noch lieber, und ich konnte keinen Tag ruhig hinbringen, ehe ich ihn gesehen und mich seiner erfreut hatte, besonders in den letzten Jahren seines Lebens. Ich nahm bei seinen Besuchen, auch

wenn sein Zustand mir nahe ging, nie einen kleinmütigen Ton an, den der Mann, der standhaft den herannahenden Übeln des Alters die Spitze bot, nicht leiden konnte. Er war nicht so weichlich, dass er bedauert werden wollte. Lebhaft und vertrauensvoll war meine Sprache, die ich gegen ihn führte. Und so bedurfte er keines leidigen Trostes. Mein Zuruf: „Non, si male nunc, sic erit et olim“ war ihm genug. Ein solcher unbefangener, freundlicher Zuspruch erheiterte ihn bisweilen so, dass er mich oft seinen Trost nannte, eine Benennung, die seine Schwäche ihm entlockte. Rührend war es für mich geradezu öfter in den letzten Zeiten, da er schon so hinfällig war, dass er nicht mehr lesen und schreiben konnte, ihn mit der Uhr in der Hand die Minute meiner Ankunft erwartend an der Tür sitzen zu finden. Er fühlte nach langer Einsamkeit das Bedürfnis der Unterhaltung sehr dringend. Konnte es da Beschwerde für mich sein, ihn täglich ohne Ausnahme zu besuchen?

Nach so vielen Jahren der Bekanntschaft, des Umgangs und (ich darf der Wahrheit gemäss den Ausdruck gebrauchen) der Vertraulichkeit, — denn er hatte schon längst kein Geheimnis mehr vor mir — konnte es nicht fehlen, dass wir uns gegenseitig so ziemlich kennen gelernt hatten. Wenn dann nun der Mann von einem auf geprüften Grundsätzen unerschütterlich festgebauten Charakter, mit vollem Bewusstsein

dessen, was er sagte, gesetzt, ernst, entschlossen und vertrauensvoll sich in der Art gegen mich ausdrückte: „Liebster Freund, wenn Sie eine Sache für mich vorteilhaft finden, und ich nicht; wenn ich sie für unnütz und nachteilig halte, Sie dieselbe mir aber anraten, so will ich sie billigen und annehmen," und wenn dieser Mann das auch wirklich tat, wenn ausserdem bei gewissen Geschäften, wo die Mitwirkung anderer erfordert wurde, ein jeder dazu Aufgeforderte sich freute und sich beeiferte für Kant mitzuwirken, wenn seine Aufträge von der Art waren, dass kein redlicher Mann, sie auszuführen, auch nur einen Augenblick anstehen und sein Gewissen erst um Rat fragen durfte, wenn kein Widerstand zu fürchten, überall Beistand und Zuvorkommenheit zu erwarten war; so lässt sich wohl begreifen, dass die Übernahme der Geschäfte Kants nicht eine solche Beschwerde war, als sie es beim ersten Anblick zu sein schien. Kant war und blieb der determinierte Mann, dessen schwacher Fuss oft, dessen starke Seele nie wankte.

Daher konnte ein solch kühnes Wagstück wie die Trennung seines alten Dieners von ihm, auch nur bei ihm allein versucht und glücklich ausgeführt werden. Schon ehe diese wirkliche Trennung eintrat, sah ich die Unmöglichkeit ein, dass Kant, der bei der Schwäche seiner Füsse oft fiel, der Wartung eines Dieners allein

überlassen werden konnte, der sich selbst aufrecht zu halten oft unvermögend war und aus sehr verschiedenen Ursachen ein gleiches Schicksal mit seinem Herrn hatte. Ausserdem tat er bei Gelderpressungen, auf welche er in der Hoffnung sich Frieden und Ruhe damit zu erkaufen, einging, Lampes Neigung nur immer mehr Vorschub, und dieser sank tiefer. Hinzu kam noch, dass Lampe durch das Verbot, von keinem andern als von mir Geld zu fordern, und durch den Ernst, mit dem ich ihm jeden Übertretungsfall verwies, alle und jede Hoffnung auf eine Rückkehr des ihm so behaglichen status quo genommen wurde. Ferner sah er sich fast auf seinen Gehalt eingeschränkt und fand daher den Dienst bei Kant im Vergleich mit den vorigen, besseren, goldenen Zeiten nicht mehr so ausserordentlich vorteilhaft. Eine andere Vorkehrung, an die ich oben dachte, mag vieles zur Verzweiflung an bessere Zeiten beigetragen haben. Gesetzt aber auch, alle diese Inkonvenienzen hätten nicht stattgehabt, so machte der Umstand, dass die Kräfte des Dieners Lampe zusehends abnahmen, es notwendig, auf die Besetzung seiner Stelle durch einen rüstigeren und kraftvolleren Mann bedacht zu nehmen. Ich hatte bei Zeiten gehörige Vorkehrungen getroffen und stand vor dem Bruche in voller Rüstung. Ich suchte, fand und wählte einen Diener und erhielt ihn in einem Interims-

dienst, von dem er sich an jedem Tage los machen konnte. Oft sprach ich bald sanft, bald ernstlich mit Lampe über den immer mehr der Ausführung sich nahenden Entschluss seines Herrn, ihn abzuschaffen. Ich machte ihn auf sein trauriges Los für die Zukunft aufmerksam, gab ihm ziemlich verständliche Winke darüber, dass im Falle seiner guten Aufführung nicht allein er, sondern auch seine Gattin und sein Kind glücklich werden sollten, vereinigte mich mit seiner Frau, die ihn mit Tränen bat, sein eigenes Wohl zu bedenken. Er versprach besser zu werden und — wurde schlechter. Endlich kam der Tag im Januar 1802, an dem Kant das ihn beugende Geständnis ablegte: „Lampe hat sich so gegen mich vergangen, dass ich es zu sagen mich schäme". Ich drang nicht in ihn und kenne dieses gewiss grobe Vergehen nicht. Kant bestand auf seine Abschaffung, zwar nicht mit Groll, doch aber mit männlichem Ernst. Seine Bitten an mich waren so dringend, dass ich noch früher als der andere Tischgast vom Tische aufzustehen mich gedrungen sah und den in Bereitschaft stehenden Diener Johann Kaufmann holte. Lampe weiss von nichts, was vorgeht. Kaufmann kommt, Kant fasst ihn ins Auge, trifft auf der Stelle seinen Charakter und sagt: „Er scheint mir ein ruhiger, ehrlicher und vernünftiger Mensch zu sein. Wenn er sich ganz nach den Anweisungen

dieses meines Freundes zu richten gesonnen ist, so habe ich nichts wider ihn. Nur alles, was der ihm sagt, muss er pünktlich tun; was der mit ihm abmacht, das billige ich auch, und das soll er richtig erhalten.“ Kant sorgte also bei seiner ersten Unterredung mit seinem Diener dafür, mich bei ihm in Ansehen zu setzen. Am folgenden Tage wurde Lampe mit einer jährlichen Pension entlassen und mit der gerichtlich verschriebenen Bedingung, dass dieselbe von dem Augenblicke an aufhöre, wenn Lampe oder ein von demselben Abgesandter Kant behelligen würde.

Der Diener Johann Kaufmann war wie für Kant geschaffen und hatte bald wahre persönliche Liebe und Anhänglichkeit für seinen Herrn. Bei seinem Eintritt ins Kant'sche Haus bekam die bisherige Lage in demselben eine ganz andere Gestalt zu ihrem Vorteile. Eintracht mit der Aufwärterin Kants, mit der Lampe vorher im ewigen Streite gelegen und mit der Kaufmann, wie es sein muss, umzugehen verstand, war nun im Hause des Philosophen einheimisch, das vorher durch manche überlaute Auftritte, von denen Kant wusste und nicht wusste, entweiht war. Nun konnte er ohne Verdruss, dessen Erregung durch manche ärgerliche Vorfälle auch beim Philosophen unvermeidlich war, seine Tage ruhig verleben. So grossmütig er Lampe verzieh, so nötig fand er es doch auch, seine bisherige, für

Lampe fast übermässig wohltätige Disposition zu ändern und ihm nur die 40 Taler Pension auf seine Lebenszeit zu sichern. In dem zweiten Nachtrage zu seinem Testamente zeigte er seinen Edelsinn und seine Grossmut auf eine auffallende Art. Er veränderte den ihm vorgeschlagenen Anfang desselben: „Die schlechte Aufführung des Lampe macht es notwendig u. s. w.“, dahin: „Gegründete Ursachen machten u. s. w.“, indem er sagte: „Man kann ja den Ausdruck so mildern.“ Sechsundzwanzig Tage nach Lampes Abschaffung wurde dieser Nachtrag deponiert, und von gerechtem Unwillen war keine Spur in demselben anzutreffen. Lampe liess einen Dienstschein fordern, ich legte ihn Kant vor. Lange sann er nach, wie er die leergelassenen Stellen über sein Verhalten ausfüllen sollte. Ich enthielt mich jedes Rates dabei, was seinen Beifall zu haben schien. Endlich schrieb er: „Er hat sich treu, aber für mich (Kanten) nicht mehr passend verhalten“.

Je länger man mit Kant umging, desto mehr bisher ungekannte vorteilhafte Seiten lernte man an ihm kennen und desto verehrungswürdiger musste er erscheinen. Das zeigte sich auch bei seiner jetzigen Veränderung. Er war an den kleinsten Umstand durch seine ordentliche und gleichmässige Lebensart eine lange Reihe von Jahren hindurch so gewöhnt, dass eine Schere, ein Federmesser, die nicht bloss

zwei Zoll von ihrer Stätte, sondern nur in ihrer gewöhnlichen Richtung verschoben waren, ihn schon beunruhigten; die Versetzung grösserer Gegenstände in seinem Zimmer, z. B. eines Stuhles oder gar die Vermehrung oder die Verminderung der Anzahl derselben in seiner Wohnstube, ihn aber gänzlich störte und sein Auge so lange auf die Stelle hinzog, bis die alte Ordnung der Dinge wieder völlig hergestellt war.

Daher schien es unmöglich zu sein, dass er sich an einen neuen Diener gewöhnen könnte, dessen Stimme, Gang und dergleichen ihm ganz fremd waren. Aber auch in seiner Schwäche behielt er Geistesstärke genug, sich endlich daran zu gewöhnen, was die einmalige Lage der Dinge, besonders, wenn sie durch sein Wort sanctioniert war, notwendig machte. Nur die laute Tenorstimme, das Schneidende und Trompetenähnliche derselben, wie er es nannte, war ihm an seinem neuen Diener empfindlich. „Er ist ein guter Mensch, aber er schreit mir zu sehr," das war alles, was er mit einer Mischung von Sanftmut und klagender Ungeduld sagte. In einem Zeitraume von wenigen Tagen hatte dieser sich an einen leiseren Ton gewöhnt, und alles war gut.

Dieser neue Diener schrieb und rechnete gut. Er hatte in der Schule soviel gelernt, dass er jeden lateinischen Ausdruck, die Namen seiner Freunde und die Titel der Bücher richtig aussprach. Über diesen Punkt richtiger Benennung

und Aussprache der Dinge und Wörter waren Kant und Lampe stets uneins und lebten in einem ewigen Hader mit einander, der oft zu recht possierlichen Szenen Gelegenheit gab, besonders wenn Kant dem alten Würzburger die Namen seiner Freunde und die Titel der Bücher vorsagte.

In den mehr als dreissig Jahren, in denen Lampe wöchentlich zweimal die Hartung'schen Zeitungen geholt und wieder fortgetragen hatte, wobei er jedesmal, damit sie nicht mit den Hamburger Zeitungen verwechselt würden, von Kant sie nennen hörte, hatte er ihren Namen nicht behalten können. Er nannte sie die Hartmann'sche Zeitung. „I was, Hartmann'sche Zeitung!" brummte Kant mit finsterer Stirn. Darauf sprach er sehr laut, affectvoll und deutlich: „Sag' er Hartung'sche Zeitung." Nun stand der ehemalige Soldat geschultert und verdriesslich darüber, dass er von Kant etwas lernen sollte, und sagte im rauhen Ton, in dem er einst: „Wer da?" gerufen, „Hartung'sche Zeitung", nannte sie aber das nächste Mal wieder falsch.

Mit seinem neuen Bedienten kamen nun solche gelehrten Artikel ganz anders zu stehen. Fiel Kant ein Vers aus den lateinischen Dichtern ein, so konnte dieser ihn nicht allein ziemlich richtig aufschreiben, sondern lernte ihn auch wohl bisweilen auswendig, und konnte ihn sogar rezitieren, wenn er Kant nicht gleich einfiel.

Dies war z. B. der Fall mit dem Verse: „Utere praesenti; coelo committe futura“, den ich Kant in Augenblicken des Missmutes, was am Ende bei seiner Schwäche mit ihm werden würde, vorsagte, und den Kant, weil er ihn vorher nie gewusst hatte, oft wieder vergass. Diesen sagte ihm sein Diener richtig vor. Ich war ihm bisweilen durch Übersetzung und Erklärung behülflich. Durch diesen Kontrast und auffallenden Abstich von Lampe wurde Kant zu dem öftern Zeugnis gegen seinen Diener vermocht: „Er ist ein vernünftiger und kluger Mensch.“

Ich hatte diesem neuen Diener den Tag vor dem Antritte seines Dienstes auf einem ganzen Bogen die kleinsten und unbedeutendsten Gewohnheiten und Gebräuche Kants nach der Tagesordnung aufgeschrieben, und er fasste sie mit Schnelligkeit. Er musste mir vorher seine Manöver vormachen und so aufs Tempo geübt, trat er seinen Dienst an. Seine ersten Dienstleistungen gingen daher auch schon so geübt von statten, als wenn er Jahre lang bei Kant gedient hätte. Ich war den grössten Teil des ersten Diensttages zugegen, um durch Winke, die er trefflich verstand, alles zu leiten und den kleinsten Verstoss gegen Kants Gewohnheiten und Gebräuche zu hindern. Über diese war ich durch langen Umgang mit ihm sehr genau unterrichtet, nur bei seinem Theetrinken des Morgens war kein Sterblicher je ausser Lampe

zugegen gewesen. Um das Nötige anzuordnen, war ich um 4 Uhr Morgens schon da. Es war der 1. Februar 1802. Kant stand wie sonst vor 5 Uhr auf und fand mich; es befremdete ihn mein Besuch sehr. Vom Schlafe eben erst erwacht, konnte ich ihm den Zweck meiner Gegenwart anfänglich nicht begreiflich machen. Nun war guter Rat teuer. Keiner wusste, wo und wie der Theetisch gesetzt werden sollte. Kant war durch meine Gegenwart, durch die Abwesenheit des Lampe und durch den neuen Diener verwirrt gemacht, konnte sich in nichts finden, bis er endlich so recht aus dem Schlafe zu sich selbst kam. Nun setzte er sich den Theetisch selbst hin; aber es fehlte noch immer etwas, was Kant nicht angeben konnte. Ich sagte, ich wolle mit ihm eine Tasse Thee trinken und eine Pfeife mit ihm rauchen. Er nahm dieses nach seiner Humanität hoch auf, ich sah ihm aber den Zwang an, den er sich dabei antat. Er konnte sich immer nicht zurecht finden. Ich sass gerade ihm gegenüber. Endlich kam er darauf und bat mich sehr höflich, ich möchte mich so setzen, dass er mich nicht sehen könnte, denn seit mehr als einem halben Jahrhundert habe er keine lebendige Seele beim Thee um sich gehabt. Ich tat, was er verlangte, Johann ging in die Nebenstube und kam nur dann, wenn Kant ihn rief. Nun war alles recht. Kant war gewohnt, wie ich schon oben andeutete,

seinen Thee allein zu trinken und bei demselben ganz ungestört seinen Ideen nachzuhängen. Ob er gleich jetzt nicht mehr las oder schrieb, so war die Schwungkraft vieljähriger Gewohnheit auch noch jetzt sehr stark bei ihm, und er konnte keinen um sich dulden, ohne in die grösste Unruhe versetzt zu werden. Ebenso lief es ab, als ich an einem schönen Sommermorgen einen ähnlichen Versuch machte.

Nun waren wir in alle Gewohnheiten Kants eingeweiht, und am folgenden Tage gings mit dem Theetrinken besser. Noch lange sah Kant meinen ersten Morgenbesuch als Traum oder Zauber an.

Nun ging alles mit dem neuen Diener nach Wunsch. Kant holte nun freier Luft, lebte ruhig und zufrieden. Schlich sich ein kleiner Fehler in seiner Bedienung ein, so beschied er sich selbst, dass ein neuer Diener noch nicht ganz vertraut mit seinen kleinsten Gewohnheiten sein könne.

Ein sonderbares Phänomen von Kants Schwäche war folgendes. Gewöhnlich schreibt man sich auf, was man nicht vergessen will; aber Kant schrieb in sein Büchelchen: der Name Lampe muss nun völlig vergessen werden.

Kant fand es anstössig, wie auch schon im Freimütigen bemerkt worden, seinen Diener Kaufmann zu nennen, weil er zwei gebildete Kaufleute wöchentlich an seinen Tisch zog.

Bei einem frohen Mittagsmahl wurde daher nach Hersagung eines sehr possierlichen Verses, den ich hier nicht anführen mag und dessen Schluss heisst: „Er soll Johannes heissen“, beschlossen, den Diener nicht Kaufmann, sondern Johannes für die Zukunft zu nennen.

Um diese Zeit — Winter 1802 — zeigte sich jedesmal nach dem Essen auf der rechten Seite seines Unterleibes eine Erhöhung von einigen Zollen im Durchmesser der Fläche, die sich sehr verhärtet anfühlen liess und ihn nötigte, jedesmal nach der Mahlzeit seine Kleider zu öffnen, weil sonst der Unterleib zu gepresst war. Obgleich dieser Zufall keine besonderen Beschwerden und Folgen für ihn hatte, so währte es doch ein halbes Jahr, bis es ohne alle Heilmittel besser wurde, sodass er nach einer mit vielem Appetit eingenommenen Mahlzeit seine Kleidungsstücke nicht mehr lüften durfte. So schwach auch sein Körper war, so hatte er doch noch Kraft genug in sich selbst, um Übeln vorzubeugen und selbst die, die schon Wurzel geschlagen hatten, auszurotten.

Im Frühlinge riet ich ihm an, sich Bewegung zu machen. Schon seit vielen Jahren war er nicht mehr ausgegangen, weil er auf seinen letzten Spaziergängen sehr abgemattet wurde. Öffentlicher, herzlicher Dank sei dem unbekannten Manne von mir gebracht, der so viel Aufmerksamkeit für den schwachen, er-

müdeten Greis hatte, dass er gleich nach der gemachten Bemerkung, dass Kant sich bei seinen Spaziergängen am Lizent teils vor Ermüdung teils der Aussicht wegen an eine Mauer lehnte, eine Bank für ihn aufschlagen liess, die Kant mit Dank benutzte, ohne zu wissen, von wem sie herrührte. Es war nicht ratsam, ihm wegen der Schwächlichkeit in seinen Füssen eine Bewegung zu Fuss zu empfehlen. Da einige angestellte Versuche nicht den erwarteten Erfolg für ihn hatten, so waren die Bewegungen im Wagen vorzuziehen. Kant besuchte seinen Garten der Regel nach nie. Als er aber nach vielen Jahren, in denen er ihn nicht gesehen hatte, im Frühling 1802 hineingeführt wurde, so war die Erscheinung ihm so neu, dass er sich in demselben gar nicht orientieren konnte. Meine Auskunft, die ich ihm über die Lage desselben und den Zusammenhang mit seinem Hause geben wollte, schien ihm lästig zu werden. Er sagte: „Er wisse gar nicht, wo er sei", fühlte sich beklommen wie auf einer wüsten Insel und sehnte sich dahin, wo er gewesen war. Alle diese Erscheinungen waren Folgen von der Gewohnheit, sich stets unter den Gegenständen seiner Studierstube aufzuhalten, die ihn jetzt nicht umgaben, deren Abwesenheit ihm Sehnsucht nach ihnen erregte und ihn beklommen machte. Zur Erklärung der sonderbarsten Erscheinungen, die aus Kants Schwäche entstanden, durfte man

oft nur einen unbedeutenden Umstand wissen, und alles Rätselhafte löste sich schnell auf. Durch den steten Umgang mit ihm konnte ich mich ihm sehr leicht verständlich machen. Mir waren daher auch seine sonderbaren und jeden anderen befremdenden Äusserungen in seinem Garten und ähnliche nicht auffallend. Obgleich der Aufenthalt in freier Luft nur wenige Augenblicke dauerte, so war er doch etwas von ihr benommen. Indessen war doch schon ein Schritt zur Wiedergewöhnung an die frische Luft getan, die Kant so lange nicht eingeatmet hatte. Die wiederholten Versuche waren von besserem Erfolge begleitet. Er trank bisweilen eine Tasse Kaffee, was er vorher nie getan hatte, in seinem Garten und fand überhaupt eine Veränderung seiner bisherigen Lage behaglich. Es kam bei ihm nur auf Vorschläge an, die ein anderer ihm machte. Er selbst wäre schwerlich auf den Einfall gekommen, eine Abwechslung zu wagen.

Schon früher machte der Frühling auf ihn keinen sonderlichen Eindruck, er sehnte sich nicht wie ein anderer am Ende des Winters nach dem baldigen Eintritt dieser erheiternden Jahreszeit. Wenn die Sonne höher stieg und wärmer schien, wenn die Bäume ausschlugen und blühten, und ich ihn darauf aufmerksam machte, so sagte er kalt und gleichgültig: „Das ist ja alle Jahre so und gerade ebenso.“ Nur

ein Ereignis machte ihm aber auch dafür desto mehr Freude, sodass er die Rückkehr desselben nicht sehnlich genug erwarten konnte. Schon die Erinnerung im angehenden Frühlinge, dass es bald eintreten würde, erheiterte ihn lange voraus; der nähere Eintritt machte ihn täglich aufmerksamer und spannte seine Erwartung aufs höchste; der wirkliche aber machte ihm grosse Freude. Und diese einzige Freude, die ihm noch die Natur bei dem sonst so grossen Reichtum ihrer Reize gewährte, war — die Wiederkunft einer Grasmücke, die vor seinem Fenster und in seinem Garten sang. Auch im freudeleeren Alter blieb ihm diese einzige Freude noch übrig. Blieb seine Freundin zu lange aus, so sagte er: „Auf den Apenninen muss noch eine grosse Kälte sein;“ und er wünschte dieser seiner Freundin, die entweder in eigener Person oder in ihren Abkömmlingen ihn wieder besuchen sollte, mit vieler Zärtlichkeit eine gute Witterung zu ihrer weiten Reise. Er war überhaupt ein Freund seiner Nachbaren aus dem Reiche der Vögel. Den unter seinem Dache nistenden Sperlingen hätte er gern etwas zugewandt, besonders wenn sie sich an die Fenster seiner ruhigen Studierstube anklammerten, was sehr oft wegen der darin herrschenden Stille geschah. Er wollte aus dem melancholischen, eintönigen und oft wiederholten Gezwitscher derselben auf die beharrliche Sprödigkeit der

weiblichen Sperlinge schliessen, nannte diese melancholischen Stümper von Sängern: „Abgeschlagene und Kümmerer“, wie bei den Hirschen, und bedauerte diese einsamen Geschöpfe. Als Züge seiner Gutmütigkeit auch selbst gegen Tiere, die man zu vertilgen sucht, glaubte ich diesen Umstand nicht übergehen zu dürfen. Auch kleine lichte Striche tragen zum lebhaften Kolorit des Gemäldes das Ihrige bei, und wie viele solcher kleiner Striche und Punkte sind nicht im Charaktergemälde Kants anzutreffen, die das Ganze erheben!

Er wurde immer vertrauter mit der ihm ganz fremd gewordenen freien Luft, und es ward nun ein heroischer Versuch zu einer Ausfahrt gemacht. Kant weigerte sich, ihn zu wagen. „Ich werde wie ein Waschlappen im Wagen zusammenfallen“ sagte er. Ich bestand mit sanfter Beharrlichkeit auf den Versuch, nur durch die Strasse, in der er wohnte, mit ihm zu fahren, mit der Versicherung, sogleich umzukehren, wenn er das Fahren nicht vertragen könne. Erst spät im Sommer bei einer Wärme von 18° Réaumur wurde dieser Versuch gemacht. Herr C. R. H. ein würdiger, treuer, unverdrossener und bis ans Ende ausdauernder Freund Kants, war unser Begleiter auf dieser Spazierfahrt nach einem kleinen Lustort vor dem Steindammer Tore, den ich mit einem anderen meiner Freunde auf einige Jahre gemietet hatte.

Kant verjüngte sich gleichsam, als er die ihm bekannten Gegenstände nach einigen Jahren wiedersah, wiedererkannte und die Türme und öffentlichen Gebäude zu nennen wusste. Wie freute er sich nun aber, dass er so viel Kräfte hatte, aufrecht zu sitzen und sich, ohne besondere Beschwerde zu fühlen, im Wagen wacker rütteln lassen konnte. Wir kamen froh an den Ort unserer Bestimmung. Er trank eine Tasse Kaffee, die schon bereitet stand, versuchte eine halbe Pfeife zu rauchen, welches nie vorher ausser der Zeit der Fall gewesen war, hörte die Menge Vögel, die sich an diesem Ort häufig aufhalten, mit Wohlgefallen singen, unterschied jeden Gesang und nannte jeden Vogel, hielt sich etwa eine halbe Stunde auf und fuhr ziemlich heiter, doch des Vergnügens satt, nach Hause.

Ich wagte es nicht, ihn an einen öffentlichen häufig besuchten Ort zu führen, um ihn nicht den vielleicht lästigen Blicken Neugieriger zu sehr auszusetzen und durch die peinliche Lage eines genau Beobachteten sein Vergnügen zu stören. Das Publikum hatte ihn lange nicht gesehen. Sobald daher der Wagen nur vor seiner Thüre stand, so hatten selbst Leute vom Stande sich um denselben versammelt, um Kant noch vielleicht zum ersten und letzten Male zu sehen. Nach einigen Besuchen meines an meiner Wohnung gelegenen Gartens hörten mit eintretendem Herbste unsere Ausfahrten für

dieses Jahr auf. Die Bewegungen ermüdeten zwar Kant, aber er schlief ruhiger in der Nacht und war den Tag darauf heiterer und gestärkter; auch schmeckten und bekamen die Speisen ihm besser.

Bei herannahendem Winter klagte er mehr als sonst über jenes Übel, das er die Blähung auf dem Magenmunde nannte, und das kein Arzt erklären, vielweniger heilen konnte. Ein Aufstossen war ihm wohltätig, der Genuss der Speisen schaffte ihm kurze Erleichterung, liess ihn sein Übel vergessen und stimmte seinen Missmut etwas um. Der Winter ging unter öfteren Klagen dahin. Er wünschte, des Lebens müde, am Ziele zu sein, und sagte: „er könne nicht mehr der Welt nützen und wisse nicht, was er mit sich anfangen solle.“ Sein Zustand war rätselhaft, da er keine Schmerzen fühlte, und sein ganzes Benehmen und seine Äusserungen doch auf die unangenehmsten körperlichen Empfindungen schliessen liessen. Ich erheiterte ihn mit dem Gedanken künftiger Ausfahrten im Sommer; diese nannte er in zunehmender Gradation, zuerst Fahrten, sodann Reisen ins Land und endlich weite Reisen. Er dachte mit einer an Ungeduld grenzenden Sehnsucht an den Frühling und Sommer nicht ihrer Reize wegen, sondern nur als der zu Reisen geschickten Jahreszeiten; schrieb sich frühe in sein Büchelchen: „Junius, Julius und August sind die drei Sommer-

monate“ (nämlich in denen man am besten reisen kann). Der Gedanke an diese Reisen tat Wunder zur Erheiterung Kants. Seine Art, etwas zu wünschen, war so sympathisch, dass man es bedauerte, durch keine Zauberkraft seine Sehnsucht stillen zu können.

Jetzt liess er bei abnehmender Lebenswärme oft sein Schlafzimmer heizen. Er vergönnte aber nicht leicht jemandem den Zutritt in dasselbe. In dieser Stube standen auch seine Bücher, etwa 450 an der Zahl, die zum Teil Geschenke von ihren Verfassern waren. Da er in früheren Jahren Bibliothekar der hiesigen königlichen Schlossbibliothek gewesen war, in der sich so manche vortreffliche Werke und besonders Reisebeschreibungen, die eigentliche Goldgrube für seine physische Geographie, befanden; da er ferner von seinem Verleger die neuesten Sachen zur Ansicht erhielt, so konnte er leichter als ein anderer akademischer Lehrer einer zahlreichen Büchersammlung entbehren.

Gegen Ende des Winters fing er an, über unangenehme, ihn aufschreckende Träume zu klagen. Oft tönten Melodien der Volkslieder, die er in der frühesten Jugend von Knaben auf der Strasse hatte singen hören, ihm lästig in die Ohren und er konnte sich bei aller angestrengten Abstraktionskraft nicht davon losmachen. Läppische Schulschnurren aus den Knabenjahren fielen ihm oft ein. Darf ich eine anführen?

Vacca eine Zange, forceps eine Kuh, rusticus ein Knebelbart; ein nebulo bist du. Man will behaupten, dass im höchsten Alter dergleichen Läppereien den Greisen lästig werden und sie durch unwillkürliche Rückkehr martern. Bei Kant war dies der Fall. Diese und ähnliche sinnlose Verse sowie seine Träume störten ihn des Nachts; jene verzögerten sein Einschlafen, diese scheuchten ihn fürchterlich auf, wenn er noch so fest schlief, und raubten ihm die nächtliche Ruhe, dieses stärkende Erholungsmittel für schwache Greise. Fast in jeder Nacht zog er nun die durch die Decke seines Schlafzimmers geleitete Klingelschnur, welche die Glocke in der über seinem Bette befindlichen Bedientenstube in Bewegung setzte. So schnell auch der Diener aufstehen und herabeilen mochte, so kam er doch stets zu spät. Er fand seinen Herrn, der schon aus dem Bette gesprungen war, und der, wie bereits erwähnt ist, das Zeitmass gänzlich verloren hatte, oft schon im Vorhause. Seine Schwäche in den Füssen, die sogleich nach dem Aufstehen besonders durch die horizontale Richtung des Körpers, in der Kant stundenlang sich fast steif gelegen hatte, vermehrt war, verursachte manche Fälle, die, von blauen Stellen abgesehen, für ihn glücklicherweise nicht schädlich verliefen, deren Folgen aber, wenn ihnen nicht bei Zeiten Einhalt getan worden wäre, doch hätten tödlich werden können

Ich entschloss mich daher, Kant einen Vorschlag zu machen, von dem ich freilich mit ziemlicher Sicherheit vermuten konnte, dass er die Annahme desselben so lange als möglich verweigern würde, nämlich den: seinen Diener mit ihm in einem Zimmer schlafen zu lassen. Ich kannte die Macht langer Gewohnheit bei Kant. Er sträubte sich, doch stets mit sanfter Heiterkeit, dagegen. Ich hielt ihm seine freiwillig gegebene Versicherung vor, dass, wenn er den Nutzen eines Vorschlags auch nicht einsähe oder ihn unnötig fände, er ihn doch annehmen wollte, und die Sache war nach meinen Wünschen abgemacht. Es ertönten anfänglich noch manche Klagen, dass die Gegenwart eines anderen ihn im Schlafe störe. Ich berief mich aber auf die Notwendigkeit der Sache, auf sein mir gegebenes Versprechen, meinen Vorschlägen zu folgen, und bald verhallten auch die letzten Klagen. Nach kurzer Zeit dankte Kant mir herzlich für diese Massregel. Sie vermehrte nicht nur sein Zutrauen zu mir, sondern beschleunigte auch die Annahme und Befolgung der übrigen, die ich seinetwegen traf.

Seine Beängstigungen oder Blähungen auf dem Magenmunde wurden nun immer heftiger. Er versuchte sogar den Gebrauch einiger Arzneimittel, wogegen er sonst geeifert hatte: einige Tropfen Rum auf Zucker, Naphta, Bittererde, Blähzucker; doch das alles waren nur Palliative,

eine Radikalkur verhinderte sein hohes Alter. Seine furchtbaren Träume wurden immer schrecklicher, und seine Phantasie setzte aus einzelnen Szenen der Träume ganze furchtbare Trauerspiele zusammen, deren Eindruck so mächtig war, dass ihr Schwung noch lange im Wachen bei ihm fortwirkte. Er glaubte sich fast jede Nacht von Räubern und Mördern umgeben. In furchtbarer Progression ging diese nächtliche Beunruhigung durch Träume dergestalt fort, dass er in den ersten Augenblicken nach dem Erwachen seinen, zu seiner Beruhigung und Hülfe herbeieilenden Diener für einen Mörder hielt. Wir sprachen am Tage über die Nichtigkeit seiner Furcht. Kant belachte sie und schrieb sich in sein Büchelchen: „Es muss keine Nachtschwärmerei stattfinden.“

Dass Kants Schlafzimmer absichtlich verfinstert war, ist schon gesagt. Sah er nun draussen Dämmerung oder noch Tageslicht, so hielt er dies für künstliche Betrügerei, die ihn furchtsam machte. Es wurde daher auf meinen Vorschlag nachts Licht gebrannt. Anfangs konnte er dies nicht leiden; es wurde daher zuerst vor die Stubentür und später ins Zimmer selbst in einen Leuchter, welcher zur Vermeidung aller Feuersgefahr in einer Schale mit Wasser stand, gesetzt, doch so, dass der Schein davon ihn nicht traf. Auch an diese Veränderung gewöhnte er sich bald.

Er fing nun an sich immer uneigentlicher auszudrücken. Er wünschte bei seiner jetzt oft eintretenden Schlaflosigkeit eine Schlaguhr; ich lieh ihm eine. Obgleich es nur eine einfache Schlaguhr war, so nannte er, der keine Töne in der Nacht zu hören gewohnt war, die Töne derselben eine Flöten-Musik, und bat mich täglich, sie ihm doch ja zu lassen. Er wiederholte seine Bitte und ich meine feierliche Versicherung, sie erst dann zurückzunehmen, wenn er sie nicht länger haben wollte. Bald aber klagte er über Störung, die die helle Glocke ihm machte. Ich überzog den Hammer mit Tuch und die Störung war gehoben.

Sein Appetit war jetzt nicht mehr so gut als gewöhnlich. Diese verminderte Esslust schien mir keine gute Vorbedeutung zu sein. Man will behaupten, Kant habe der Regel nach eine stärkere Mahlzeit zu sich genommen, als sonst ein Mann von fester Gesundheit zu sich zu nehmen pflegt. Ich kann dem jedoch nicht zustimmen. Kant ass nur einmal des Tages. Rechnet man alles zusammen, was der geniesst, der morgens Kaffee trinkt, Brot dazu isst, wohl noch ein zweites Frühstück zu sich nimmt, dann noch eine gute Mittagsmahlzeit und endlich ein Vesper- und Abendbrot hält, so war die Masse der von Kant genossenen Speisen nicht ebenso gross, besonders da er nie Bier trank. Von diesem Getränk war er der abgesagteste

Feind. Wenn jemand in den besten Jahren seines Lebens gestorben war, so sagte Kant: „Er hat vermutlich Bier getrunken.“ Wurde von der Unpässlichkeit eines anderen gesprochen, so war die Frage nicht fern: „Trinkt er abends Bier?“ Aus der Antwort auf diese Frage stellte dann Kant dem Patienten die Nativität. Er erklärte das Bier für ein langsam tötendes Gift, wie der junge Arzt den Kaffee, bei dem er Voltaire antraf. Allein die Antwort, die jener Arzt von Voltaire erhielt: „Langsam tötend muss dieses Gift wohl sein, weil ich es schon gegen 70 Jahre geniesse“ würde Kant von echten Biertrinkern nicht leicht erhalten haben. Zu leugnen ist nicht, dass das viel für sich habe, was Kant behauptete, dass Wegschwemmung der Verdauungssäfte, Verschleimung des Blutes und Erschlaffung der Wassergefässe Folgen des häufigen Biergenusses wären, deren Wirkungen durch eine bequeme Lebensart noch beschleunigt würden. Kant wenigstens nahm das Bier als Hauptursache aller Hämorrhoiden an,. die er nur dem Namen nach kannte. Es gab freilich eine Zeit, in der er etwas davon bemerkt haben wollte; aber sein Körper bedurfte keines beneficii naturae und Kant gestand, dass er sich geirrt habe. Unausstehlich warem ihm alle Menschen, die immer geniessen. Es war amüsant zu hören, wie Kant alle Arten von Genüssen solcher Schlemmer herzuzählen wusste und ihren ganzen

Lebenstag schilderte. Bei dieser Schilderung war es aber auch bemerkbar, dass sein Gemälde nur ein Ideal war.

Im Frühlinge seines letzten Lebensjahres am 22. April 1803 wurde sein Geburtstag im Kreise seiner gesamten Tischfreunde recht anständig und fröhlich gefeiert. Lange vorher war dieses Fest ein ihn erheiternder Gegenstand unserer Gespräche, und es wurde lange vorher nachgerechnet, wie weit es noch entfernt sei. Er freute sich lange voraus auf diesen Tag. Aber auch hier bestätigte es die Erfahrung, dass seine jetzigen Freuden mehr in der Erwartung und angenehmen Phantasie bestanden als im Genusse selbst. Die Hoffnung, seinen alten Freund, den Kriegsrat S., in dessen Gesellschaft er im Hause des verstorbenen Geh. Rat von Hippel so viele frohe Stunden seines Lebens zugebracht hatte, wieder um sich zu sehen, erheiterte ihn ungemein. Schon die Nachricht, wie weit man in Besorgung des zu diesem Feste Erforderlichen gekommen sei, entlockte ihm den frohen Ausruf: „O, das ist ja herrlich!“ Als der Tag kam und die Gesellschaft versammelt war, wollte er zwar froh sein, hatte aber dennoch keinen wahren Genuss von derselben. Das Geräusch bei der Unterhaltung einer zahlreichen Gesellschaft, der er entwöhnt war, schien ihn zu betäuben, und man merkte wohl, dass es die letzte Versammlung in der Art und zu diesem Zwecke sein würde.

Er kam erst recht wieder zu sich selbst, als er ausgekleidet in seiner Studierstube mit mir allein war, und mit mir über die seinen Bediensteten zu gebenden Geschenke gesprochen hatte. Denn nie konnte Kant froh sein, wenn er nicht andere um sich her zufrieden sah. Daher bestand er bei jeder Spazierfahrt auf ein Geschenk für seinen Diener. Ich wollte ihn nun seine Ruhe geniessen lassen und empfahl mich ihm auf die sonst gewöhnliche Art. Er war stets wider alles Feierliche und Ungewöhnliche, wider alle Glückwünsche bei solchen Gelegenheiten, besonders aber wider ein gewisses Pathos bei denselben, in dem er immer etwas Fades und Lächerliches fand. Für meine geringen Bemühungen bei Anordnung dieses Festes dankte er mir diesmal auf eine ganz ungewöhnliche Art und durch Äusserungen, die sichere Beweise einer ihn übermannenden Schwachheit waren. Vielleicht trug der Gedanke, nun ein so hohes Alter erreicht zu haben, zu seiner Rührung bei und erhöhte seinen Dank bis zu überschwänglichen Ausdrücken. Unter dem 24. April 1803 schrieb er in sein Büchelchen: „Nach der Bibel: Unser Leben währet 70 Jahr und, wenn's hoch kommt, 80 Jahr und wenn's köstlich war, ist es Mühe und Arbeit gewesen."

Der Sommer näherte sich und nun sollten jene projektierten Reisen ins Land und Ausland anfangen. Eines Tages, als ich ihn früh be-

suchte, wurde ich ganz betroffen, als er mir mit gesetztem Ernst und anscheinend mit bestimmter Entschlossenheit auftrug, einen Teil seines Vermögens zu einer bevorstehenden Reise ins Ausland behufs Bestreitung der damit verbundenen Kosten einzuziehen. Ich widersprach nicht, forschte aber genauer nach der Ursache seines so schnellen Entschlusses, und da stellte sich denn heraus, dass er die ihm lästige Blähung auf dem Magenmunde nicht mehr ertragen könnte und deshalb verreisen wollte. Ich antwortete ihm: post equitem sedet atra cura; dies dürfte also auch wohl der Fall mit seiner Blähung auf dem Magenmunde sein, der er nicht so leicht entrinnen würde. Eine Stelle aus den alten Dichtern vermochte viel auf Kant. Und so änderte auch diese angeführte Stelle sehr schnell seinen Entschluss, den er auch nur, weil er keinen anderen Rat und Ausweg kannte, in seiner Schwäche gefasst hatte. Das Gespräch über wochenlangen Aufenthalt auf dem Lande in kleinen Bauernhütten, über Teilnahme an ihren gröberen, ländlichen Speisen, über Hinwegsetzung der Gesellschaft mit Ratten, Mäusen und Insekten aller Art in den schmutzigen Wohnungen der Landleute, war nun an der Tagesordnung. Der feste Ernst und die rührende Sehnsucht, mit welcher er mit zusammengeschlagenen Händen und zum Himmel gerichteten Augen sich mehr Wärme zur Begünstigung unserer Reisen erflehte, machten mich ziemlich

ungewiss, ob sein Wunsch zu reisen, wenngleich nicht in seinem ganzen Umfange so doch zum Teil wenigstens befriedigt werden müsste. Ich schlug das im vorigen Jahre besuchte Landhäuschen vor. „Gut“, war Kants Antwort, „wenn es nur weit ist.“ Ich erwiderte: „Weit kann jeder Weg durch Umwege werden und unser Aufenthalt bis zum Herbste währen.“

Allein erst spät im Jahre, gegen den längsten Tag fuhren wir in jenes Häuschen auf dem Lande. Beim Einsteigen in den Wagen war die Losung: Nur recht weit! aber wir waren noch nicht am Tore, so dünkte ihm der Weg schon zu lang zu sein. Mit genauer Not kamen wir dort halb zufrieden an. Der Kaffee stand bereit; aber kaum nahm er sich so viel Zeit ihn zu trinken, als wir wieder in den Wagen steigen und zurückfahren mussten. Überaus lange währte ihm der Rückweg, der doch kaum 20 Minuten dauerte. Seine Schwäche, die ihm die Zeit so sehr vergrössert vorstellte, artete in eine Art von Ungeduld aus, die ihn fast überwältigte, wobei er sich doch aber hütete, die Schuld der unternommenen Fahrt oder der zu langen Verzögerung mir zuzuschreiben. „Hat's denn noch kein Ende?“ war die jeden Augenblick wiederholte Frage. Sie wurde mit solchem Nachdruck und mit solcher Deklamation erneuert, als wenn er sie nur einmal getan hätte. Ich blieb indessen ganz ruhig dabei, liess alles geschehen, weil

ich wohl wusste, dass alles vergessen wäre, sobald er in seine gewohnte häusliche Ruhe zurückgekehrt sein würde. Welche Freude für ihn, nun einmal sein Haus zu erblicken! Unmutig über die so weite Reise und die so lange Abwesenheit liess er sich auskleiden, wurde zufriedener, schlief sanft und wurde von keinen Träumen beunruhigt oder aufgescheucht. Bald darauf wurde von Reisen, weiten Reisen, Reisen ins Ausland mit erneutem Enthusiasmus gesprochen; doch waren die folgenden Ausfahrten (mit kleinen Abänderungen) jener ersten ziemlich gleich. Etwa acht derselben in jenes Häuschen oder in meinen Garten und nach einem andern war alles, was in diesem Jahre unternommen worden war. Dennoch hatten, besonders die Spazierfahrten nach dem Landhäuschen, für ihn ihren grossen Nutzen. Sie erneuerten bei ihm solche Ideen aus den früheren Jahren seines Lebens, die ihn oft sehr aufheiterten. Das schon oft erwähnte Landhäuschen liegt auf einer Anhöhe unter hohen Erlen. Unten im Tale fliesst ein kleiner Bach mit einem Wasserfall, dessen Rauschen Kant bemerkte. Diese Partie weckte in ihm eine schlummernde Idee, die sich bis zur grössten Lebhaftigkeit ausbildete. Mit fast poetischer Malerei, die Kant sonst in seinen Erzählungen gern vermied, schilderte er mir in der Folge das Vergnügen, welches ein schöner Sommer-

morgen in den früheren Jahren seines Lebens ihm auf einem Rittergute in der dort befindlichen Gartenlaube an den hohen Ufern der Allee bei einer Tasse Kaffee und einer Pfeife gemacht hatte. Er erinnerte sich dabei der Unterhaltung in der Gesellschaft des Hausherrn und des Generals v. L., der sein guter Freund war. Alles war dem Greise so gegenwärtig, als wenn er jene Aussicht noch vor sich hätte, jene Gesellschaft noch genösse. Um ihn recht zu erheitern, durfte man nur zuweilen dem Gespräch eine Wendung auf diesen Gegenstand geben, so war er sogleich wieder heiter und froh. Überhaupt konnte er durch die angenehmste Unterhaltung nicht so erheitert werden, als wenn man ihm angenehme Ereignisse der Vorzeit erzählte. Die Täuschung, als erinnerte er sich alles dessen von selbst, worauf ein anderer ihn brachte, und das Gefühl eigener Kräfte, das aus derselben entstand, war ihm überaus wohltuend und erheiternd. Dieses ihm so wohltuende Gefühl zu wecken, war ein wahres Verdienst, das alle seine Tischfreunde um ihn hatten. Es war aber auch notwendig, mit seinen Ideen, Wünschen und Ereignissen bekannt zu sein. Vor dem Eintritt in sein Zimmer suchte ich mir daher genaue Nachricht von allem in meiner Abwesenheit Vorgefallenen zu verschaffen. Jeden Traum, den er gehabt, jeden Wunsch, den er geäussert, jeden Vorfall, der sich ereignet hatte, suchte

ich vorher zu erfahren. Bei seiner jetzigen Art, sich uneigentlich auszudrücken, war es mir so möglich, ihn leicht zu verstehen. Ich wusste schon alles, was er sagen wollte. Er klagte mir seine Schwäche bisweilen mit Unmut; aber von jedem unangenehmen Gegenstande brachte ich ihn durch Unterbrechung z. B. durch eine Frage aus der Physik oder Chemie ab und suchte diesen neuen Gegenstand des Gesprächs für ihn anziehend zu machen; der unangenehme Gegenstand wurde so vergessen und der angegenehmere erhielt neues Interesse.

Eine augenblickliche Unterhaltung gewährte ihm in diesem Sommer mehr als sonst die Musik beim Aufziehen der Wachtparade. Er liess, wenn sie bei seinem Hause vorbeizog, sich die Mitteltür seiner Hinterstube, in der er wohnte, öffnen und hörte sie mit Achtsamkeit und Wohlgefallen an. Man hätte denken sollen, der tiefe Metaphysiker hätte nur an einer Musik, die durch reine Harmonie. durch kühne Übergänge und natürlich aufgelöste Dissonanzen sich auszeichnet, oder an den Produkten der ernsten Tonkünstler wie eines Haydn Behagen finden sollen. Allein dies war nicht der Fall, wie folgender Umstand beweist. Im Jahre 1795 besuchte er mich mit dem inzwischen verstorbenen Geheimen Rat v. Hippel, um meinen Bogenflügel zu hören. Ein Adagio mit einem Flageoletzuge, der dem Ton der Harmonika ähnlich ist, schien

ihm mehr widerlich als gleichgültig zu sein; aber bei geöffnetem Deckel in der vollsten Stärke gefiel ihm das Instrument ungemein, besonders wenn eine Symphonie mit vollem Orchester nachgeahmt wurde. Nie konnte er ohne Widerwillen daran denken, dass er einst einer Trauermusik auf Moses Mendelsohn beigewohnt habe, die nach seinem Ausdruck „in einem ewigen Winseln“ bestanden hätte. Er bemerkte dabei, dass er vermutet hätte, dass doch andere Empfindungen, z. B. die des Sieges über den Tod (also heroische Musik) oder die der Vollendung hätten ausgedrückt werden sollen. Er sei daher schon im Begriff gewesen, reissaus zu nehmen. Nach dieser Kantate besuchte er kein Konzert mehr, um nicht durch ähnliche unangenehme Empfindungen gemartert zu werden. Rauschende Kriegsmusik zog er jeder anderen Art vor.

Gegen das Ende des Sommers, besonders im Herbst nahm seine Schwäche in einem sehr beschleunigten Verhältnisse zu. Wenn der Diener nicht zu Hause und Kant allein war, so lief er Gefahr durch Hinfallen ums Leben zu kommen. In einer solchen Abwesenheit des Dieners fiel er einmal so stark, dass ihm das Gesicht und der Rücken stark mit Blut unterlaufen waren. Nach Anwendung der Thedenschen Arquebusade, die ich sogleich besorgte, wurden beide ohne Arzt wieder gut. Er hatte nie

körperlichen Schmerz erlitten und doch trug er dieses sein ungewohntes Schicksal mit männlicher Fassung und philosophischer Wegsetzung über das, was nun nicht zu ändern wäre, und dessen Ende ruhig abgewartet werden müsste.

Der letzte Fall bewies aber auch, dass er ohne Gefahr keinen Augenblick allein bleiben konnte. Ich nahm seine Schwester, eine an Gesichtsbildung und Gutmütigkeit ihm ähnliche Person, die im St. Georgs-Hospital eine Stiftsstelle hatte, mit seiner Genehmigung in sein Haus. Sie hatte schon seit vielen Jahren von ihm eine Pension als Zulage erhalten, wodurch sie in den Stand gesetzt wurde, nach ihren wenigen Bedürfnissen bequem und sorgenfrei zu leben. Mit ihrem zunehmenden Alter wurde ihre Pension verdoppelt und beim Eintritt in sein Haus noch mehr erhöht. Sie war schon viele Jahre Wittwe; ihr Mann war vor Ablauf des ersten Jahres ihrer Ehe gestorben. Obgleich nur 6 Jahre jünger als ihr Bruder, war sie doch nicht allein im vollsten Besitze ihrer Geistes- und Körperkräfte, sondern sogar noch ziemlich lebhaft und frisch. Kant war nicht gewohnt, jemanden um sich zu haben; sie nahm daher nach dem Eintritt in sein Haus zuerst ihren Platz hinter seinem Stuhle ein, sodass ihre Gegenwart ihn nicht stören konnte. Nach und nach gewöhnte er sich sogar an ihre Gesellschaft. Ihr bescheidenes, zurückhaltendes Betragen, ihr

Aufmerken auf den Augenblick, wenn ihr Bruder nicht mehr unterhalten sein wollte, machte sie ihm sehr wert. Sie hatte als seine nächste Verwandte nicht nur die erste Verpflichtung, um ihn zu sein, sondern auch als eine gutmütige und recht herzliche Frau die bei seiner zunehmenden Schwäche und zu seiner Pflege nötige Geduld, Sanftmut und Nachsicht. Wenn es gleich bei ihrer Aufnahme in Kants Haus zunächst auf ihre Gegenwart abgesehen war, so liess sie es doch bei ihrer gewohnten Tätigkeit nicht an wirklicher Beihilfe und Unterstützung fehlen und nahm sich seiner mit schwesterlicher Zärtlichkeit an. Nie entstand eine Art von Grenzstreitigkeit über unseren Wirkungskreis, nie ein Zwist zwischen ihr und Kants Gesinde. Überhaupt war Kant mit ihr wohlberaten.

Alles schien darauf hinzudeuten, dass der jetzt eintretende Sommer der letzte seines Lebens sein würde. Seine letzte Ausfahrt machte er im August in den Garten eines geschätzten Freundes und Tischgenossen in Gesellschaft noch eines anderen Freundes. Beide waren bei Kant zu Mittag, als ihm der Vorschlag von ihnen zu dieser Ausfahrt gemacht wurde. Kant, der sich an mich gewöhnt hatte, wollte diese Fahrt ohne mich nicht anstellen. Ich wurde daher mit äusserster Schnelligkeit aufgesucht und nahm Teil an derselben, die ich darum auch nicht

gern versäumt hätte, weil sie die letzte war. Es war bei derselben auf die letzte Zusammenkunft mit seinem würdigen Freunde H. P. S. abgesehen. Kant kam früher in den Garten als sein Freund, war aber wegen seiner Schwäche zur Unterhaltung nicht recht aufgelegt. Nach seinem gänzlich verloren gegangenen Zeitmasse währte ihm die Ankunft seines erwarteten Freundes viel zu lange; er war nicht zu bereden, ihn abzuwarten, um ihn noch zu sehen. Er beschleunigte vielmehr das Ende seiner letzten Exkursion, wie er seine Spazierfahrten nannte, mit Ungeduld. Der Rest des letzten Sommermonats bot keinen geeigneten Tag zu einer Ausfahrt mehr dar, und so waren sie für Kants Leben geschlossen.

In sein oft genanntes Büchelchen zeichnete sich Kant unter dem 17. August folgendes Verschen ein: „Ein jeder Tag hat seine Plage, hat nun der Monat 30 Tage, so ist die Rechnung klar. Von dir kann man dann sicher sagen, dass man die kleinste Last getragen, in dir, du schöner Februar.“ Der nächstfolgende Februar war sein Sterbemonat, in dem er die letzte und (im Vergleich zu seinen ehemaligen Kopfbedrückungen, den Blähungen und seinem sanften Einschlummern zur Ruhe) kleinste Last getragen hatte. Hätte er diesen Reim nur 5 Tage früher geschrieben, so hätte er diese Lobrede gerade ein halbes Jahr vor seinem Sterbetage gehalten. Weder von Kant noch

von irgend einem anderen hatte ich diesen Vers je gehört, und ich weiss nicht, wo er ihn hergenommen hat.

Wenn man nun so bei herannahendem Herbste, besonders in den Vormittagen, Kant beobachtete, wie er kaum einen Schritt, auch selbst bei Unterstützung und Leitung mehr gehen, kaum mehr aufrecht sitzen, vor Schwäche kaum mehr verständlich sprechen konnte, so sollte man glauben, diese hätte nicht mehr zunehmen können, und jeder Tag müsse der letzte sein. Doch gab ein jeder Tag den Beweis vom Gegenteil. So wie das Thermometer im späten Herbst allmählich tiefer fällt, bei eintretenden Sonnenblicken bisweilen steigt, aber stets wieder tiefer fällt, als es zuletzt gefallen war, so ging es auch mit Kants Kräften. Sein grosser Geist strebte noch bisweilen heroisch empor; aber die Schwäche des Körpers drückte ihn nieder, er verlor nach jedem Druck etwas Elastizität, ohne doch ganz zu erschlaffen.

Im Anfange des Herbstes nahm die Sehkraft des rechten Auges sehr ab. Die Sehkraft des linken hatte er schon längst ganz verloren. Nur zufällig bemerkte er diesen Verlust, indem er sich bei einem Spaziergange zum Ausruhen auf eine Bank setzte. Sein Beobachtungsgeist war immer geschäftig, daher stellte er den mit sich selbst schon oft gemachten Versuch an, mit welchem Auge er besser sähe, nahm ein Zeitungsblatt,

das er eben bei sich hatte, hielt sich ein Auge zu und fand zu seinem Befremden, dass er auf dem linken Auge nichts mehr sehen konnte. Aus früheren Jahren seines Lebens erzählte er mir ähnliche, merkwürdige Ereignisse. Bei der Rückkehr von einem Spaziergange vor dem Steindammer Tore sah er den Turm der Neurossgärter Kirche eine lange Zeit doppelt. Zweimal in seinem Leben wurde er auf einige Augenblicke stockblind. Ob diese Erscheinungen so selten sind, überlasse ich dem Urteile der Ärzte. Diese und ähnliche Vorfälle beunruhigten Kant nicht leicht, indem er stets auf alles gefasst war.

Nun wurde aber auch sein rechtes Auge so schwach, dass er in der Entfernung nichts mehr sehen konnte. Mich beunruhigte dieser Umstand sehr; ich dachte mir das Schreckliche seiner Lage, wenn er sein Gesicht gänzlich verlieren sollte. Sein lebhaftes Gefühl der Hülfsbedürftigkeit mehrte seine Wünsche und Forderungen oft bis zu meiner grössten Verlegenheit. Er konnte kaum so viel sehen, um nur etwas zu lesen und zu schreiben, während er noch wenige Wochen vor seinem jetzigen Zustande die kleinste Schrift mit völlig unbewaffnetem Auge lesen konnte. Im Herbste schrieb er nur noch so, wie man mit geschlossenen Augen seine Unterschrift zeichnen kann, wenn man im Schreiben geübt ist. Nun

nahm er mich und meine unbedeutende Kunst mächtig in Anspruch. Ich sollte durch ein von mir zu erfindendes Mittel seine Sehkraft stärken, den kleinen Rest derselben vermehren und überhaupt ihn (die Art überliess er mir) in den Stand setzen, dass er lesen könne. Nichts war ihm langweiliger und unausstehlicher, als sich vorlesen zu lassen. Versuche dieser Art, die andere machen wollten, fielen nicht erwünscht aus. So verzeihlich sein Wunsch war, so gern ich ihn auch nur zum Teil befriedigt hätte; so war mir doch die Erfüllung desselben ganz unmöglich. Je sehnlicher er ihn wiederholte, desto peinlicher wurde meine Lage. Ich schlug ihm ein Leseglas vor, aber es war für ihn eine Fessel, die er sich nicht anlegen wollte. Das Glas wurde verworfen, er konnte sich in dasselbe nicht finden. Ein Optikus wurde geholt, Brillen von verschiedenem Fokus versucht, gewählt und benutzt, doch konnte er nichts mehr lesen.

Jetzt verlangte er von mir, ich sollte ihm eine zwei- oder dreifache Brille machen, jede mit gehörigen Zwischenräumen von einander. Ich stellte ihm diesen Versuch als zwecklos vor, indem durch mehrere Brillengläser wegen zu häufiger Strahlenbrechung die Objekte dunkler erscheinen müssten und die vermehrte Zahl konvexer Gläser den Fokus so verkürzen würde, dass wegen zu grosser Annäherung des Buches das Tageslicht verhindert werden würde auf die

Schrift zu fallen. Es wurde ein Versuch gemacht, indem drei Brillen durch Wachs vereinigt wurden, und der Versuch entschied die Unmöglichkeit der Auflösung seines Problems.

Kants mechanische Probleme praktisch und mit dem von ihm verlangten Erfolge aufzulösen, hatte so manche Schwierigkeiten. Da er keine Kenntnis von der praktischen Mechanik hatte, so verlangte er oft die Ausführung unmöglicher Aufgaben. Ich führe aus früheren Jahren ein Beispiel an. Er verlangte vor etwa 10 Jahren meinen Beistand zur Erfindung und Verfertigung eines Elastizitätsmessers der Luft. Zwei Glasröhren von sehr ungleichem Kaliber, wie bei Thermometern, mit cylindrischen Gefässen, sollten aneinander geschmolzen werden; beide offen und in einem Winkel von 45° gebogen sein. Die dickere Röhre sollte etwa 1/4 Zoll im Durchmesser halten, die dünnere eine Haarröhre sein und mit Quecksilber zur Hälfte gefüllt werden. Dieses meteorologische Instrument sollte auf ein Brett dergestalt befestigt werden, dass die dickere Röhre eine senkrechte Richtung, die dünnere, an welcher eine Skala von 100° laufen sollte, die Richtung unter 45° erhielt. Bei verminderter Elastizität der Luft sollte das Quecksilber sich in der kleineren Röhre zurückziehen, bei vermehrter aber steigen. Ich protestierte wider diesen Erfolg, der nach meinem Dafürhalten dem Gesetze widerspricht, nach welchem Tubi

communicantes ohne Unterschied des Kalibers der Röhren die in denselben befindlichen Flüssigkeiten ins Gleichgewicht setzen, die Adhäsion ans Glas vielleicht abgerechnet. Der Elektrometer wurde fertig, die mit demselben angestellten Beobachtungen und Resultate wurden in den Kalender geschrieben: „Der Elektrometer steht auf 49°“. Am folgenden Morgen war er 50°. Kant wollte schon sein: Gefunden! ausrufen, allein er war seinem Ziele noch nicht so nahe als Archimedes. Als ich ihn auf die vermehrte Stubenwärme, die das Quecksilber ausgedehnt haben möchte, aufmerksam machte, wurde er still und traurig. Es wurden Versuche mit Elektrometer, Barometer, Thermometer und Hygrometer angestellt, aber nichts Bestimmtes und Korrespondierendes bemerkt, ausser dass bei Wärme und Kälte der Elektrometer schwach als Thermometer wirkte. Ich habe diesen Umstand auch deshalb nicht übergehen wollen, damit eine Idee Kants, die er vielleicht keinem anderen als mir mitgeteilt hat, nicht ganz verloren ginge, wenngleich Wärme und Kälte, vermehrte Schwere oder Dichtigkeit der Luft, Veränderungen im Quecksilberstande des Elektrometers bewirken können, wenngleich noch nichts in der Sache ins Reine gebracht ist und genauere Beobachtungen doch wohl kein anderes Resultat liefern. Kant baute seine Theorie und die etwaige Haltbarkeit derselben auf die verschiedenen Bogen

der sphärischen Wölbung des Quecksilbers an beiden äussersten Enden desselben in den in ihren Durchmessern verschiedenen Röhren. Vielleicht vervollkommnet ein anderer Naturforscher diese hingeworfene Idee Kants oder vielleicht wird wenigstens Kants Wunsch, den er auf seinem Wege nicht erfüllt sah, manchem Physiker eine neue Ermunterung sein, auf einem anderen Wege den nämlichen Zweck zu erreichen. Kant versprach sich sehr viel Gewinn für die Meteorologie von jedem Instrumente, das eine Eigenschaft der Luft nur mit einiger Sicherheit bestimmte. Er bat mich daher, durch Nachdenken und Versuche die Schwierigkeiten zu überwinden, um dem Zwecke näher zu kommen; versprach bei Bekanntmachung dieser Erfindung meinen Anteil an derselben nicht zu verschweigen, vielweniger denselben sich selbst zuzueignen, als wenn mein Anteil der Erwähnung dieses Mannes wert gewesen wäre; oder, wenn es mir geglückt wäre, etwas weniges in der Sache zu tun, er den kleinsten fremden Beitrag sich zuzueignen im Stande gewesen wäre. Dieser Umstand entschuldigt vielleicht die Berührung des Elektrometers, die sonst entbehrlich gewesen wäre, wenn jene Äusserung Kants auf seine Bescheidenheit nicht ein so vorteilhaftes Licht werfen würde.

Diese seine Idee führt mich auf eine andere, die, wenn sie auch ebenso wenig ausgeführt

werden konnte, doch immer scharfsinnig bleibt. Zu der Zeit, als Dr. Chladny in Königsberg seine akustischen Versuche machte, mich oft besuchte und mir die Handgriffe zeigte, die Töne sichtbar darzustellen, kam nach seiner Abreise im Gespräch mit Kant die Rede auf diese sonderbaren Erscheinungen. Kant schätzte diese Erfindung als die Entdeckung eines bis dahin unbekannten Naturgesetzes und machte mir einen sinnreichen Vorschlag zu einem physikalischen Versuch. Er schlug nämlich vor, die durch einen Bogenstrich erschütterte Glasscheibe unter ein Sonnenmikroskop zu bringen, um zu sehen, was durch diesen wellenförmig bewegten durchsichtigen Körper die so schnell hintereinander, unter verschiedenen Winkeln gebrochenen Sonnenstrahlen für eine Wirkung auf der Leinwand hervorbringen würden. Bei mir machte, ich muss es gestehen, diese Idee viel Sensation. Ich eilte beim ersten Sonnenblick Versuche anzustellen, die aber bei der gewöhnlichen Einrichtung der Sonnenmikroskope kein Resultat liefern konnten. Auch diese Idee halte ich der Aufbewahrung wert.

Im letzten Jahre seines Lebens empfand Kant Besuche von Fremden sehr unangenehm und lehnte sie soviel als möglich ab. Wenn Durchreisende einen Umweg von mehreren Meilen gemacht hatten bloss in der Absicht, ihn zu sehen, und sich mit vieler Höflichkeit an mich wandten, so geriet ich oft in Verlegenheit, ihnen den Zu-

tritt zu Kant zu verschaffen. Eine abschlägige Antwort kostete mir viel Überwindung und gab das Ansehen, als ob man sich wichtig machen wollte. Kant wurde es schwer, ja es dünkte ihm erniedrigend, sich jetzt, da er zur Unterhaltung nicht mehr fähig war, in seiner Schwäche beobachtet zu sehen. Beispiele von Bescheidenheit und von Zudringlichkeit könnte ich genug anführen. Von ersteren nur eins statt aller. Ein grosser Verehrer Kants, der es sehr deutlich gezeigt hat, wie sehr er diesen Mann schätzte, ein durch kollegialische Verbindung an ihn geknüpfter Mann, kam hier an, um seinen wichtigen Posten anzutreten, reichte seine Meldungskarte ein, überwand sich aber, durch persönlichen Besuch Kant auch nur einen Augenblick zu beunruhigen. Hätte ich dies vor Kants Tode gewusst, so bin ich nach meiner Bekanntschaft mit Kants Denkungsart Bürge dafür, er hätte nach seiner Humanität diesen seinen Kollegen kennen lernen müssen und würde ihn sich zu seinem Tischfreunde erbeten haben. Bisweilen war es mir unmöglich, seinen Verehrern augenblickliche Unterhaltungen mit ihm zu versagen. Gewöhnlich erwiderte er auf das Kompliment, dass man sich freue, ihn zu sehen: „An mir sehen Sie einen alten, abgelebten, hinfälligen und schwachen Mann.“ Ich freute mich, dass ich unter den Kant besuchenden Durchreisenden den französichen Bürger Otto, der mit Lord

Hawkesburg den Frieden schloss, kennen lernte. Ein anderer, der Kant in den letzten Jahren seines Lebens aufsuchte, verdient gleichfalls nicht übergangen zu werden. Es war ein junger russischer Arzt, der sich durch seinen Enthusiasmus für Kant auf eine ganz einzige Art auszeichnete. Sehnlich erwartete er den Augenblick, um ihm vorgestellt zu werden. Kaum sah er ihn, als er von Hochachtung durchdrungen ihm die Hände küsste, um seine Freude recht lebhaft auszudrücken. Kant, den diese Art der Ehrfurchtsbezeugung stets verlegen machte, wurde es auch diesmal und wusste nicht, wie er derselben ausweichen sollte. Am folgenden Tage kommt jener zum Bedienten, erkundigt sich, was Kant mache, fragt, ob er auch in seinem Alter sorgenfrei leben könne und bittet um ein einziges, von Kants Hand geschriebenes Blättchen zum Andenken. Der Diener sucht auf dem Boden, findet einen Bogen von der Vorrede zu seiner Anthropologie, den er kassiert und anders umgearbeitet hatte. Der Diener zeigt mir das Blatt vor und erhält die Erlaubnis, es fortgeben zu können. Als dieser es dem jungen Arzte in den Gasthof bringt, ergreift jener es mit Freude, küsst es und zieht vom Enthusiasmus überwältigt seinen Rock und seine Weste vom Leibe, gibt beides auf der Stelle dem Diener und einen Taler dazu. Kant, der vor allen exaltierten Äussserungen und Über-

treibungen einen Abscheu hatte, und sehr für das Schlichte, Gerade und Natürliche war, wunderte sich zwar mit Befremden, aber doch mit einer Art Behagen über das so seltene Betragen seines jungen Verehrers. —

Ich komme nun zu einer neuen Epoche in Kants Leben, die eine völlige Veränderung in seiner ganzen bisherigen Lage zur Folge hatte. Der wichtigste Tag seines bisherigen Lebens war der 8. Oktober 1803. An diesem Tage wurde Kant zum ersten Mal in seinem ganzen Leben bedeutend krank. In seinen frühesten akademischen Jahren hatte er ein kaltes Fieber gehabt, dass er sich durch einen Spaziergang, den er zum Brandenburger Tore hinaus und zum Friedländer in die Stadt zurück machte, vertrieben hatte. In späteren Jahren meines Umgangs mit ihm erlitt er eine starke Kontusion am Kopfe durch einen Stoss gegen die Tür. Wenn man will, mag man diese beiden Unfälle Krankheiten nennen; aber mehr hatte er, so viel er sich zu erinnern wusste, nicht gelitten. Der 8. Oktober legte den Grund zur Auflösung seiner physischen Existenz. Ich sehe mich genötigt, einige sonst übergangene Umstände zu berühren, wenn ich seine Krankheitsgeschichte etwas vollständig erzählen soll. In den letzten Monaten war Kants Appetit in Unordnung gekommen oder vielmehr ausgeartet. Er fand an keinen Speisen mehr Geschmack, sondern bekam eine

heftige Begierde nach Butterbrod, welches er in einzelnen Bissen in geriebenen englischen Käse drückte und mit Gier genoss. Anfänglich wurde bei den anderen Gerichten ihm die Zeit zu lang und er wünschte, dass nur bald die Reihe an dieses Lieblingsgericht kommen möchte; späterhin wartete er die Ordnung nicht mehr ab, sondern liess zwischen jedem Gericht sich jene für ihn nachteilige Speise geben und genoss sie in starken Portionen. Mehr als je war dies der Fall am 7. Oktober, also dem Tage vor seiner Erkrankung. Sein zweiter Tischfreund und ich rieten ihm den häufigen Genuss des fetten, schweren und trockenen Nahrungsmittels ab. Allein hier machte er die erste Ausnahme von seiner sonst so gewöhnlichen Billigung und Annahme meiner Vorschläge. Er bestand mit Ungestüm auf Stillung seines ausgearteten Appetits. Ich glaube nicht zu irren, dass ich zum ersten Mal eine Art von Unwillen gegen mich bemerkte, der mir andeuten sollte, dass ich die von ihm mir gesteckten Grenzen überschritte. Er berief sich darauf, dass diese Speise ihm nie geschadet habe und nicht schaden könne. Der Käse wurde verzehrt und — es musste mehr gerieben werden. Ich musste schweigen und nachgeben, nachdem ich alles versucht hatte, ihn davon abzubringen.

Der nachteiligste Erfolg traf ein. Eine unruhige Nacht ging einem traurigeren Tage vor-

her. Bis um 9 Uhr morgens war alles noch so, wie es zu sein pflegte; aber um diese Zeit sank Kant, der von seiner Schwester geleitet wurde, aus ihrem Arm plötzlich sinnlos zur Erde. Der Diener wurde gerufen, Kant schien vom Schlage gerührt zu sein. Das Bette wurde aus dem kalten Schlafzimmer in seine erwärmte Studierstube gebracht. Sobald er hineingelegt war, eilte der Diener zu mir mit der raschen Anzeige: Sein Herr wäre im Sterben begriffen. Ich schickte sogleich zum Arzte und eilte selbst hin, fand Kant ohne Bewusstsein, sprachlos und mit gebrochenem Auge in seinem Bette liegen. Er war durch keinen, nach und nach verstärkten Zuruf zum Aufblicken zu bewegen. Schnell eilte der Arzt herbei; aber kurz vor seiner Ankunft hatte Kants durch keine Art von Ausschweifungen geschwächte Natur sich durch ihm selbst unbewusste Ausleerungen geholfen. Nach etwa einer Stunde schlug er die Augen auf und kam zu einem unverständlichen Lallen, das gegen Abend, da er sich mehr erholte, in verständlichere Worte überging. Nun blieb er einige Tage zum ersten Mal in seinem Leben bettlägerig und genoss nichts. Den 12. Oktober war ich allein bei ihm zu Mittag; er nahm den ersten Löffel Speise zu sich und verlangte Käse und Butterbrod. Ich war fest entschlossen, alles von Kant ruhig zu erwarten und über mich ergehen zu lassen, aber ihm keinen Käse mehr

zu gestatten. Ich brachte ihn durch ernste Gründe von seinem Vorsatze ab, und er folgte mir, insbesondere als ich ihm die Folgen vorhielt, die der Genuss dieser Speise für ihn gehabt hatte. Er wusste aber nichts von seiner Krankheit und fand meine Behauptung, dass die Indigestion, die vom starken Genusse des Käses herrühre, ihm leicht das Leben hätte kosten können, unbegründet und meinen Entschluss, diesen Nachtisch abzuschaffen, hart. Einige Tage darauf wollte er einen Gulden, einen Taler und mehr für ein wenig Käse geben, mit dem Zusatze: Er habe es ja dazu. Allein ich setzte mich standhaft dem entgegen. Er brach in wehmütige Klagen über die Verweigerung des Käses aus und entwöhnte sich endlich desselben, wenn gleich er noch oft an ihn dachte. Ich behauptete nun, das Käsemachen gehörte zu den verloren gegangenen Künsten, von Käse könnte nie mehr die Rede sein. Vom 13. Oktober an wurden seine gewöhnlichen Tischgäste wieder eingeladen, und er war wieder hergestellt, kam aber selten zu dem Grade von Heiterkeit wie vor der Krankheit.

So gern er sonst die Mahlzeit verzögerte, was er coenam ducere nannte, so schnell wollte er sie jetzt beendigt wissen. Geschwind musste eine Schüssel der anderen folgen und um 2 Uhr war die Mahlzeit bereits beendigt. Gleich vom Tische aus, also schon um 2 Uhr,

ging er nun zu Bett, schlummerte zuweilen ein, wurde durch Träume aufgeschreckt, die man fast hätte Phantasien nennen können. Um 7 Uhr abends ging seine grösste Unruhe an und dauerte bis 5 oder 6 Uhr morgens und auch wohl später. Gelassenes Herumgehen auf seiner Stube wechselte mit Angst ab; diese war bald nach dem Erwachen am stärksten.

Von dieser Zeit an musste er jede Nacht hindurch bewacht werden. Sein stets unermüdlicher Diener, der den Tag über voll beschäftigt war, musste bald bei dieser Anstrengung unterliegen; es musste also ein mit ihm abwechselnder Gehülfe angenommen werden.

Obgleich Kant in früheren Zeiten nicht gern seine Verwandten um sich sah, aber nicht etwa, weil er sich ihrer geschämt hätte, (über solche Schwachheiten war er unendlich erhaben) sondern weil er sich mit ihnen nicht genügend unterhalten konnte, so hielt ich es doch aus mehr als einer Ursache für geratener, ihn lieber Verwandten als Fremden anzuvertrauen. Diese hatten nicht allein die erste Verpflichtung, zumal sie von ihm reichlich unterstützt wurden; sie konnten und sollten auch Zeugen der Behandlung und Pflege Kants von meiner Seite sein und sich überzeugen, dass es ihm an nichts fehle, vielmehr jeder seiner ihm nicht gerade schädlichen Wünsche mit aller Schnelligkeit erfüllt würde, sowie auch von dem Aufwand, den sein

jetziger Zustand erforderte. Gegen eine reichliche Belohnung neben der bisher empfangenen Pension und anständige Bewirtung des Abends wechselte sein Schwestersohn mit dem Diener im Wachen ab. Ich bin fest überzeugt, dass in seiner Behandlung und Pflege nichts so leicht versehen wurde, dass er alles hatte, was ein Mann von seinem Stande und Vermögen nicht bloss haben muss, sondern auch haben kann.

Der 8. Oktober hatte auf Kants Kräfte stark gewirkt, aber sie noch nicht zerstören können. Es gab noch immer einige Augenblicke, in denen sein grosser Verstand wenngleich nicht mehr so blendend wie ehemals hervorstrahlte, aber doch noch immer sichtbar war, und in denen desto mehr sein gutes Herz hervorleuchtete. Er erkannte in den Stunden, in denen er seiner Schwäche weniger unterlag, jede sein Schicksal ihm erleichternde Vorkehrung an, mit gerührtem Danke gegen mich und mit tätigem gegen seinen Diener, dessen äusserst beschwerliche Mühe und unermüdliche Treue er mit bedeutenden Geschenken belohnte. Über die Grösse und Art derselben nahm er vorher mit mir Rücksprache. Der Ausdruck war ihm zum Sprichwort geworden: „Es muss keine Knickerei oder Kargheit irgendwo stattfinden.“ Die Worte sagten nicht viel; aber die Miene des ehrwürdigen Gesichts, in dem sich jede Muskel zum Ausdruck der tiefsten Verachtung gegen alles verzog, was

nur den Anschein von Geiz haben konnte, gab diesen Worten den eigentlichen Nachdruck. Geld hatte in seinem Auge keinen anderen Wert als nur, insofern es Mittel war, durch weisen und zweckmässigen Gebrauch desselben Gutes zu stiften. Von seinem Vermögen — etwa 20000 Taler — und den mässigen Einkünften seiner akademischen Lehrstelle, die in den letzten Jahren wenig mehr einbrachte, gab er etatsmässig jährlich zur Unterstützung seiner Familie und zur Armenkasse eine Summe, die nicht so leicht ein Reicherer hingibt. Es waren 1123 Gulden (Mark), die teils vierteljährlich, teils monatlich von mir in seiner Gegenwart ausgezahlt wurden. Hierzu gehörte zwar die Pension von 40 Talern für seinen früheren Diener Lampe, aber nicht die Unterstützung mehrerer Armen, die wöchentlich ihre Gaben abholten. Sonst pflegt dem hohen Alter sehr oft Geiz, wenigstens strenge Sparsamkeit, eigen zu sein. Kants Alter zeichnete sich durch edle und weise Freigebigkeit aus. Nur in Augenblicken der Vertraulichkeit mit ihm erfuhr ich die Summen, die seine Verwandten erhielten, und zwar nicht eher, als bis ich sie wissen musste, wenn ich sie selbst auszahlte.

Bettlern, von denen er oft heimgesucht wurde, gab er in der Regel nichts, weil seine Mildtätigkeit auf Grundsätze gebaut war. Er wusste bei aller seiner körperlichen Schwäche

Bettler, Betrüger und überhaupt alle Leute ähnlichen Gelichters, die seine Schwäche missbrauchen wollten, mit einem männlichen Ernste abzuhalten. Es fehlte ihm nicht an Mut und Nachdruck — auch bei seinem schon zusammengefallenen Körper —, sich solchen Personen furchtbar zu machen. In den letzten Jahren seines Lebens erfuhr dies eine Dame auf eine ihr unerwartete Art. Kant war allein in seiner Studierstube. Der Weg von der Strasse bis zu ihm stand immer offen. Wenn die Domestiken in Geschäften ausgegangen waren, wurden alle Stuben geschlossen, nur die seinigen nicht. Einst klopft ein wohlgekleidetes Frauenzimmer leise und bescheiden an seine Stubentür; wahrscheinlich war sie durch das übertriebene Gerücht von seiner Schwäche so kühn gemacht. Kant ruft: „Herein!“ Sie scheint durch Kants noch rascheres Aufspringen vom Tische betreten zu sein, fragt leise, artig und verschämt: Was die Uhr sei? Kant zieht seine Uhr hervor, hält sie absichtlich fester wie sonst und sagt ihr wieder ebenso bescheiden, was sie sei. Sie empfiehlt sich sehr artig und dankt für seine Güte. Kaum hat sie die Tür hinter sich zugezogen, so fällt ihr noch eine bald vergessene Kleinigkeit ein. Sie äussert noch die Bitte, da sein Nachbar, den sie auch nannte, sie eigentlich abgeschickt habe, um nach Kants Uhr die seinige zu stellen, so möge er gütigst

erlauben, dass sie seine Uhr nur auf wenige Augenblicke mitnehmen dürfe, weil doch beim Hinübergehen, das einen Zeitraum von einigen Minuten beanspruche, keine genaue Stellung der Uhr möglich sei. Nun fährt Kant mit einem solchen Ungestüm auf sie los, dass sie ungesäumt die Flucht ergreift und er ohne irgend einen erlittenen Verlust als Sieger den Platz behauptet. Gleich darauf kam ich hin, leider etwas zu spät, sonst hätte sie leicht gefangen werden können. Er erzählte mir sein bestandenes Abenteuer mit vieler frohen Laune. Ich fragte ihn scherzhaft: Was er wohl gemacht hätte, wenn die Dame herzhafter gewesen und es wirklich zum Beutemachen gekommen wäre? Er behauptete: Er hätte sich tapfer gewehrt. Meinem Bedenken nach wäre aber wohl der Sieg auf ihrer Seite geblieben und Kant in seinem hohen Alter zum ersten Mal von einer Dame besiegt worden. Dieser Geschichte ist eine andere ziemlich ähnlich, die sich fast gleichzeitig zutrug. Eine andere Frau, ebenfalls wohlgekleidet, wünschte ihn in Angelegenheiten, die sie nur mit ihm allein ohne Zeugen ordnen könnte, zu sprechen. Kant, der nichts vor mir zu verhehlen hatte, liess sie an mich weisen. Ich erkannte sie als eine notorische Betrügerin und wusste, dass sie kürzlich einer angesehenen Dame 10 Taler abgedrungen hatte, die ihr letztere, weil sie nur allein im Hause war, aus Furcht vor etwaigen

Gewalttätigkeiten wirklich gegeben hatte. Sie musste mir ihr Anliegen eröffnen, welches in nichts Geringerem bestand, als in der verlangten Herausgabe eines Dutzend silberner Esslöffel und einiger goldener Ringe, die ihr Eigentum wären, und die ihr ungeratener Mann ihrer Aussage nach bei Kant ohne ihr Vorwissen versetzt hätte. Sie zeigte sich auch bereit, durch eine entsprechende Summe Geldes sich befriedigen zu lassen, gestand aber schliesslich, als ich Miene machte die Polizei zu verständigen, durch die Not zu diesem unüberlegten Schritte getrieben worden zu sein.

Nach dieser Abschweifung kehre ich zu Kants Zustand wieder zurück. Sein Arzt, ein von ihm geschätzter Freund, besuchte ihn so oft, als es sein Gesundheitszustand erforderte. Da Kant nicht eigentlich krank war, sondern nur alt und schwach, so gab er ihm bloss nährende, stärkende und beruhigende Mittel und ging mit einer lobenswerten Behutsamkeit zu Werke. Kant nahm jetzt jede Arznei ohne Weigerung ein, was in früheren Zeiten nicht der Fall gewesen wäre. „Ich will sterben," sagte Kant, „nur nicht durch Medizin; wenn ich ganz krank und schwach bin, mag man mit mir machen, was man will, dann will ich alles über mich ergehen lassen; nur keine Präservative nehme ich ein." Er erinnerte sich dabei der Grabschrift eines Menschen, der im ge-

sunden Zustande fortwährend Arznei genommen hatte, um nicht krank zu werden, und sich durch übermässigen Gebrauch derselben das Leben verkürzte. Diese Grabschrift lautete: „N. N. war gesund; weil er aber gesunder als gesund sein wollte, so ist er hier.“ Kant war stolz darauf, dass er keine Medizin nötig hatte. übersah aber von jeher, dass er täglich welche gebrauchte, nämlich 3 und späterhin 4 Pillen, die er jedesmal nach dem Essen verschluckte. Sie bestanden aus gleichen Teilen venetianischer Seife, verdickter Ochsengalle, Rhabarber und der Ruffin'schen Pillen-Masse, die der verstorbene Dr. Trummer, sein einziger Schulfreund, mit dem er sich „Du“ nannte, ihm empfohlen hatte. Mit ängstlicher Sorge, dass ihr Gebrauch nur ja nicht vergessen werde, bat er seine Tischfreunde, ihn daran zu erinnern. Kant war sehr heterodox in der Medizin. Er pflegte zu sagen: „Alles, was in der Apotheke verkauft, gekauft und gegeben wird, Pharmacon, venenum und Gift, sind Synonyma.

Im Dezember 1803 konnte er kaum mehr seinen Namen schreiben. Er sah so schlecht, dass er den Löffel nicht mehr fand; wenn ich bei ihm speiste, zerlegte ich ihm die Speisen, legte sie in den Löffel und gab ihm diesen in die Hand. Ich erklärte mir sein Unvermögen, seinen Namen zu schreiben, auf folgende Art. Er sah den Buchstaben nicht mehr, den er gemacht hatte und sein Gedächtnis

war so schwach, dass er den Buchstaben, den er nur nach dem Gefühl zeichnete, wieder vergass, was sonst, wenn er ihn noch hätte sehen können, nicht der Fall gewesen wäre. Auch das Vorsagen der Buchstaben war von keiner Wirkung, denn es fehlte ihm an Einbildungskraft, sich die Figur derselben vorstellen zu können. Schon Ende November sah ich dieses, sein Schicksal, auf ihn zueilen. Ich schrieb daher die Quittungen für seine um Neujahr fälligen Zinsen schon um diese Zeit aus, und er setzte seinen Namen noch recht sauber unter dieselben. Bei späteren Unterschriften war sein Name so unleserlich geschrieben, dass ich Monita über die Echtheit seiner Handschrift von höheren Behörden befürchten musste. Er entschloss sich mir eine Generalvollmacht ausfertigen zu lassen. Die Unterschrift unter derselben ist der letzte Federstrich, den Kants Hand gemacht hat. Nur die höchste Notwendigkeit drängte mich zu dieser Massregel, von der ich aber auch nur den spätesten Gebrauch machte.

So schwach Kant jetzt schon war, so blieb er doch noch bisweilen zum Frohsein fähig. Jedesmal erheiterte ihn die Erinnerung an seinen Geburtstag und ich rechnete ihm fleissig vor, wie lange es noch dauern würde, bis sein 80. Jahr zu Ende ging. Einige Wochen vor seinem Tode war dies auch der Fall. Ich suchte ihn durch die Vorerinnerung an denselben aufzuheitern.

„Dann werden,“ sagte ich, „Ihre Freunde sich wieder alle um Sie her versammeln und ein Glas Champagner auf Ihr Wohl trinken.“ „Das muss heute auf der Stelle geschehen,“ war seine Antwort; er liess nicht ab, bis sein Wille erfüllt wurde, trank auf seiner Tischfreunde Wohl und war an diesem Tage recht heiter.

Die ihm eigentümliche Gabe, sich ohne Affektation, doch sehr affektvoll auszudrücken, behielt er bis in sein spätestes Alter. In früheren Zeiten wusste er sich zum angenehmen Erstaunen mit Nachdruck deutlich auszudrücken und einen sehr treffenden Ton auf das zu legen, was er sagte. Weder eigentliche pathetische Deklamation noch erkünstelte Gestikulation konnte dieses ihm eigene Talent genannt werden. Besonders erzählte er eine von ihm gemachte Erfahrung, die ihn zum Erstaunen hinriss, mit vieler Lebhaftigkeit, Wärme nnd Nachdruck. Es war die Rede vom bewunderungswürdigen Instinkt der Tiere und der Fall selbst folgender. Kant hatte in einem kühlen Sommer, in dem es wenig Insekten gab, eine Menge Schwalbennester am grossen Mehlmagazin am Lizent wahrgenommen und einige Junge auf dem Boden zerschmettert gefunden. Erstaunt über diesen Fall wiederholte er mit höchster Achtsamkeit seine Untersuchung und machte eine Entdeckung, wobei er anfangs seinen Augen nicht trauen wollte, nämlich dass die Schwalben selbst ihre Jungen aus den Nestern

warfen. Voll Verwunderung über diesen verstandähnlichen Naturtrieb, der die Schwalben lehrte, beim Mangel hinlänglicher Nahrung für alle Jungen, einige aufzuopfern, um die übrigen erhalten zu können, sagte dann Kant: „Da stand mein Verstand still, da war nichts dabei zu tun, als hinzufallen und anzubeten." Dies sagte er aber auf eine unbeschreibliche und noch viel weniger nachzuahmende Art. Die hohe Andacht, die auf seinem ehrwürdigen Gesichte glühte, der Ton der Stimme, das Falten seiner Hände, der Enthusiasmus, der diese Worte begleitete, war einzig.

Eine gleiche Art von ernster Lieblichkeit strahlte aus seinem Gesichte, als er mit innigem Entzücken erzählte, wie er einst eine Schwalbe in seinen Händen gehabt, ihr ins Auge gesehen hätte, und wie ihm dabei so gewesen wäre, als hätte er in den Himmel gesehen. Auch komische Nachahmungen der Dialekte verschiedener Völker standen in seiner Gewalt. Ich könnte ein sehr komisches Gespräch in orientalischer Mundart anführen, das ich aber, weil es zu komisch ist, übergehe, dessen seine Tischfreunde sich wohl noch erinnern werden. Er war ein Freund von dergleichen Scherzen und schrieb in den letzten Zeiten seines Lebens noch in sein Büchelchen: „Klientenwein und verrostetes Brod;" mit welchen Ausdrücken ein Franzose glühenden Wein und geröstetes Brod von seinem Gastwirte verlangt hatte.

Sein letztes Werk und einziges Manuskript, das vom Übergange von der Metaphysik der Natur zur Physik handeln sollte, hat er unvollendet hinterlassen. So frei ich von seinem Tode und allem, was er nach demselben von mir wünschte, sprechen konnte, so ungern schien er sich darüber erklären zu wollen, wie es mit diesem Manuskripte gehalten werden sollte. Bald glaubte er, da er das Geschriebene selbst nicht mehr beurteilen konnte, es wäre vollendet und bedürfte nur noch der letzten Feile; bald war wieder sein Wille, dass es nach seinem Tode verbrannt werden sollte. Ich hatte es seinem Freunde, Herrn H. P. S., zur Beurteilung vorgelegt, einem Gelehrten, den Kant nächst sich selbst für den besten Dolmetsch seiner Schriften erklärte. Sein Urteil ist dahin ausgefallen, dass es nur der erste Anfang eines Werkes sei, dessen Einleitung noch nicht vollendet und das der Redaktion noch nicht fähig sei. Die Anstrengung, die Kant auf die Ausarbeitung dieses Werkes verwendete, hatte den Rest seiner Kräfte schneller verzehrt. Er gab es für sein wichtigstes Werk aus; wahrscheinlich aber hat seine Schwäche an diesem Urteil grossen Anteil.

Im Reden drückte Kant besonders in den letzten Wochen seines Lebens sich sehr uneigentlich aus. Seit dem 8. Oktober schlief er nicht mehr in seinem eigentlichen Schlafzimmer. Weil dieses Zimmer einen grünen Ofen hatte,

so nannte er das Schlafengehen „an den grünen Ofen gehen.“ Bemerkenswert ist es, dass der grosse Denker nun keinen Ausdruck des gemeinen Lebens mehr zu fassen im Stande war. An seinem Tische herrschte oft dumpfe Stille, wo sonst heitere und anständige Jovialität ihren Sitz hatte. Er sah es nicht einmal gern, wenn seine beiden Tischfreunde sich miteinander unterhielten und er eine stumme Rolle dabei machen sollte. Ihn selbst aber ins Gespräch zu verflechten, hatte gleichfalls Schwierigkeiten, denn sein sonst so leises Gehör fing auch an zu schwinden, und er drückte sich, ob er gleich richtig genug dachte, sehr unverständlich aus. Einige Beispiele werden den grossen Mann nicht verkleinern. Freilich erfordert die Erzählung derselben einige dem gewöhnlichen Leben entnommene Ausdrücke. Die Absicht zu zeigen, wie der grosse Mann sich zuletzt ausdrückte, wird die Anführung und den Gebrauch dieser Worte entschuldigen. Er sprach sehr uneigentlich; aber bei aller Unvollkommenheit des Ausdrucks war doch eine ganz eigene Ähnlichkeit zwischen dem Worte und der damit bezeichneten Sache. Als bei Tische von der Landung der Franzosen in England gesprochen wurde, so kamen in diesem Gespräche die Ausdrücke: Meer und festes Land vor. Kant sagte (nicht im Scherz), es sei viel zu viel Meer auf seinem Teller, und es fehle an festem Boden. Er wollte

damit andeuten, dass er im Verhältnis zur Suppe zu wenig festere Speise hätte. An einem anderen Mittage, als ihm gebackenes Obst gereicht und der dazu gehörige Pudding, in kleine unregelmässige Stücke zerschnitten, vorgelegt wurde, sagte er: „Er verlange Figur, bestimmte Figur.“ Dieses sollte das regelmässigere Obst bedeuten.

Es gehörte ein täglicher Umgang mit ihm dazu, um diese so uneigentliche Sprache zu verstehen. Dennoch konnte ihm eine Art von Witz nicht gänzlich abgesprochen werden; ein kleines Goldkörnchen schimmerte doch noch immer durch. Fragte man ihn in seiner grössten Schwäche, wenn er sich über die gewöhnlichsten Dinge nicht verständlich ausdrücken konnte, über Gegenstände der physischen Geographie, Naturgeschichte oder Chemie; so gab er noch nach dem 8. Oktober zum Erstaunen bestimmte und richtige Antworten. Die Gasarten und ihre Stoffe waren ihm so bekannt, dass man sich noch in der letzten Zeit seines Lebens, sehr befriedigt von seinen Aufschlüssen, darüber mit ihm unterhalten konnte. Die Kepplerschen Analogien konnte er noch in seiner grössten Schwäche hersagen. Am letzten Montage seines Lebens, als seine Schwäche zur tiefsten Rührung seiner Tischgenossen auffallend gross war und er nichts mehr fassen konnte, was man mit ihm sprach, sagte ich leise zu dem anderen Tischfreunde: Ich darf das Gespräch nur auf gelehrte Gegen-

stände lenken, und ich bürge dafür, dass Kant alles versteht und in das Gespräch eintritt. Dies schien dem anderen Freunde Kants unglaublich. Ich machte den Versuch und fragte Kant etwas über die Barbaresken. Er erzählte kurz ihre Lebensweise und sagte noch dabei, dass in dem Worte Algier das g auch wie ein g ausgesprochen werden müsste.

Kants Beschäftigungen in den beiden letzten Wochen seines Lebens waren nicht bloss zwecklos, sondern zweckwidrig. Bald musste die Halsbinde in einer Minute mehrmals abgenommen und umgebunden werden. Dasselbe war der Fall mit einem Tuche, das er seit vielen Jahren statt eines Passes über seinen Schlafrock zu binden gewöhnt war. Sobald er letzteren zugehakt hatte, öffnete er ihn wieder ungeduldig, und sogleich musste er wieder zugemacht werden. Ist diese Erscheinung eine Folge der Ungeduld, eines Krampfes oder die Äusserung eines Schmerzes gewesen, für dessen Gefühl Kants Nerven schon zu abgestumpft waren? Dieses mag der Arzt und Physiologe entscheiden. Allein die Beschreibung jener Ungeduld konnte den Eifer nur schwach vorstellen, mit dem Kant, als mit der wichtigsten Angelegenheit beschäftigt, seine Kleidungsstücke öffnete und unermüdlich wieder zumachte.

Er fing an, alle, die um ihn herum waren, zu verkennen. Bei seiner Schwester war es

früher, bei mir später, bei seinem Diener am spätesten der Fall. Dieser tiefe Grad seiner Schwäche war für mich sehr schmerzend. Verwöhnt durch seine sonst so gütigen Äusserungen konnte ich seine jetzige Gleichgültigkeit gegen mich kaum ertragen, ob ich gleich wusste, dass er mir seine Gewogenheit nicht entzogen hatte. Aber desto erfreulicher war für mich der Augenblick, wenn seine Besinnungskraft zurückkehrte; nur war es traurig, dass solche Augenblicke so selten kamen. Es war ein rührender und betrübender Anblick für jeden seiner Tischfreunde, ihn in seiner Hülflosigkeit zu erblicken. Der Mann, der an stete Arbeitsamkeit gewohnt war, und jeder Art von Bequemlichkeit gern auswich, der sonst auf einem gewöhnlichen Stuhle den grössten Teil seines Lebens zugebracht hatte, konnte sich kaum auf einem mit Kissen ausgefüllten Armstuhle aufrecht erhalten. Gekrümmt, in sich gesunken, wie im Schlafe, sass er nun am Tische, ohne am Gespräche der Gesellschaft teilnehmen zu können, und zuletzt sogar ohne allen Anspruch, sich unterhalten zu lassen. Er, der in den grössten Gesellschaften die vornehmsten und gelehrtesten Männer so lehrreich und angenehm unterhalten hatte, fasste nicht mehr die gewöhnlichen Gespräche und wiederholte sich selbst. Ein durchreisender Gelehrter aus Berlin besuchte ihn im vorletzten Sommer und sagte nachher: „Er habe nicht Kant,

sondern Kants Hülle gesehen;“ und was war damals Kant, und was jetzt?

Nun kam der Februar, von dem er sagte, wie oben bemerkt worden, dass in ihm wegen der geringeren Anzahl der Tage die kleinste Last getragen werde. Er ertrug in demselben die grösste seines Lebens, aber er hatte für ihn auch nur 12 Tage. Sein Körper, von dem er sonst sagte, er wäre das Minimum in der Magerkeit, den er seine Armseligkeit nannte, nahm ganz ausserordentlich ab. Wenngleich der Tod keine Grade gestattet, so konnte man doch fast von Kant sagen, er sei einige Tage vor seinem Ende schon halbtot gewesen. Er vegetierte kaum mehr, und dennoch gab's Augenblicke, wo er noch bemerkte und reflektierte.

Am 3. Februar schienen alle Triebfedern des Lebens gänzlich erschlafft zu sein und völlig nachzulassen, denn von diesem Tage an ass er eigentlich nichts mehr. Seine Existenz schien nur noch die Wirkung einer Art von Schwungkraft nach einer 80jährigen Bewegung zu sein. Sein Arzt hatte mit mir verabredet, ihn um eine bestimmte Stunde zu besuchen, und dabei meine Anwesenheit gewünscht. Hatte Kant es behalten oder vergessen, dass ich ihm gesagt hatte, sein Arzt habe alle Belohnung grossmütig verbeten und selbst die ihm schon zugestellte mit einem sehr rührenden Billet zurückgesandt, das weiss ich nicht. Genug, Kant war vom

Gefühl der Hochachtung und Dankbarkeit gegen seinen Kollegen tief durchdrungen. Als er ihn neun Tage vor seinem Tode besuchte und Kant beinahe nichts mehr sehen konnte, so sagte ich ihm, dass sein Arzt käme. Kant steht vom Stuhle auf, reicht dem Arzte die Hand, und spricht darauf von Posten und wiederholt dieses Wort oft in einem Tone, als wolle er ausgeholfen sein. Der Arzt beruhigt ihn damit, dass auf der Post alles bestellt sei, weil er diese Äusserung für Phantasie hält. Kant sagt: „viele Posten, beschwerliche Posten, bald wieder viele Güte, bald wieder Dankbarkeit", alles ohne Verbindung, doch mit zunehmender Wärme und mehr Bewusstsein seiner selbst. Ich erriet indessen seine Meinung sehr wohl. Er wollte sagen, bei den vielen und beschwerlichen Posten, besonders bei dem Rektorat, sei es viele Güte von seinem Arzt, dass er ihn besuche. „Ganz recht" war Kants Antwort, der noch immerfort stand und vor Schwäche fast hinsank. Der Arzt bittet ihn, sich zu setzen. Kant zaudert verlegen und unruhig. Ich war mit seiner Denkungsart zu bekannt, als dass ich mich in der eigentlichen Ursache dieses Zögerns hätte irren sollen, weshalb Kant seine ermüdende und ihn schwächende Stellung nicht änderte. Ich machte den Arzt auf die wahre Ursache, nämlich die feine Denkungsart und das artige Benehmen Kants aufmerksam und gab ihm die

Versicherung, dass Kant sich sofort setzen würde, wenn er als Fremder nur erst würde Platz genommen haben. Der Arzt schien diesen Grund zu bezweifeln, wurde aber bald von der Wahrheit meiner Behauptung überzeugt und fast zu Tränen gerührt, als Kant nach Sammlung seiner Kräfte mit einer erzwungenen Stärke sagte: „Das Gefühl für Humanität hat mich noch nicht verlassen.“ Das ist ein edler, feiner und guter Mann! riefen wir wie aus einem Munde uns zu.

Es war Zeit zum Tisch zu gehen, und der Arzt verliess uns. Der zweite Tischgast kam. Nach dem zu urteilen, was ich soeben von ihm gehört hatte, glaubte ich auf einen recht frohen Mittag rechnen zu können, aber vergebens. Kant hatte schon seit einigen Wochen alle Speisen geschmacklos gefunden. Ich bemühte mich ihren Geschmack durch unschädliche Gewürze als Muskatnüsse oder Canneel (Zimmet) je nach Art der Speisen zu erhöhen. Die Wirkung war kurz und vorübergehend. Jetzt, an diesem Tage half nichts; der Löffel mit Speisen wurde in den Mund genommen und nicht verschluckt, sondern wieder aus demselben weggeschafft. Auch leichte Lieblingsspeisen, Bisquit, Semmelkrume, alles wollte nicht schmecken. Von ihm selbst hatte ich in früheren Zeiten gehört, dass einige seiner Bekannten, die am eigentlichen Marasmus gestorben waren, sich zwar völlig

schmerzlos gefühlt, aber 3 bis 5 Tage weder Appetit noch Schlaf gehabt hätten und dann sanft zum Tode eingeschlummert wären. Ähnliches fürchtete ich auch von ihm. Am folgenden Sonnabend hörte ich die lauten Zweifel seiner Tischgäste, je wieder mit ihm zu essen, mit Bedauern an und stimmte ihrer Meinung bei. Sonntag den 5. Februar speiste ich mit seinem Freunde, Herrn R. R. H. bei Kant. Dieser war so schwach, dass er ganz zusammenfiel. Ich legte bei Tische, da er auf eine Seite sank, ihm die Kissen zurecht und sagte: „Nun ist alles in der besten Ordnung.“ „Testudine et facie,“ sagte Kant, „wie in der Schlachtordnung.“ Ganz unerwartet kam uns dieser Ausdruck, der auch das letzte lateinische Wort war, das er aussprach. Er ass auch jetzt nichts, die Speisen hatten dasselbe Schicksal wie in den beiden vorhergegangenen Tagen. Montag den 6. Februar war er noch um vieles schwächer und stumpfer; verloren in sich selbst sass er mit starrem Blicke da, ohne etwas zu reden. Ohne alle Teilnahme an Gesprächen schien er selbst uns zu fehlen, nur sein Schatten war noch in unserer Mitte. Und doch gab er noch bisweilen, sobald es auf wissenschaftliche Dinge ankam, Zeichen, dass er da sei.

Von nun an wurde Kant um vieles gelassener und sanfter. In den früheren Zeiten des Kampfes mit seiner Geistesstärke und guten

Natur auf der einen, dem immer weiter vorrückenden Alter auf der anderen Seite war Kant des Lebens und jeder Freude desselben satt, konnte nichts mit sich und seiner Zeit anfangen und war nicht im Stande sich verständlich auszudrücken. Er erhielt daher Dinge, die er nicht haben wollte, musste einige entbehren, die er gern gehabt hätte und nur nicht nennen konnte. Diese Irrungen machten es, dass er seinen Klagen einen zu harten Nachdruck gab oder sie in Worten ausdrückte, die er früher für plebejisch gehalten hätte. Der Mann, der in den früheren Jahren seines Lebens so fein und human auch für sich selbst dachte, der, wenn er auf Zettel, die nicht leicht einem andern als nur ihm allein zu Gesichte kamen, eine Gefälligkeit, um die er seine Freunde bitten wollte, aufzeichnete, es in keiner anderen Weise tat, als: „Herr N. N. wird gebeten, die Güte zu haben u. s. w.,“ dieser Mann verdiente gewiss schonende Nachsicht, wenn er in seinem höchsten Alter seinen Ausrufungsformeln einen etwas grellen, ich will nicht sagen, rauhen Anstrich gab. Sie hatten nur eine minder polierte Aussenseite, nie waren sie böse gemeint. Der Kampf seiner Natur mit seinem Alter hatte manches, doch immer begrenztes Aufbrausen verursacht. Jetzt war die völlige Scheidung und Zersetzung seiner Kräfte vollendet, das etwaige Aufbrausen hörte auf wie bei jedem

chemischen Prozesse dieser Art. Fuhr er sonst bisweilen gegen seinen Diener auf, so war auch in demselben Augenblicke alles wieder gut. Man sah es ihm zu deutlich an, dass er mit nichts in der Welt weniger zurecht kommen konnte als mit dem Bösewerden. Er benahm sich dabei so linkisch, dass es unverkennbar war, er sei an diese ihm unnatürliche Rolle gar nicht gewöhnt. Dieses Bösesein wollen und nicht können gab ihm eine besondere Art von Liebenswürdigkeit; denn zu den tief eingeprägten Zügen der Gutmütigkeit auf seinem sanften, menschenfreundlichen Gesichte wollte die Miene des Unwillens immer nicht recht passen. Sein Diener wusste sehr gut, wie er mit ihm daran war, und was er von seinem augenblicklichen Unwillen zu halten hatte. In den letzten Tagen seines Lebens war keine Spur der Unzufriedenheit bemerkbar, wie sie einige Monate vorher bisweilen vorhanden war.

Jetzt besuchte ich ihn täglich dreimal, ging daher auch über dem Essen zu ihm und fand seine beiden Tischfreunde Dienstag den 7. Februar am Tische allein, Kant aber im Bette. Diese Erscheinung war neu und vermehrte unsere Besorgnis, dass sein Ende nicht mehr fern sein dürfte. Noch wagte ich es nicht, ihn, der sich so oft erholt hatte, am folgenden Tage ganz ohne Tischgesellschaft zu lassen, bestellte bloss eine Suppe und wollte sein alleiniger

Tischgast sein. Ich erschien um 1 Uhr, sprach ihm herzhaft zu und liess auftragen; er nahm zwar, wie seit dem 3. Februar gewöhnlich, einen Löffel mit Suppe in den Mund, behielt ihn aber nicht, sondern eilte ins Bett und stand aus demselben nicht mehr auf.

Donnerstag den 9. Februar war er zur Schwäche eines Sterbenden völlig herabgesunken und die Totengestalt stellte sich schon bei ihm ein. Ich besuchte ihn oft an diesem Tage, ging noch abends um 10 Uhr zu ihm hin und fand ihn im Zustande der Bewusstlosigkeit. Er gab auf keine Fragen Antwort. Ich verliess ihn, ohne ein Zeichen erhalten zu haben, dass er mich kannte, und überliess ihn seinen beiden Verwandten und seinem Diener.

Freitag Morgens um 6 Uhr ging ich wieder zu ihm. Es war ein stürmischer Morgen und ein tiefer Schnee war in dieser Nacht gefallen. Diebe hatten in derselben sein Gehöft erbrochen, um durch dasselbe bei seinem Nachbar, einem Goldarbeiter, einzubrechen. Als ich vor sein Bett trat, wünschte ich ihm einen guten Morgen. Unverständlich und mit gebrochener Stimme erwiderte er meinen Gruss auf gleiche Weise und sagte: „Guten Morgen.“ Ich freute mich, ihn wieder bei Bewusstsein zu finden, fragte ihn, ob er mich noch kenne; er antwortete „Ja“, streckte die Hand aus und strich mir mit derselben liebevoll über die Backe. Bei den übrigen

Besuchen an diesem Tage schien er kein Bewusstsein zu haben.

Sonnabend den 11. lag er mit gebrochenem Auge, aber dem Anscheine nach ruhig da. Ich fragte ihn, ob er mich kenne? Er konnte nicht antworten, reichte mir aber den Mund zum Kusse. Tiefe Rührung erfüllte mich, er reichte mir nochmals seine blassen Lippen. Fast darf ich die Vermutung wagen, er habe es auf einen Abschied von mir und Dank für vieljährige Freundschaft und Beihülfe angelegt. Mir ist nicht bekannt, dass er je einem seiner Freunde einen Kuss anbot. Ich habe es wenigstens nie gesehen, dass er irgend einen derselben geküsst hatte. Ich habe nie einen Kuss von ihm erhalten, ausser wenige Wochen vor seinem Tode, da er mich und seine Schwester küsste. Doch schien er mir damals in seiner Schwäche nicht zu wissen, was er tat. Nach allen Umständen zu urteilen bin ich versucht, sein letztes Anerbieten für ein wirkliches Zeichen der durch den Tod nun bald geendigten Freundschaft zu halten. Dieser Kuss war aber auch das letzte Merkmal, dass er mich kannte.

Der ihm oft gereichte Saft ging nun schwer und mit Getöse, wie solches bei Sterbenden häufig der Fall ist, hinunter; es trafen alle Kennzeichen des nahen Todes zusammen. Es war ein schauerlicher Auftritt, den das Sterbebett eines grossen Mannes, vom schwachen

Lichte der eben verfinsterten Sonne beleuchtet, gewährte.

Ich wünschte bei ihm auszuharren, bis er enden würde, und da ich Zeuge eines Teiles seines Lebens gewesen war, auch Zeuge seines Todes zu sein. Daher entfernten mich bloss meine Amtsgeschäfte von seinem Sterbebette. Da ich aus allen Umständen und dem Urteile seines ihn nun täglich besuchenden Arztes wusste, dass sein Leben seinem Ende entgegen eilte, so bestimmte ich mich, so lange ihm beizustehen, als es möglich war, mit Freundeshand sein letztes Labsal ihm zu reichen und mit derselben sein Auge zuzudrücken. Ich blieb die letzte Nacht an seinem Bette. So bewusstlos er an diesem Tage lag, so gab er am letzten Abend doch noch ein verständliches Zeichen gewisser Bedürfnisse wegen das Bett zu verlassen, doch war seine dadurch bewirkte Aufstörung fruchtlos, und er wurde zum letzten Male in sein Bett, welches während der Zeit seines Aufenthaltes ausser demselben mit äusserster Schnelligkeit in Ordnung gebracht wurde, getragen. Zur kleinsten Mithülfe waren seine Kräfte schon zu schwach. Er schlief nicht, sein Zustand war mehr Betäubung als Schwäche. Den mit Saft ihm dargereichten Löffel stiess er oft weg; aber in der Nacht um 1 Uhr neigte er sich selbst nach dem Löffel. Ich schloss daraus auf seinen Durst und reichte ihm eine versüsste Mischung von

Wein und Wasser. Er näherte den Mund dem Glase, und als dieser aus Schwäche den Trunk nicht mehr halten konnte, so hielt er mit der Hand sich den Mund zu, bis alles mit Getöse hinunter war. Er schien noch mehr zu wünschen; ich wiederholte mein Anerbieten so oft, bis er durch diese Erquickung gestärkt zwar undeutlich, doch mir verständlich sagen konnte: „Es ist gut.“ Dies war sein letztes Wort. Einige Male stiess er die Bettdecke von Eiderdaunen weg und entblösste sich den Leib. Ich suchte die Erkältung durch öftere Bedeckung zu hindern. Der ganze Leib und die Extremitäten waren schon kalt; der Puls intermittierte.

Den 12. um $^3/_4$ auf 4 Morgens legte er sich gleichsam zum nahe bevorstehenden grossen Akte seines Todes zurecht und gab seinem Körper eine völlig regelmässige Lage, in der er bis zum Tode unverrückt liegen blieb. Der Puls war weder an Händen und Füssen noch am Halse fühlbar. Ich untersuchte jede Stelle, wo ein Puls schlägt, und fand, dass bloss in der linken Hüfte der zurückgezogene Puls mit Heftigkeit schlug, aber doch oft ausblieb.

Um 10 Uhr Vormittag veränderte sich seine Gestalt sehr merklich. Das Auge war völlig starr und gebrochen. Totenblässe hatte das Gesicht und die Lippen entfärbt, doch war nicht die mindeste Spur von einem Todesschweisse zu entdecken, die Wirkung seiner Massregel,

dem Schweisse vorzubeugen, währte bis zu seinem Tode fort. Gegen 11 Uhr schien der letzte Augenblick seines Lebens nahe zu sein. Seine Schwester stand am Fussende, sein Schwestersohn am Hauptende seines Bettes. Um ihn recht ins Auge zu fassen, um den Puls in der Hüfte beobachten zu können, kniete ich an seinem Bettte hin, denn seine vor Alter gekrümmte Richtung verhinderte mir in stehender Stellung den Anblick seines Gesichtes. Ich rief seinen Diener, Zeuge des Todes seines guten Herrn zu sein. Der Augenblick begann, in dem die Funktionen des Lebens aufhörten. Eben jetzt trat sein ausgezeichneter Freund, Herr R. R. V., den ich hatte bitten lassen, ins Zimmer. Der Atem wurde schwächer, er verfehlte den gewöhnlichen Takt; ein Atemzug blieb aus, die Oberlippe zuckte kaum bemerkbar, ein schwacher, leiser Atemzug folgte; — auf ihn keiner mehr, der Puls schlug noch einige Sekunden fort, schlug langsamer und schwächer, nicht mehr fühlbar, der Mechanismus stockte und die letzte Bewegung der Maschine hörte auf. Sein Tod war ein Aufhören des Lebens und nicht ein gewaltsamer Akt der Natur. Gerade jetzt schlug die Uhr 11. Alle gemachten Versuche ob noch eine Spur von Leben zu entdecken wäre, misslangen und alles deutete auf seinen Tod hin. Die Empfindung, die seinen Freund und mich ergriff, war unnennbar und

einzig in ihrer Art. Ich konnte die Täuschung in der Hand, als wenn sein Puls von mir beobachtet und gefühlt würde, nicht sogleich los werden.

Eben jetzt, da sein letzter Lebenshauch kaum verweht war, trat sein Arzt ins Zimmer, der nach gehöriger Untersuchung die Wirklichkeit seines Todes bestätigte. Die Anzeige seines erfolgten Todes wurde von mir besorgt, und ich eilte mit betrübtem Herzen nach Hause, da die Zeit zum Anfange meiner Amtsgeschäfte so nahe war. Bis nach Beendigung derselben blieb seine Leiche völlig bedeckt im Bette liegen. Ein Tischfreund Kants und seine Verwandten übernahmen die Beobachtung seines Körpers, ob etwa Spuren des Lebens sich noch äussern würden. Bei meiner Rückkehr war keine entdeckt. Sein Haupt wurde beschoren und dadurch zum Gipsabguss, den Herr Professor Knorr übernahm, vorbereitet. Der Bau seines Schädels war nach allgemeinem Urteile derer, die in Galls Geheimnisse der Natur nicht eingeweiht waren, besonders regelmässig gebaut. Nicht blos seine Larve, sondern sein ganzer Kopf wurde geformt, damit vielleicht gelegentlich Dr. Galls Schädelsammlung durch einen Abguss dieses Schädels vermehrt werden könnte.

Seine Leiche wurde nun in seiner ehemaligen Essstube, in ihr Sterbegewand gekleidet, aufgebahrt. Eine grosse Menge Menschen aus den höchsten und niedrigsten Ständen strömte hinzu,

um die Hülle zu sehen, die einst Kants grossen Geist umschloss. So sehr ich vorher auf Kants ausdrückliches Verlangen bemüht war, allen ungebührlichen Andrang ihm oft unbekannter Leute, die blosse Neugierde hintrieb, zur Vermeidung aller lästigen Störung seiner Ruhe zu verhindern, so hielt ich es doch jetzt für unbillig, den Anblick seiner Leiche irgend jemandem zu verweigern. Alles eilte hinzu, die letzte Gelegenheit zu benutzen, um einst sagen zu können: Ich habe Kant gesehen. Viele Tage lang wurde zu ihm gewallfahrtet, zu jeder Tageszeit. Vom Morgen bis zum finstern Abend war das Zimmer bald mehr, bald weniger mit Besuchern angefüllt. Viele kamen zwei- auch dreimal wieder, und in vielen Tagen hatte das Publikum seine Sehbegierde noch nicht völlig gestillt. Da darauf nicht im mindesten gerechnet war, den Körper zur Schau auszusetzen, aber dennoch so viele zu seiner Hülle hingezogen wurden, so wollte ich doch auch nichts versäumen, was etwa der Anstand erforderte. Ich liess eine schwarze Trauerdecke mieten, um sie der Leiche unterzulegen. Das Gewerk, von dem ich sie mietete, erhielt für jeden Tag einen Taler; es gab eine schöne weisse Decke mit breiten Brabanterspitzen noch dazu, und die Älterleute nahmen für beides nur täglich einen Gulden mit dem Zusatz: weil es für Kant wäre.

Zu den Füssen Kants legte ein Dichter ein Gedicht mit der Aufschrift: „Den Manen Kants“

nieder. Es mag schön gewesen sein; allein weder ich noch meine Freunde und Bekannten konnten die hohe Sprache fassen. Indessen war es doch gut gemeint, und die Bescheidenheit, mit der das Gedicht niedergelegt wurde, machte dem Dichter desto mehr Ehre.

Der gänzlich ausgetrocknete Körper Kants erregte Staunen und das Geständnis war allgemein, dass man nicht leicht so einen abgezehrten Leichnam gesehen habe.

Ein Kissen, auf dem ihm einst die Studierenden ein Gedicht überreicht hatten, wusste ich nicht besser anzuwenden und zu ehren, als dass ich sein Haupt auf demselben ruhen liess und es ihm mit ins Grab gab.

Über die Art seines Begräbnisses hatte Kant in früheren Jahren seinen Willen auf ein Oktavblättchen geschrieben. Er wollte des Morgens frühe in aller Stille, bloss von seinen Tischfreunden begleitet, begraben werden. Ich fand diesen Aufsatz, als ich mich mit seinen Papieren bekannt machte. Freimütig äusserte ich ihm meine Meinung, dass diese Vorschrift mich als seinen Leichenbesorger zu sehr beschränken würde, dass Umstände, die nie vorher zu sehen wären, mich ins Gedränge bringen würden. Kant legte auch nicht den mindesten Wert auf dieses Papier, zerriss es und überliess mir die Besorgung seines Begräbnisses ganz, ohne irgend etwas festzusetzen. So wurde auch nie mehr

über diesen Punkt gesprochen. Es war leicht vorher zu sehen, dass die Studierenden es sich nicht würden nehmen lassen, irgend eine Ehrenbezeugung nach seinem Tode zu veranstalten. Diese Vermutung traf über alle Erwartung ein. Ein solches Leichenbegängnis, bei welchem die deutlichsten Spuren allgemeiner Hochachtung, feierlicher Pomp und Geschmack sich vereinigten, sahen Königsbergs Einwohner nie. Schon die öffentlichen Blätter, noch mehr eine besondere Schrift haben die Totenfeier Kants umständlich bekannt gemacht. Eine kurze Anzeige wird hinreichen zu zeigen, wie sehr sich alles beeiferte, Kants Asche zu ehren. Am 28. Februar um 2 Uhr nachmittags versammelten sich alle hohen Standespersonen nicht nur der Stadt sondern auch viele aus den herumliegenden Gegenden in der hiesigen Schlosskirche, um die sterbliche Hülle Kants zu ihrem Grabe zu begleiten. Die zu diesem feierlichen Aufzuge sehr geschmackvoll gekleidete akademische Jugend, die vom Universitätsplatze ausgegangen war, holte das Ehrengefolge aus der Schlosskirche ab. Als diese sich dem Trauerhause näherten, wurde die Leiche unter dem Geläute aller Glocken der ganzen Stadt empfangen. Der unabsehbare Zug ging ohne irgend eine Rangbeobachtung zu Fuss, von tausenden begleitet, in die Dom- und Universitätskirche. Diese war mit einigen Hundert Wachskerzen erleuchtet.

Ein Katafalk, mit schwarzem Tuche beschlagen, machte einen imposanten Eindruck. Eine feierliche, vortrefflich ausgeführte Kantate und zwei Reden erhöhten die Empfindungen aller Anwesenden. Während einer Rede wurde dem Kurator der Akademie ein Trauergedicht von den Studierenden überreicht. Nach beendigter Feierlichkeit wurde Kants entseelte Hülle in der akademischen Totengruft beerdigt, wo nun seine Asche sich mit den Überresten vorausgangener Väter der Akademie mischt. Friede seinem Staube!

Zusatz des Herausgebers: Zur Charakteristik der äusseren Erscheinung Kants als Mann in der Blüte seiner Jahre und als Greis möge noch zwei einwandfreien Zeitgenossen das Wort hier verstattet sein. **Herder**, welcher Kants Vorlesungen in den Jahren 1762 und 1763 besuchte, hat mehr als 30 Jahre später folgende Schilderung von seinem damals 38 Jahre alten Lehrer gegeben: „Ich habe das Glück genossen, einen Philosophen zu kennen, der mein Lehrer war. Er in seinen blühendsten Jahren hatte die Fröhlichkeit und Munterkeit eines Jünglings, die, wie ich glaube, ihn auch in sein greisestes Alter begleitet. Seine offene, zum Denken gebaute Stirn war ein Sitz unzerstörbarer Heiterkeit und Freude; die gedankenreichste Rede floss von seinen Lippen;

Scherz und Witz und Laune standen ihm zu Gebote, und sein lehrender Vortrag war der unterhaltendste Umgang. Dieser Mann, den ich mit grösster Dankbarkeit und Hochachtung nenne, ist Immanuel Kant; sein Bild steht angenehm vor mir.“ Welche Erscheinung Kant im Alter von 71 Jahren im Kolleg darbot, erfahren wir aus einem Briefe des Grafen Purgstall, der eigens von Wien nach Königsberg gereist war, um unseren Kant zu hören. Er schreibt: „Stellen sie sich ein altes, kleines Männchen vor, das gekrümmt, im braunen Rocke mit gelben Knöpfen, eine Perrücke und den Haarbeutel nicht zu vergessen, dasitzt, denken Sie noch, dass dieses Männchen zuweilen seine Hände aus dem zugeknöpften Rocke, wo sie verschränkt stecken, hervornimmt und eine kleine Bewegung vors Gesicht macht, wie wenn man einem so etwas begreiflich machen will, stellen Sie sich dies vor, und Sie sehen ihn auf ein Haar.“ In seiner Vaterstadt selbst nannte man ihn den schönen Magister, weil er auf der Strasse stets in elegantem, der Mode angemessenem Anzuge erschien. —

Schlusswort.

> **Hab' ich des Menschen Kern erst untersucht,**
> **So weiss ich auch sein Wollen nnd sein Handeln.**
> **Schiller.**

Mit der Beisetzung der sterblichen Überreste Kants im sogenannten Professorengewölbe der Dom- und Universitätskirche Königsbergs schliesst die Darstellung Wasianskis. Hier sollten indessen die Gebeine ihre bleibende Ruhestatt nicht finden. Bereits 1809 wurde das „Professorengewölbe“ in einen Wandelgang für die auf dem Collegio Albertino Wohnenden und andere Erholungsbedürftige ausgebaut und Kants Sarg auf dem östlichen Flügel dieses Ganges beigesetzt. Eine noch bei Kants Lebzeiten von Hagemann modellierte, von Schadow in carrarischem Marmor ausgeführte Büste des grossen Mannes bildete den einzigen Schmuck dieser Grabstätte. Leider war diese nur durch ein einfaches Holzgitter von jenem Wandelgange, der Stoa Kantiana, abgetrennt und so den Unbilden der Witterung sowie allen Angriffen des Mutwillens und der Roheit gleichmässig preisgegeben. Sie geriet daher verhältnismässig rasch in einen des grossen Toten recht unwürdigen Zustand, in dem sie länger als ein

halbes Jahrhundert verblieb. Erst Ende der siebziger Jahre hat man auf Anregung der Königsberger Kantgesellschaft eine gothische Kapelle am Dom erbaut, in deren Gewölbe die irdischen Überreste Kants seit dem 21. November 1880 ihre hoffentlich dauernde Ruhestätte gefunden haben. Die Kapelle ist einfach gehalten. Eine von R. Siemering gefertigte meisterhafte Kopie der oben erwähnten Schadow'schen Büste bildet ihren Hauptschmuck. Die Wand hinter dieser Büste zeigt die von dem Königsberger Künstler, Professor Emil Neide, gemalte Wiedergabe der Rafael'schen „Schule von Athen". Endlich steht, damit neben der Sprache der Kunst die des Wortes nicht fehle, auf der gegenüberliegenden Wand der Schluss jener so feierlichen, Kants Ziele so trefflich andeutenden Stelle aus der Kritik der praktischen Vernunft: „Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: **Der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir.**"

In diese Worte fasste der Weise von Königsberg als bleibendes Vermächtnis für die Menschheit das wahre Wesen der Moral zusammen, einer Moral, die in der Unterordnung zugleich eine Erhöhung, in der Einschränkung noch ein Weit- und Freiwerden des Menschen bedeutet. Erst eine solche Auffassung der Moral befreit

den Menschen von jedem drückenden Zwange, wandelt den Knechtsgehorsam in sittliche Freiheit, sichert dem Menschen seine innere Würde und Hoheit, macht ihn zur sittlichen Persönlichkeit. Kants unsterbliches Verdienst bleibt es, nach Jahrhunderte langem Druck dem Menschen seine Menschenwürde und seine Freiheit zurückerobert zu haben, freilich nicht die schrankenlose, sondern **die Freiheit auf dem sittlichen Boden der Pflicht, das heisst der Achtung vor dem Sittengesetz.**

Kants Haupttätigkeit fällt in die Regierungszeit des Grossen Friedrich. Es war daher ein glücklicher Gedanke von Wundt, Kants Ethik das in Philosophie umgewandelte Staats- und Pflichtbewusstsein der Monarchie Friedrichs des Grossen zu nennen.

Grundfalsch aber ist die Vorstellung, als habe Kant für ein pflichtmässiges Handeln eine innere Gleichgültigkeit gefordert oder gar eine mürrische Stimmung gut geheissen, als kenne er keine innere Befriedigung und Frohheit. Sein ganzes Leben bezeugt das Gegenteil und ausdrücklich erklärt er: „Die Regeln der Übung in der Tugend gehen auf die zwei Gemütsstimmungen hinaus, **wackeren** und **fröhlichen** Gemüts in Befolgung ihrer Pflichten zu sein; — was man nicht mit Lust, sondern bloss als Frondienst tut, das hat für den, der hierin seiner Pflicht gehorcht, keinen inneren Wert.“ Und

auch die geschichtliche Erfahrung bestätigt, dass Kant nicht zur Knechtung, sondern zur Befreiung der Geister gewirkt hat. Eine kräftige, mannhafte Gesinnung ist von ihm ausgegangen. Diese hat tatfrohe Jünger erzeugt. Ich erinnere nur an Fichte. Sie hat zum Wiederaufbau des preussischen Staates und zur moralischen Erstarkung des deutschen Lebens im Allgemeinen Grosses beigetragen. Die Schrötter, Auerswald, Schön u. a., welche an der Spitze jener patriotischen, 1813 von Königsberg ausgegangenen Erhebung standen, waren Kants Schüler gewesen. Seine eigene Ehrfurcht vor der Majestät des „kategorischen Imperativs“ hatte er auf die Jünglinge verpflanzt, und als Männer hatten diese dann kühn gewagt, was sie als ihre heilige Pflicht erkannten. Diese Gesinnung bildet auch noch in unseren Tagen einen Damm gegen alle Verweichlichung und Veräusserlichung des Lebens.*) Sorgen wir dafür, jeder an seinem Teile, dass sie unserem Volke erhalten bleibe, und dass Kants hohe Ideen von Menschenwürde, Recht und Freiheit kräftig erblühen, damit des Dichters Wort und Wunsch sich stets erfüllen:

„Einigkeit und Recht und Freiheit
Sind des Glückes Unterpfand.

---

*) Anm.: Vergl. auch: Rudolf Eucken, Der Kampf um einen geistigen Lebensinhalt, Leipzig 1896, Seite 364 f. und Rud. Eucken, Ein Wort zur Ehrenrettung der Moral, in Deutsche Rundschau, Heft 6, März 1899.

Blüh' im Glanze dieses Glückes,
Blühe deutsches Vaterland!"

Unserer Jugend aber können Eltern und Erzieher nicht oft und warm genug Kants Mahnruf ans Herz legen: „Junger Mann! versage Dir die Befriedigung (der Lustbarkeit, der Schwelgerei, der Liebe und dergleichen), wenn auch nicht in der stoischen Absicht, ihrer gar entbehren zu wollen, sondern in der feinen Epikurischen, um einen immer noch wachsenden Genuss im Prospekt zu haben. Dieses Kargen mit der Barschaft deines Lebensgefühls macht Dich durch den Aufschub des Genusses wirklich reicher, wenn Du auch dem Gebrauch derselben am Ende des Lebens grossenteils entsagt haben solltest. Das Bewusstsein, den Genuss in Deiner Gewalt zu haben, ist, wie alles Idealische, fruchtbarer und weiter umfassend, als alles, was den Sinn dadurch befriedigt, dass es hiermit zugleich verzehrt wird und so von der Masse des Ganzen abgeht."

Fassen wir zum Schluss das Gelesene noch einmal rückblickend zusammen, so sehen wir, dass kaum je unter einem so weithin leuchtenden Namen ein so stilles und einfaches Leben geführt worden ist . . . . Kant, der nie mehr als ein deutscher Professor war und sein wollte, ist in seiner Denk- und Handlungsweise die Einfachheit und Redlichkeit selbst . . . . In sich gesammelt, schreitet das Leben unseres Philo-

sophen langsam und sicher vorwärts mit vollkommener Regelmässigkeit, in zunehmender Selbstvertiefung; es bedarf und begehrt keine zerstreuenden Eindrücke von seiten der Aussenwelt, es haftet gleichsam an der Scholle und erinnert in dieser Hinsicht an Sokrates, welchen der Trieb der Selbsterforschung in Athen festhielt. Kant ist beinahe 80 Jahre geworden und hat seine Heimatprovinz niemals, seine Vaterstadt nur notgedrungen für einige Jahre verlassen .... In der bescheidenen, mühsam und spät errungenen Stellung eines akademischen Professors ist der anspruchslose Kant für alle Zeiten geworden: ein Lehrer nicht bloss der akademischen Jugend, sondern der Menschheit." *)

Dies Urteil gilt aber nicht nur von Kant als Gelehrten, sondern auch, wie wir gesehen haben, von Kant als Menschen. Denn auch als Charaktererscheinung ist Kant einzig in seiner Art. **Kant lebte, wie er lehrte!** Und gerade in dieser harmonischen Übereinstimmung seines Lebens mit seiner Lehre wird die bleibende Bedeutung Kants zu suchen sein. Denn gerade hierdurch erwies er sich als den echten Philosophen in des Wortes schönster Bedeutung. Ein solcher kann nur der ganz grosse und der ganz edle Mensch sein, der auch den Kleinen unter uns nützt nicht so sehr mit Lehren, als vielmehr dadurch, dass

*) Kuno Fischer, Geschichte der neueren Philosophie, Heidelberg, 1898, Bd. IV, Seite 40 und Seite 121.

er mit seinem Leben ein Beispiel gibt. Das tat Kant. Bei ihm vereinigen sich alle Charakterzüge zu einer seltenen und wahrhaft klassischen Übereinstimmung. Er zeigt uns, „dass man der kritischste Geist und doch fest in sich zusammengehalten, in seinem Wollen eindeutig bestimmt, in seinem Fühlen erhaben und einfach, im Denken tief und bescheiden sein könne."*) Als Beweis seiner schlichten Bescheidenheit und tiefen Lebensauffassung mögen einige von Kant 1780 auf den Tod des Kriegsrats und Professors der Rechtswissenschaft Dr. L'Estoq gedichtete Verse hier ihre Stelle finden:

„Der Weltlauf schildert sich so jedem Auge ab,
Wie ihn der Spiegel malt, den die Natur ihm gab.
Dem scheint's ein Gaukelspiel zum Lachen, dem zum Weinen,
Der lebt nur zum Genuss, der andere nur zum Scheinen;
Gleich blinde Torheit gafft einander spöttisch an,
Der tändelt bis in's Grab, der schwärmt im finstern Wahn.
Wird eine Regel nur dem Herzen nicht entrissen:
Sei menschlich, redlich, treu und schuldfrei im Gewissen!
— — — — — — — **Das andere ist nur Spiel,**
Denn Mensch und weise sein, ist Sterblichen zu viel!"

---

* Richter, Kant-Aussprüche.

Inhalt.

